This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

CULTURBILDER
AUS DEM CLASSISCHEN ALTERTUME
[illegible]

BUHR A
a39015 01809320 6b

DAS KRIEGSWESEN DER ALTEN

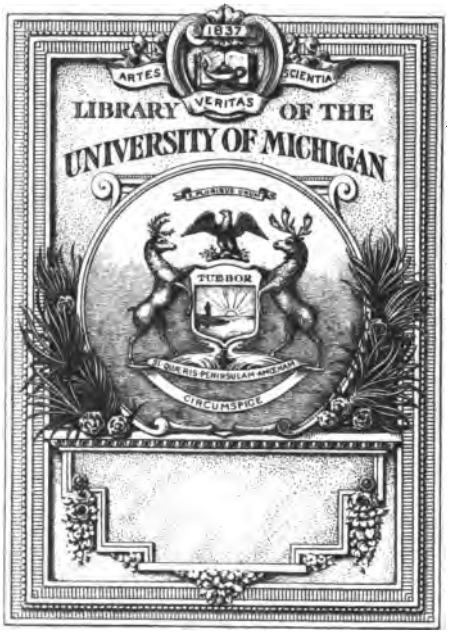
VON

DR. M. FICKELSCHERER

LEIPZIG
VERLAG VON [illegible]
[illegible]

K10

2/6


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

DE
61
.M5
F447

KULTURBILDER

AUS DEM

KLÄSSISCHEN ALTERTUME.

IV.

DAS KRIEGSWESEN DER ALTEN

VON

Dr. M. FICKELSCHERER.

LEIPZIG 1888.
VERLAG DES LITTERARISCHEN JAHRESBERICHTS
(ARTUR SEEMANN).

DAS

KRIEGSWESEN DER ALTEN

VON

Dr. M. FICKELSCHERER. 1853-

MIT ILLUSTRATIONEN.

LEIPZIG 1888.
VERLAG DES LITTERARISCHEN JAHRESBERICHTS
(ARTUR SEEMANN).

Latin
Blackwell
1-22-25
11253

Vorwort.

Im vorliegenden Bändchen iſt verſucht worden das Kriegsweſen der Alten auf ſeinen wichtigſten Entwickelungsſtufen in allgemein verſtändlicher Form darzuſtellen. Auf alle Einzelheiten der Heeresverfaſſung, Bewaffnung und Kampfweiſe einzugehen oder unerledigte Streitfragen zu erörtern verbot die Rückſicht auf den zugemeſſenen Raum. Möchte es trotzdem gelungen ſein, bei Verarbeitung des reichhaltigen Stoffes das Wiſſenswerteſte auszuwählen, ohne etwas Weſentliches vermiſſen zu laſſen!

Am ausführlichſten ſind die beiden hervorragendſten Völker des Altertums, Griechen und Römer, beſprochen worden. Doch iſt es rätlich erſchienen, auch ihre bekannteſten und bedeutendſten Gegner nicht ganz zu übergehen. Dagegen ſind die älteſten Staaten des Orients und Ägypten, die mit ihrer Geſchichte und ihren Schriftdenkmälern eine Sonderſtellung in der Altertumswiſſenſchaft einnehmen, ausgeſchloſſen worden.

Die zur Veranſchaulichung beigegebenen Abbildungen ſind faſt ſämtlich aus Schreibers kulturhistorischem Atlas ausgewählt. Eine ausführliche Einzelerklärung derſelben findet ſich in dem zu jener Sammlung erſchienenen Text-

buche, deſſen Verfaſſer mir die Abſchnitte über das Kriegsweſen ſchon während des Druckes mit dankenswerter Bereitwilligkeit zur Einſicht überlaſſen hat.

Bei Wiedergabe der griechiſchen Worte bin ich beſtrebt geweſen die urſprüngliche Form beizubehalten und nur bei denjenigen Eigennamen abgewichen, für welche der deutſche Sprachgebrauch unter Bevorzugung der lateiniſchen Ausſprache eine eigene Form geſchaffen hat. Wenn dabei die Grenze nicht durchgängig ſcharf innegehalten worden iſt, ſo bitte ich um wohlwollende Nachſicht.

Chemnitz i. S. im Mai 1888.

Dr. Martin Fickelscherer.

Inhalt.

		Seite
I.	Homeriſches Zeitalter	3
II.	Sparta und Athen bis zum Ausgange des peloponneſiſchen Krieges	26
III.	Das Söldnerweſen und ſein Einfluſs auf die griechiſche Kriegskunſt	50
IV.	Perſien	65
V.	Macedonier und Diadochen	72
VI.	Griechiſches Geſchützweſen	82
VII.	Feſtungen und Belagerungsweſen	88
VIII.	Griechiſches Seeweſen	107
IX.	Rom. Vorbemerkungen	123
X.	Das Heer der Königszeit und Republik	
	a.) Einteilung	128
	b.) Bewaffnung	135
XI.	Lager- und Marſchordnung	145
XII.	Marius und Cäſar	154
XIII.	Das Heer der Kaiſerzeit	169
XIV.	Dienſtverhältniſſe im römiſchen Heere	179
XV.	Befeſtigungen und Belagerungskrieg	191
XVI.	Flotte und Geſchütze der Römer	210
XVII.	Die wichtigſten Feinde Roms: Karthager, Kelten und Germanen	216

Das Kriegswesen des Altertums.

I.

Homerisches Zeitalter.

Die älteſten ſchriftlichen Nachrichten über das Kriegsweſen der Hellenen verdanken wir den homeriſchen Gedichten. Zwar iſt der Inhalt der Lieder von den Kämpfen vor Jlios, in denen die Götter ſelbſt als Zuſchauer oder Streiter teilnehmen, zweifellos ſagenhaft; ſagenhaft nicht minder der Bericht von den Irrfahrten des Odyſſeus und ſeiner nach manchem wunderſamen Abenteuer unter Pallas Athenes Schutz erkämpften Heimkehr in ſein Reich und ſein Haus; bei der Einzelmalerei dagegen ſchildert uns der Dichter in Bewaffnung, Heeresverfaſſung und Kampfesweiſe im weſentlichen die Formen ſeines eigenen Zeitalters, deſſen kriegeriſches Treiben ihn der Mühe überhob, für die Bilder, die er vor uns entrollt, Stoff und Zuthaten aus einer vergangenen Zeit zuſammenzuſuchen. Noch waren in Griechenland die Nachwirkungen jener gewaltigen Stammeswanderungen und Beſitzverſchiebungen nicht verwunden, zu denen der Einfall der Theſſaler in das ſpäter nach ihnen benannte Land und der Auszug der Dorier aus ihrer zu eng gewordenen Heimat, dem armen Gebirgsländchen Mittelgriechenlands, den erſten Anſtoß gegeben hatten. Erſt nach ſchweren und langjährigen Kämpfen gelang es jedem

einzelnen Volksſtamme ſich in den unbeſtrittenen Beſitz einer neuen Heimat zu ſetzen. In ſo bewegter Zeit war denn auch die Achtung vor fremdem Eigentums nur wenig ausgebildet. Gleich im Anfange des Berichtes über ſeine Erlebniſſe erzählt Odyſſeus den Phaiaken, wie er die Stadt der Kikonen, Ismaros, wohin ihn der Sturm getrieben, überfallen und zerſtört, die Männer getötet, die Frauen und die übrige Beute an die Seinen verteilt hat: alles dies, ohne einen Vorwurf von ſeinen Zuhörern befürchten zu müſſen. Gleich ihm thaten ja „die Beſten im Lande“, und Raubzüge nach Vieh, Schätzen und ſchönen Frauen waren etwas ganz Alltägliches. Raſch ſind die Feinde auf ſchnellſegelnden Schiffen gelandet, überfallen und plündern Stadt und Umgegend und ſind ebenſo eilig mit ihrer Beute wieder verſchwunden, ehe es den Bedrohten gelungen iſt, durch Feuerzeichen oder Alarmrufe die Hilfe der Nachbarn aufzubieten. Mit Mißtrauen und Bangigkeit begegnet man darum dem Fremdling oder ſieht man auswärtige Fahrzeuge landen, und die Frage, ob die Ankömmlinge Seeräuber ſind, iſt ganz üblich und hat nichts Verletzendes für den Gefragten.

Angeſichts ſolcher allgemeinen Unſicherheit wurde frühzeitig das Bedürfnis empfunden, ſich zu gemeinſamer Abwehr feindlicher Angriffe oder zu Rachezügen für erlittene Unbill durch Schutz- und Trutzbündniſſe an Nachbarſtaaten anzuſchließen. Die Führerſchaft in einem derartigen Verbande geſtand man naturgemäß dem Fürſten zu, welcher als der befähigtſte Anführer des Heeres erſchien oder über die meiſten Krieger gebot, wie Agamemnon im Heereszuge gegen Troja. Seinem Aufgebote leiſten der Sage nach alle Fürſten Griechenlands Heeresfolge. Jedes Haus muß einen Kämpfer ſtellen, unter mehreren waffenfähigen Söhnen entſcheidet das Los. Das Loskaufen vom Kriegsdienſte war jedoch ſchon damals nichts Unbekanntes. Der reiche Si-

kyonier Echepolos giebt vor dem Zuge nach Troja dem Agamemnon ein Roß, um von der Heeresfolge entbunden daheim bleiben zu können und ſich in behaglicher Ruhe ſeines Beſitzes zu freuen. So feig dachten aber wohl nur wenige. Die meiſten ſahen das Kriegshandwerk als den würdigſten Beruf des Mannes an. Nicht nur in Geld und Gut, auch in der Achtung der Zeitgenoſſen, nicht zum mindeſten der Frauen, findet nach des Dichters Worten die Tapferkeit ihren ſchönſten Lohn, ſie adelt auch den geringen Mann und erſchließt ihm das Haus des Begüterten für ſeine Brautwerbung. Schon der Anblick der Waffen übt eine magnetiſche Gewalt auf das Männerherz aus, als ſchönſte Zier ſchmücken Rüſtungen die Wände des Männerſaales, niemals geht der freie Mann unbewehrt aus, und ſelbſt beim Reigentanze trägt der Jüngling den Dolch im Gürtel. Gleich einem Familienkleinod werden beſonders wertvolle Waffen vom Vater auf den Sohn vererbt, und der Held weiß dem Helden nichts Schöneres zum Andenken oder als Beweis der Freundſchaft zu ſchenken als ſchön gearbeitete Rüſtungen.

Was für Meiſterwerke aus der Hand des Erzarbeiters ſchon damals hervorgingen, zeigt die Bewaffnung des Achilleus, bei deren Schilderung dem Dichter gewiß dies oder jenes Prachtſtück zeitgenöſſiſcher Waffenſchmiedekunſt vorgeſchwebt haben mag. Denn auch ſterbliche Meiſter verſtehen bereits das Geheimnis das Eiſen zu ſtählen und ihm ſchillernde Farbentöne zu geben oder in getriebener Arbeit die Zieraten auf dem Metalle anzubringen, welche den Krieger weithin kenntlich machen und von anderen Helden unterſcheiden.

Das Metall, aus welchem im homeriſchen Zeitalter die Waffen geſchmiedet werden, iſt vorwiegend die Bronze. Zwar iſt der Gebrauch und die Verarbeitung des Eiſens bekannt, indeſſen findet es wegen ſeiner Seltenheit in der

ältesten Zeit meist nur zu Werkzeugen Verwendung. In der Odyssee, welche eine vorgeschrittene Kultur schildert, erscheint es bereits allgemeiner im Gebrauch und dient häufiger als in der Jlias auch zur Herstellung von Waffen,

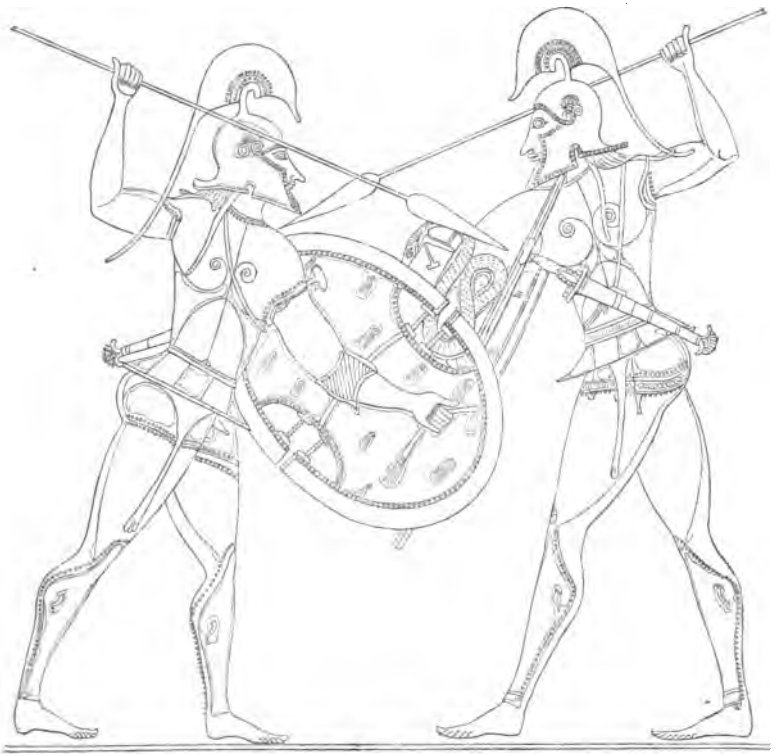


Fig. 1. Kämpfende Krieger.

ohne daß indes in deren Formen eine wesentliche Veränderung eintritt. Vielmehr blieb die Rüstung der homerischen Helden mit geringfügigen Abweichungen noch jahrhundertelang, bis in die geschichtliche Zeit herab, das Vorbild für

die Bewaffnung der Bürgerwehren in den Hauptſtaaten Griechenlands.

Das Haupt des Kriegers bedeckte der Helm (Fig. 1). Urſprünglich nur die abgezogene Kopfhaut eines Tieres, wurde er bald aus widerſtandsfähigerem Stoffe, dem Erze, gefertigt. Seine Wölbung beſteht aus einer oder mehreren Metallſchichten und war nicht ſelten mit Filz gefüttert ſowie mit Lederriemen durchzogen. Zum Schutze des Geſichtes dienten Backenſtücke am Helmriemen ſowie eine ſchmale

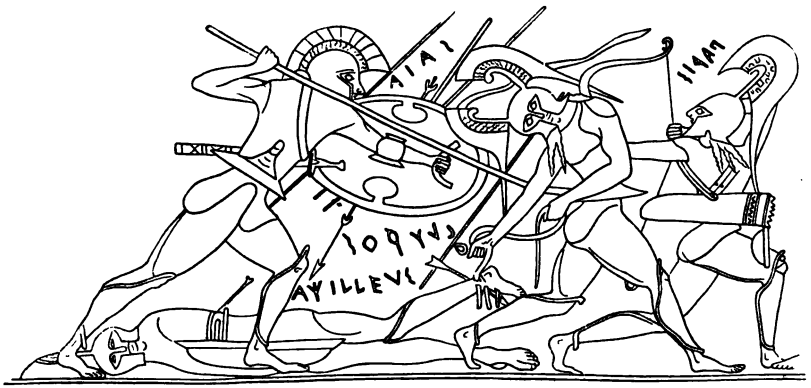


Fig. 2. Kampf um den Leichnam Achills. Aus einem chalkidiſchen Vaſenbild.

Fortſetzung des Stirnſchirmes bis zur Naſenſpitze; bei manchen Formen blieben nur die Augen unbedeckt (Fig. 2).

Eine weitere Vervollkommnung erfuhr dieſe Metallhaube dadurch, daß man auf ihr, namentlich zum Schutze gegen Kopfhiebe, einen oder mehrere bis zum Nacken oder ſeitwärts bis zur Schulter reichende Bügel anbrachte (Fig. 2). Auf oder zwiſchen ihnen — die Art der Befeſtigung iſt nicht ſicher — ragte der Helmbuſch aus Pferdehaaren empor, den wohlhabende Krieger ſogar mit Purpur färbten.

So furchtbar der Anblick dieſes Hauptſchmuckes im Kampfe ſein mußte, ſo wenig konnte er am Platze erſcheinen,

wenn es darauf ankam, unbemerkt zu bleiben. Für nächtliche Schleichwege wählte man — so Odysseus und Diomedes im 10. Buche der Ilias — eine mit Filz gefütterte Haube aus Rindshaut, die mit Schweinshauern besetzt war, einem Schmucke, in dem wir noch eine Erinnerung an die ursprüngliche Form des Helmes erblicken können.

Eine Vorrichtung zum Schutze des Halses findet sich in der ältesten Zeit nicht erwähnt und war, nach den zahlreichen Verwundungen gerade dieser Körperstelle zu schließen, auch nicht vorhanden. Brust und Leib bis etwa zur Hüfte herab schützte der Panzer (Fig. 1 und 2). Er bestand aus zwei gewölbten Hälften, dem Brust- und Rückenstück, die

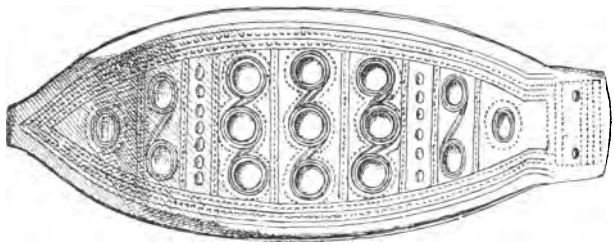


Fig. 3. Bronzener Gürtelbeschlag aus Euboia.

unter den Armen durch Schnallen und Riemen verbunden waren. Unter demselben trug man zum Schutze der Weichen eine breite mit Blech beschlagene Lederbinde, die häufig mit Verzierungen geschmückt war (Fig. 3). Ob am Panzer noch ein Schurz von Lederstreifen, wie in späterer Zeit, sich befunden hat, ist nicht sicher nachzuweisen. Auf den ältesten Darstellungen ist nur der über den Unterleib herabreichende Leibrock sichtbar (Fig. 4).

Da ein solcher Brustharnisch einen bedeutenden Wert darstellen mochte, so war nicht jeder in der Lage sich ihn anzuschaffen. Minder bemittelte oder weniger kräftige Krieger trugen den Panzer von Linnen, ein gestepptes Koller, das

mit Metallplatten beſchlagen war oder auch nur durch ſein weiches Futter Hiebe und Stiche abſchwächen ſollte.

Allgemein aber ſcheint der Gebrauch der Beinſchienen geweſen zu ſein, ſo allgemein, daß das Beiwort „beinumſchient“ den geſamten Achaiern regelmäßig vom Dichter beigelegt wird. Zum Schutze des Beines von den Knieen abwärts beſtimmt ähnelten ſie dem Schafte der heutigen ſogenannten Kanonenſtiefel (Fig. 5 und 6) und beſtanden aus Bronze, die des Achilleus aus dem ſeltenen und darum koſtbaren Zinn. Als Befeſtigung dienten Spangen an den

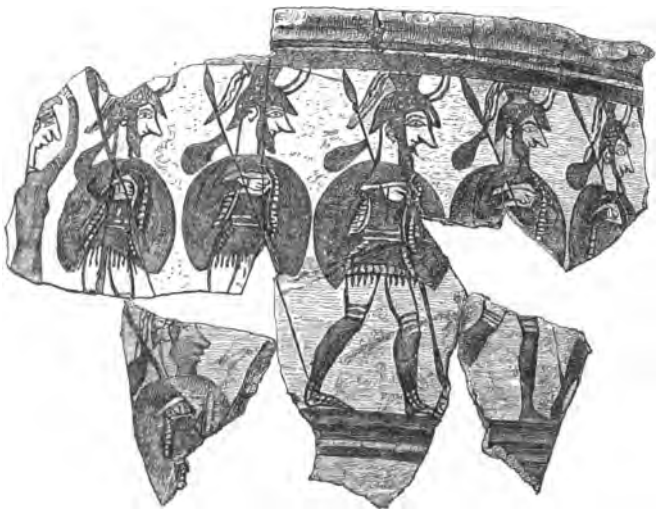


Fig. 4. Krieger im Ausmarſch. Mykeniſche Vaſenſcherbe.

Knöcheln. Eine zweite derartige Vorrichtung erſcheint uns auch unterhalb der Kniee notwendig, iſt aber nirgends nachweisbar.

Mit dem Anlegen der Beinſchienen begann das Rüſten des Kriegers zum Kampfe, da im Panzer das Bücken ſehr beſchwerlich fallen mußte. So heißt es von Alexandros (Paris):

„Eilend fügt er zuerſt um die Beine die bergenden Schienen
Blank und ſchön, anſchlieſsend mit ſilberner Knöchelbedeckung;
Weiter umſchirmt er die Bruſt ringsher mit dem ehernen Harniſch
Seines tapferen Bruders Lykaon, der ihm gerecht war;
Hängte ſodann um die Schulter das Schwert voll ſilberner Buckeln,
Eherner Kling'; und darauf den Schild auch, groſs und gediegen.“

Das letzte der Waffenſtücke, welche der Kämpfer anlegt, der Schild, iſt zugleich für die Verteidigung das wichtigſte. Zwei Formen desſelben werden in jener Zeit nament-

Fig. 5.

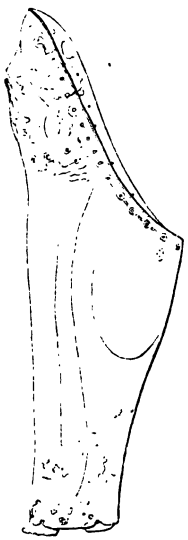


Fig. 6.

Beinſchienen.

lich unterſchieden: der lange ovale, vom Dichter der „mannumhüllende“ genannt, welcher den Mann faſt bis zu den Füßen herab deckte (Fig. 7), aber durch ſeine Größe dem Kämpfer nicht nur oft läſtig, ſondern unter Umſtänden ſogar verderblich wurde, wie dem Patroklos im Kampfe gegen

Hektor, und der etwas kleinere, kreisrunde, „nach allen Seiten gleiche“, der wegen ſeiner größeren Handlichkeit auch von den hervorragendſten Kämpfern nicht verſchmäht wird, wenn es gilt, im Zweikampfe Hieb oder Stoß raſch zu parieren. (Fig. 8.)

Die Beſtandteile waren bei beiden Arten die gleichen: auf einem Geſtelle von Holz oder Metall waren mehrere, vier bis sieben Rindshäute über einander geſpannt und darüber auf der Außenſeite eine mehr oder weniger kunſtreich verzierte Metallplatte durch Nägel am Rande feſtgenietet. Im Mittelpunkte des Schildes wölbte sich der Buckel oder Nabel, neben dem auch noch eine Anzahl kleinerer Erhöhungen als Zieraten vorkamen, wie am Schilde Agamemnons.

An der Innenſeite befanden ſich Handhaben. Durch die obere ſteckte man den linken Arm, die untere faßte man mit der Hand (Fig. 1). Indes ſcheinen dieſe Vorrichtungen nur beim kleineren

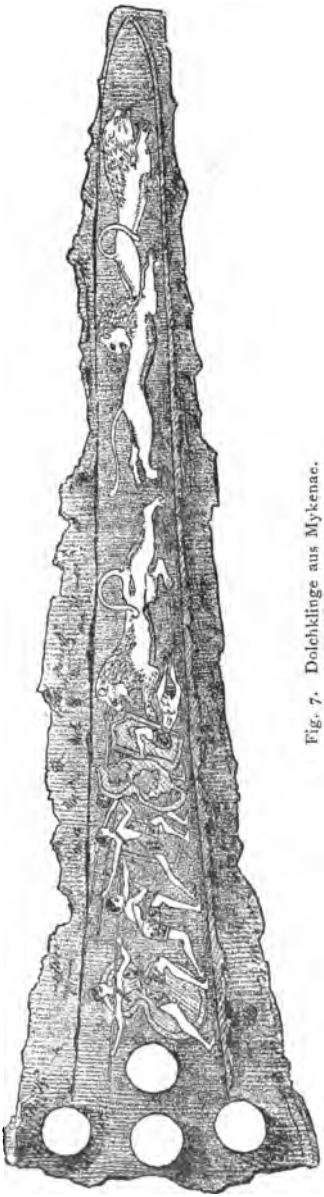


Fig. 7. Dolchklinge aus Mykenae.

Schilde vorhanden gewesen zu sein, der große wurde wahrscheinlich lediglich mit dem Wehrgehänge regiert, einem Riemen, der von der linken Schulter herab unter der rechten

Fig. 8. Von Nereidenmonument.

Achsel hinwegging und etwa in der Mitte der Wölbung befestigt sein mochte (Fig. 7).

Schließlich sei noch erwähnt, daß bei Homer auch ein kleiner Rundschild, der „geflügelte“ genannt, Erwähnung

findet. Unter den verſchiedenen Erklärungen dieſes Beiworts erſcheint vorläufig die am meiſten wahrſcheinlich, daß damit der aus ſpäterer Zeit bekannte, übrigens auch bei den alten Mexikanern vorkommende Schild mit dem Schurze gemeint iſt, welcher bei aller Leichtigkeit gute Deckung gewährte (Fig. 9). Das Wehen und Flattern des herabhängenden Tuches mag zu jener Bezeichnung Anlaß gegeben haben. Weniger überzeugend iſt die Anſicht, es ſei an einen Überzug oder Beſatz von Federn zu denken oder es habe lediglich die Handlichkeit jener Waffe durch „geflügelt“ bezeichnet werden ſollen.

Fig. 9.
Schild mit Fahne. Vaſenbild.

Unter den Angriffswaffen iſt die wuchtigſte die über mannshohe Lanze (Fig. 7) aus Eſchenholz, deren oberes Ende die zwei- oder vierſchneidige Spitze trägt. Letztere lief nach unten in eine Röhre aus und wurde mittelſt dieſer auf den Schaft aufgeſetzt (Fig. 10 u. 11). Als Gegengewicht befand ſich am anderen Ende desſelben der Fuß,

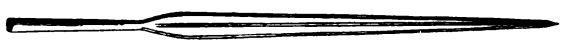


Fig. 10. Lanzenſpitze.

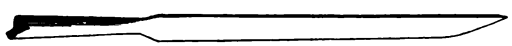


Fig. 11. Lanzenſpitze.

ein Stachel, an dem man auch die Lanze in die Erde ſtieß, wenn man ſie nicht brauchte.

Der Gebrauch dieſer Waffe war ein doppelter: zum Stoße im Nahkampf oder zum Wurfe, im letzteren Falle

wohl kaum auf weite Entfernung. Z. B. wird die Breite des Grabens um das griechische Schiffslager dem Speerwurfe eines kräftigen Mannes gleich gerechnet. Weitere Tragfähigkeit besaß der kurze Wurfspieß, Akontion, die Waffe der geringeren Kämpfer.

Hat die Lanze oder der Wurfspieß seine Schuldigkeit gethan, oder ist zerbrochen, dann greift der Krieger nach

Fig. 12. Schwert aus Mykenae.

dem Schwerte (Fig. 12). Dieses konnte, um die Bewegungen des Kämpfenden nicht zu hindern, nur von mäßiger Länge sein und war vorwiegend für den Stich bestimmt, um verwundeten Feinden in den Hals oder Unterleib den Todesstoß zu versetzen, wurde nicht selten aber auch als Hiebwaffe gebraucht, wie von Menelaos, als er mit wuchtigem Streiche den Helm seines Gegners Paris spalten will.

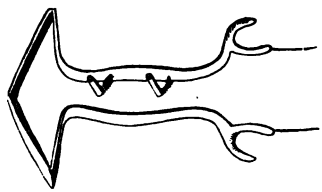


Fig. 13. Schwertgriff.

Am Knaufe befanden sich mehrere Nietlöcher, durch welche zur Befestigung eines handlichen Griffes von Holz oder Elfenbein metallne, oft silberne oder goldene Nägel (Fig. 13) geschlagen waren.

Die Scheide wird in der Regel aus Leder bestanden haben und war je nach dem Stande des Kriegers mehr oder weniger reich verziert, in der Odyssee wird sogar eine solche aus Elfenbein genannt.

Als Schwertkoppel diente ein über die rechte Schulter getragener, nach der linken Hüfte herabreichender Riemen (Fig. 1 u. 2).

Von anderen Waffen für den Nahkampf finden vereinzelt die Streitaxt, einmal auch die Keule Erwähnung, letztere jedoch nur in einer Erzählung Neſtors aus ſeiner weit zurückliegenden Jugendzeit. Ihr Gebrauch ſcheint daher ſchon damals der Vergangenheit angehört zu haben.

Zum Angriffe aus größerer Entfernung diente namentlich der Bogen aus zähem Holze oder, wie der des Pandaros in der Jlias, aus zwei durch Metallbeſchlag verbundenen Tierhörnern. Die Sehne aus Rindsdarm wurde zur Bequemlichkeit beim Abſpannen nach dem Kampfe an dem einen Ende mit einem Ringe oder Häkchen befeſtigt (Fig. 14) und öfters erneuert. Nach längerer Unthätigkeit wurde der Bügel vor dem Gebrauche erwärmt und mit Talg eingefettet. Um zu ſchießen beugte ſich der Schütze meiſt in die Kniee oder ſtemmte wohl auch ein Ende des Bogens auf die Erde auf. Bisweilen eilte er mit dem Vorkämpfer in das Schlachtgewühl und ſuchte hinter deſſen mächtigem Schilde Deckung, wie Teukros bei ſeinem Halbbruder Ajas.

Fig. 14. Bogenſpannender Herakles.

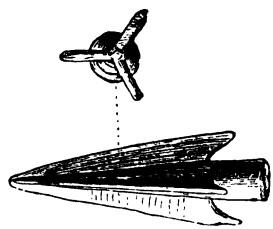


Fig. 15. Pfeilſpitze; von der Seite und von der Spitze geſehen.

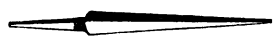


Fig. 16. Pfeilſpitze.

Der Pfeil beſteht aus einem am unteren Ende gekerbten und gefiederten Rohrſchafte, in welchem die mit zwei oder mehr Widerhaken verſehene bronzene Spitze (Fig. 15 u. 16) mit einer Schnur befeſtigt iſt. Häufig dringt letztere in die Wunde mit ein und verzögert deren Heilung. Mit Gift die Geſchoſſe zu beſtreichen war nicht üblich und muß als

unerlaubt gegolten haben. Wenigſtens wird an einer Stelle der Odyſſee berichtet, daß Jlos in Ephyre der Bitte des Odyſſeus um Gift zum Beſtreichen der Pfeile aus Scheu vor den Göttern zu willfahren ſich geweigert habe.

Zur Aufbewahrung der Geſchoſſe diente der mit einem Deckel verſchließbare Köcher aus Leder oder Geflecht, den man auf dem Rücken oder auch an der linken Seite zu tragen pflegte (Fig. 2).

Nicht ſo allgemein wie das Schießzeug war die Schleuder im Gebrauch. Nur die Lokrer unter Führung des oïliſchen Ajas bedienten ſich derſelben. Sie beſtand aus einem nicht allzu breiten Streifen Wolle, in deſſen Mitte der Stein gelegt wurde. Nachdem durch Drehen im Kreiſe ein nötige Schwung erreicht und das Ziel gefaßt war, wurde das eine Ende losgelaſſen, worauf das Geſchoß in der gewünſchten Richtung fortflog.

Als Erſatz für alle dieſe Fernwaffen verſchmäht es der Kämpfer übrigens nicht, im Notfalle den erſten beſten Stein nach dem Feinde zu werfen. Selbſt der Bundesfeldherr Agamemnon ſchreitet vor der Schlacht mit Steinen in der Hand die Front der Seinen ab.

Die Wirkung der geſchilderten Ausrüſtung zum Schutze oder Angriffe richtete ſich begreiflicherweiſe nach der Feſtigkeit des zur Herſtellung verwendeten Materials, nicht zum wenigſten aber nach der Körperſtärke des Kriegers. Speerwürfe, welche durch beide Schläfen dringen oder Schild und Panzer zugleich durchbohren, Schwerthiebe, welche den Arm vom Rumpfe trennen, ſind Leiſtungen, die von gewaltiger Kraft zeugen und eine unaufhörliche Übung in den Waffen zur notwendigen Vorausſetzung haben.

Dies war auch in der That der Fall. Häufige Übungen in ritterlichen Spielen, Jagd gegen gefährliche wilde Tiere, wie Löwen, Bären oder Wildschweine, waren die Schule,

in welcher die Jünglinge für ihren ſpäteren Beruf herangebildet wurden, die Männer ihre Kraft immer friſch erhielten und ihren Mut erprobten. Das Bild eines Turniers in jener Zeit führt uns der Dichter in den Leichenſpielen vor, welche Achilleus zu Ehren ſeines gefallenen Freundes Patroklos veranſtaltet. Im Wagenrennen, Fauſtkampf, Kugelwurf, Bogenſchuß, Speerwerfen ringen da die Helden der Achaier um die von dem Peliden ausgeſetzten Preiſe.

Auffällig könnte es erſcheinen, daß unter dieſen ritterlichen Künſten des Reitens nicht gedacht wird. Ganz fremd war es allerdings der homeriſchen Zeit nicht. Einmal wird es als eine von der Menge angeſtaunte Kunſt erwähnt, daß ein Mann, der Pferde reitet, von einem auf das andere ſpringt; ein anderes Mal wird berichtet, daß Odyſſeus und Diomedes ſich auf die Roſſe des Rheſos ſchwingen und fortſprengen, als ſie vom nächtlichen Überfall des thrakiſchen Lagers heimeilen*); einen Kampf zu Pferde kennt die älteſte Zeit jedoch nicht. Die vornehmen Krieger bedienten ſich des Streitwagens, eines zweirädrigen Gefährtes, deſſen Beſtandteile aus hartem Holze, Buche oder Eiche, gefertigt wurden. Auf dem häufig reich verzierten Stuhle aus Rutengeflechte ſtand der Wagenlenker mit den Zügeln in der Hand, zu ſeiner Rechten der Kämpfer, beide nicht ſelten durch verwandtſchaftliche Beziehungen verknüpft, wie Hektor und Kebriones, Iſos und Antiphos. Vorn an der unbeweglichen Deichſel war das Joch befeſtigt, an welches die Pferde mit Gurten um den Bug geſpannt ſind. Brach dieſes, ſo rannten die Roſſe ſcheu davon, denn Zugſtränge waren noch unbekannt (Fig. 17.). Zur Reſerve trabte bisweilen neben den Zugtieren noch ein Beipferd, wie der ſterbliche Pedaſos neben den unſterblichen Xanthos und Balios des Achilleus.

*) Nicht verſchwiegen ſei übrigens, daſs der Bericht von jenem Abenteuer, das 10. Buch der Jlias, allgemein als einer der ſpäteſten Zuſätze zum Heldenliede angeſehen wird.

Das Gewicht eines ſolchen Wagens iſt allem Anſcheine nach nicht ſehr bedeutend geweſen. Ohne Aufenthalt fährt

Fig. 17. Krieger und Wagenlenker auf dem Zweigeſpann

er über Leichen und Gräben, im Notfalle konnte ihn ſogar ein kräftiger Mann auf den Schultern forttragen.

Aus einer Betrachtung der Kampfesweiſe im homeriſchen Zeitalter geht unzweifelhaft hervor, daß von einem einheitlichen Plane und einer zielbewußten Leitung in der Schlacht noch nicht die Rede ſein kann. Von ihren Anführern, den Königen, und Unterbefehlshabern geleitet ziehen nach genoſſenem Frühmahle — nüchtern kämpft es ſich nicht gut, bemerkt weiſe Odyſſeus — die Scharen in den Kampf. Beim Anblick des Feindes wird das Kriegsgeſchrei erhoben, ob unter Begleitung von Muſikinſtrumenten iſt fraglich, obgleich die Trompete bereits bekannt iſt. Während das Gefolge zurückbleibt und durch Speer- oder Steinwurf, durch Pfeilſchüſſe oder Schleudern aus der Ferne an der Schlacht teilnimmt, eilen die Edelſten und Tüchtigſten des Heeres allen voran auf ihren Streitwagen dem Feinde entgegen. Häufig ſpringen ſie auch herab, um zu Fuß den Strauß auszufechten. In ihren Reihen fällt die Entſcheidung, weil von dem Schickſale der Vorkämpfer auch das Verhalten ihrer Mannen abhängig iſt und ein einziger ſiegreich vorſtürmender Krieger oft den Ausgang der Schlacht beſtimmt.

Nicht ſelten geht dem Angriffe zweier Vorkämpfer eine trotzige Begrüßung voraus, bei der Schimpfwörter nicht geſpart werden.

„Nicht, du Hund, bei den Knieen beſchwöre mich, noch bei den Eltern;
Daſs doch Zorn und Wut mich erbitterte, roh zu verſchlingen
Dein zerſchnittenes Fleiſch!“

ruft Achilleus dem Hektor zu, als dieſer den Verſuch macht wegen des Begräbniſſes zu verhandeln.

Einander unbekannte Gegner fragen ſich nach dem Namen, wie Achilleus den Aſteropaios, Diomedes den Glaukos, in dem er einen Gaſtfreund ſeines Vaters erkennt und von dem er mit dem Verſprechen ſcheidet ihn in der Feldſchlacht künftig zu meiden. So freundſchaftlich enden indes

die Begegnungen der Helden nur ausnahmsweise. In Wurfesweite entsendet oder erwartet man die Lanze. Ist der Feind getroffen und kann seinen in der Nähe haltenden Streitwagen nicht mehr erreichen, so eilt der Sieger rasch auf den Verwundeten los, um ihm den Todesstoß zu versetzen, wenn er nicht seine Bitte um Schonung gegen Lösegeld erhört. Sind jedoch die Würfe fehl gegangen oder durch raschen Vorstoß des Schildes unschädlich aufgefangen worden, so springen beide Gegner auf einander los und suchen, Schild gegen Schild gestemmt, einander zu Falle zu bringen, oder durch einen raschen unparierten Schwerthieb Helm und Haupt zu spalten. Triumphierend setzt der Überwinder den Fuß auf den Unterlegenen und beeilt sich den Leichnam seiner Rüstung zu berauben, womöglich auch noch den Streitwagen des Gefallenen zu erbeuten.

Das Vorhaben gelingt indes nicht immer, oft erst nach neuem schweren Kampfe. Waffengefährten des Erschlagenen oder seine untergebenen Krieger eilen herzu, um seine Rüstung zu verteidigen oder wenigstens den Leib für die Bestattung zu retten. Denn eine freiwillige Rückgabe der im Kampfe Gebliebenen kennt jene Zeit noch nicht. Der tote Feind wird den Hunden und Raubvögeln zum Fraße hingeworfen, vorher in wilder Siegesfreude schmählich verstümmelt. Als Hektor gefallen ist, treten die Achaier in Menge herzu und lassen, wie die Meute am erlegten Wilde, an ihm durch Stiche und Hiebe ihre Wut aus. Selbst Anerbietungen reichen Lösegeldes seitens der Angehörigen befreien nicht immer von dieser unwürdigen Behandlung.

Nur wenn auf beiden Seiten der Schlachtengott reiche Ernte gehalten hat, wird von den kämpfenden Heeren eine Waffenruhe vereinbart, während welcher jede Partei ihre Toten einsammelt und begräbt. Bei solch schmerzlichem Geschäfte mag namentlich die Sehnsucht nach Beendigung des Blutvergießens die Oberhand gewonnen und

der Gedanke ſich mächtig aufgedrängt haben, den Krieg unter geringeren Verluſten durch einen Zweikampf zwiſchen den erſten Helden zum Austrag zu bringen, deſſen Entſcheidung beide Parteien ſich unterwerfen ſollen. Von derartigen Verſuchen berichtet die Jlias wiederholt. Paris ſtellt ſich dem Menelaos, Ajas dem Hektor zum Einzelkampfe. Herolde überbringen die Herausforderung, unter Opfern gelobten ſich die Völker die Kampfesbedingungen ehrlich zu beobachten, auch Rückgabe zur Beſtattung wird beiderſeits verſprochen. Während das übrige Heer in angemeſſener Entfernung zuſchaut, meſſen Waffengefährten der beiden Streiter den Platz ab und loſen, wer den erſten Wurf thun ſoll. Von da an gilt jede Art den Gegner zu bekämpfen für erlaubt. Menelaos würgt Paris am Riemen des Helmes, ja, Hektor und Ajas werfen, nachdem die Lanzen verſchoſſen ſind, mit Steinen nach einander. Verläuft der Kampf ohne Entſcheidung, dann treten bei Einbruch der Dunkelheit die Herolde, die bis dahin den Verlauf des Waffenganges als Zeugen überwacht haben, Einhalt gebietend mit ihren Stäben zwiſchen die Kämpen, welche dann mit ritterlichem Gruße und nach gegenſeitiger Beſchenkung von einander ſcheiden.

Fällt nach dem bisher Geſagten den Kriegern in Reih und Glied nur eine untergeordnete Rolle zu, ſo iſt doch ihr vereinigtes Auftreten nicht ohne Wert und Bedeutung, namentlich wenn ſie den Rückzug zu decken haben. Schild an Schild, Helm an Helm, Mann an Mann ſchließen ſie ſich zu feſt gedrängter Maſſe zuſammen und ſtellen ſich dem vorſtürmenden Feinde wie eine Mauer entgegen (Fig. 18).

In der Bildung dieſer Knäuel, deren feſtes Gefüge der Dichter mit einem Felſen oder Turme vergleicht, wird man nicht mit Unrecht die Anfänge der ſpäteren Phalanx erblicken.

Die einzelnen Abteilungen des Fußvolkes befehligen

Kriegshauptleute, bei den Myrmidonen je einer über fünfhundert Mann, welche auch den Feldherrn beim Ordnen der Scharen zum Auszuge unterstützen. Anderwärts werden Anführer über je hundert Krieger erwähnt, als ein Überfall der Trojaner befürchtet wird und größere Abteilungen die Feldwache beziehen. Daß auch sonst der Postendienst vor dem Lager regelmäßig versehen wurde und zur Kontrolle

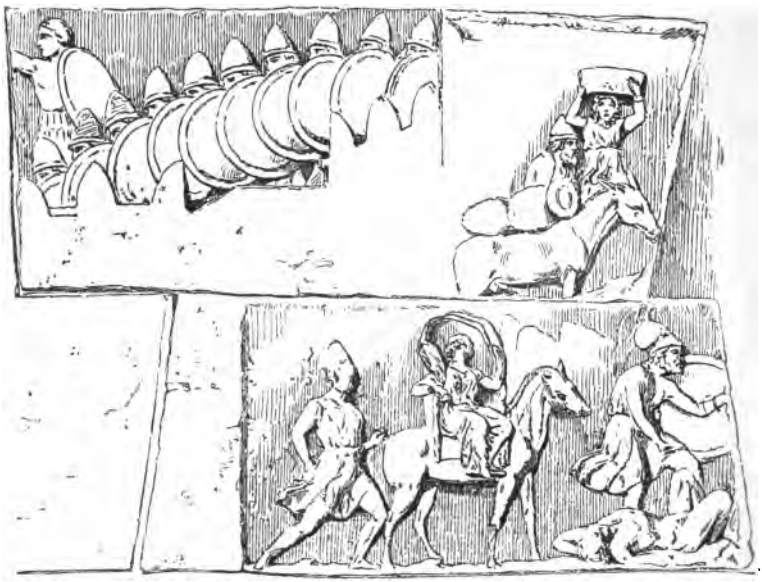


Fig. 18. Belagerungsscene. Relief von Gjölbaschi.

eine Runde seitens der Fürsten eingerichtet war, ist ausdrücklich bezeugt.

Denn ebenso wie das Griechenheer es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Feindesstadt zu erstürmen und zu vernichten, geht auch das Streben der Trojaner dahin, sich dadurch ihrer Bedränger zu entledigen, daß sie ihnen Lager und Schiffe verbrennen. Zur Abwehr solcher Angriffe ist

auch die Zeltſtadt der Belagerer mit den dahinter auf das Land gezogenen Schiffen durch Graben, Wall, Türme und Paliſſadenzaun befeſtigt. Über die Einrichtungen im Innern derſelben beſitzen wir indes nur ſpärliche Angaben. In der Mitte befindet ſich der Verſammlungsplatz des Heeres mit den Opferaltären; doch müſſen auch außerdem größere freie Plätze innerhalb der Umwallung vorhanden geweſen ſein, wie aus der Schilderung der Leichenſpiele zu Ehren des Patroklos hervorgeht. Den Verkehr zwiſchen den einzelnen Völkerſchaften vermitteln breite Straßen. Die einzelnen Zelte oder beſſer Hütten der Krieger beſtehen aus Holz, vermutlich Fachwerk, ihre Bedachung aus Schilf, und richten ſich in ihren Größenverhältniſſen nach dem Range des Bewohners. Das des Achilleus z. B. zerfällt in mehrere Abteilungen und wird von einem Vorhofe mit verſchließbarer Pforte umgeben. Auch das des Rheſos muß von beträchtlichem Umfange geweſen ſein, da ſein Inneres als Schlafſtätte für dreizehn Männer und zugleich als Stall für die Roſſe dient.

Weit ſchwieriger als die Beſchaffung der Wohnungen war die Regelung der Verpflegung. Reichen die Sendungen befreundeter Nachbarn nicht aus*), ſo werden Raubzüge in näherer oder weiterer Umgebung veranſtaltet. Achilleus allein rühmt ſich dreiundzwanzig Städte im troiſchen Gebiete zerſtört zu haben und jedesmal mit reicher Beute heimgekehrt zu ſein.

Der Ertrag ſolcher Unternehmungen an Brodkorn ſcheint den Schaffnern, einer Behörde, welche das Getreide an die Mannen verteilte, überwieſen worden zu ſein.

Vieh, koſtbares Gerät und Sklavinnen werden an die

*) Thukydides berichtet ſogar, daſs von einem Teile des Heeres auf der thrakiſchen Cherſones regelmäſsiger Ackerbau getrieben worden ſei, um den Belagerern Getreide zu liefern.

Teilnehmer am Zuge gleichmäßig, meiſt durch das Los verteilt, nachdem ſich der Oberfeldherr nach Gutdünken den Löwenanteil ausgewählt und für die Götter zu Opfern oder Weihgeſchenken einen weiteren Abzug gemacht hat. Auch die Helden, die ſich bei der Erbeutung beſonders hervorgethan haben, erhalten vor der Verloſung ein beſonderes Ehrengeſchenk aus dem Raube. Außerdem finden ihre Verdienſte ganz im Geiſte eines Zeitalters, das aus ſeiner Freude an Eſſen und Trinken kein Hehl macht, durch größere Portionen beim Mahle und reichlicher zugemeſſenen Trunk Anerkennung. Der Becher des Tapfern ſteht nimmer leer. Anderweitige Belohnungen für die Kriegsdienſte kommen nur bei den Troern vor, welche den Beiſtand ihrer Bundesgenoſſen durch ſchwere Opfer an Schätzen erkaufen müſſen. Im Griechenheere dagegen iſt ein derartiger Sold unbekannt.

Für die Pflege bei Verwundungen ſorgen zwei Söhne des Heilgottes Asklepios ſelbſt, Podaleirios und Machaon. Sie ſchneiden die Pfeile aus, ſaugen das Blut aus der Wunde, legen lindernde Kräuter auf und genießen dafür, obwohl ſich ihre Hilfeleiſtung auf ſo äußerliche Behandlung beſchränkt, bei ihren Zeitgenoſſen hohes Anſehen. „Ein Arzt wiegt viele andere Männer an Wert auf“.

Öfters legt auch ein in der Heilkunde erfahrener Waffengefährte dem andern den erſten Verband an, wie Achilleus dem Patroklos (Fig. 19), oder man ſucht durch einen Blutſegen das hervorquellende Blut zu beſprechen, ſo Odyſſeus, als er in ſeinen Jugendjahren beim Jagen auf dem Parnaſſos von den Hauern eines Ebers verwundet worden iſt.

Innere Krankheiten, Seuchen und Peſt, gelten als Heimſuchungen der erzürnten Gottheiten und ſpotten darum menſchlicher Kunſt. Nur durch Opfer und Gebete oder Sühnung des Frevels, welcher den Groll der Himmliſchen erregt hat, vermag der Sterbliche dem Wüten ſolcher

Plagen Einhalt zu thun. Als Helfer in der allgemeinen Ratloſigkeit und Niedergeſchlagenheit gelten nur die Prieſter und Seher, vor deren Ausſprüchen ſich auch ſonſt ſelbſt

Fig. 19. Patroklos von Achill verbunden.

der Oberfeldherr und ſein Kriegsrat ohne Widerſpruch beugen muß.*)

*) Belagerungskunſt und Schiffahrt des homeriſchen Zeitalters ſoll in einem anderen Zuſammenhange dargeſtellt werden.

II.

Sparta und Athen bis zum Ausgange des peloponnesischen Krieges.

Für die Entwickelung des helleniſchen Kriegsweſens in geſchichtlicher Zeit wurde namentlich Sparta tonangebend. Die tapfere Doriergemeinde, die trotz ihrer Minderzahl ſich in der Eurotasebene einen Wohnſitz erſtritten und die Bewohner Lakoniens ihrem Staatsweſen eingefügt hatte, konnte nur durch ſtete Kampfesbereitſchaft und Überlegenheit im Waffenhandwerk das Erworbene gegen die Nachbarn und die unterworfenen, ſtets zum Aufſtande geneigten Ureinwohner des Landes behaupten. In klarer Erkenntnis dieſer Aufgabe war der Schöpfer der ſpartaniſchen Geſetzgebung, nach der Überlieferung Lykurgos, vor allem darauf bedacht, einen allezeit ſchlagfertigen Kriegerſtaat zu ſchaffen, deſſen Bürger in ſtrenger Abgeſchloſſenheit nach außen nur dem einen Berufe lebten, als wehrhafte Verteidiger das Vaterland gegen innere und äußere Feinde zu ſchirmen. Der Betrieb eines Handwerkes oder des Ackerbaues galt darum eines freien Mannes für unwürdig. Den nötigen Lebensunterhalt für die Familie lieferte der von den Staatsſklaven, Heloten, bewirtſchaftete, allen gleichmäßig zugeteilte und unveräußerliche Grundbeſitz; das Geld war eine wertloſe, anderwärts ungültige Münze, deren Be-

ſitz nicht reizen konnte; zumal da es unmöglich war, den erworbenen Wohlſtand zu genießen. Denn eine Abweichung von der geſetzlich vorgeſchriebenen Lebensweiſe war nicht geſtattet, eine Reiſe ins Ausland aber wurde als Fahnenflucht angeſehen und beſtraft.

Treffend wird daher ſchon im Altertume die Verfaſſung Spartas die eines Heerlagers genannt, da nur einſeitig auf kriegeriſche Tüchtigkeit das Hauptaugenmerk gerichtet worden ſei, nicht auf geiſtige und ſittliche Vervollkommnung. Ganz unrecht hatte der Vorwurf nicht; ſchon die in Lacedämon gültigen Anſchauungen über Gatten- und Familienleben, die geſetzlich erlaubten Eingriffe in die Sittlichkeit und Reinheit des Ehebundes widerſprachen den Gefühlen und der Denkweiſe der übrigen griechiſchen Welt. Die Gemeinſchaft zwiſchen Mann und Frau hatte nur den einen Zweck, dem Staate kräftige Krieger zu liefern; der Vater, der drei wehrfähige Söhne dem Vaterlande geſtellt hatte, genoß, wie berichtet wird, für ſich Befreiung vom Kriegsdienſte.

Frühzeitig verfiel darum das Kind der Verfügung des Staates. Unmittelbar nach der Geburt entſchieden die Älteſten der Stammesabteilung (Phyle), ob es kräftig genug ſei, um aufgezogen zu werden; war es ſchwächlich oder mit einem körperlichen Fehler behaftet, ſo wurde es beſeitigt. Mit dem ſiebenten Lebensjahre begann die öffentliche Erziehung, der auch die Mädchen nicht vorenthalten werden durften. Denn ihre dereinſtige Lebensaufgabe war in erſter Linie Mütter kräftiger Söhne zu werden; die Arbeiten im Hauſe konnte man ebenſo gut den Sklavinnen überlaſſen.

Bis zu welchem Alter das weibliche Geſchlecht zur Teilnahme an den körperlichen Übungen im Laufen, Springen, Ringen, Diskus- und Speerwerfen verpflichtet war wird nicht berichtet. Von längerer Dauer und härter war ſicherlich die Schulung des Knaben und Jünglings zum

Krieger. Sobald der junge Spartiat der ſtaatlichen Erziehung übergeben worden war, wurde er einer Rotte (Ila) zugeteilt, deren mehrere eine Schar (Bua oder Agela) bildeten.

Die Anführer dieſer Abteilungen, Ilarchen und Buagoren, eine Art Vorturner, waren angehende Jünglinge, die Oberaufſicht aber führten die Turnlehrer (Paidonomoi), welche ſtets mit Geißelträgern in der Nähe ſtanden und durch dieſe jedes Verſehen bei den Übungen mit unnachſichtlicher Strenge ahndeten.

Daß auch auf die Abhärtung des Körpers beſonderes Gewicht gelegt wurde, iſt hinlänglich bekannt. Hier genüge ein Hinweis auf das harte Lager von Schilfrohr, auf die Beſtimmung bei jeder Witterung und Jahreszeit barfuß und barhäuptig zu gehen, ſowie auf die grauſame Geißelprobe im Tempel der Artemis Orthia, wo derjenige, der am längſten ſich den Schmerz verbiſſen hatte, als „Sieger am Altar“ (Bomonikas) ausgerufen wurde.

Hatte der Jüngling ſein achtzehntes Lebensjahr zurückgelegt, ſo erhielt er die Waffen und die Unterweiſung im Gebrauche derſelben. Zugleich wurde er in die ſogenannte Krypteia eingereiht, eine Polizeimannſchaft, deren Thätigkeit namentlich in der Überwachung der Heloten beſtanden haben ſoll. Erſt mit dem zwanzigſten Jahre trat er in das ſtehende Heer ein. Aber noch volle zehn Jahre dauerte es, ehe die Ausbildung zum Krieger als abgeſchloſſen galt, die Verpflichtung zum Zuſammenleben mit den Altersgenoſſen aufhörte und die Erlaubnis zur Gründung eines ſelbſtändigen Haushaltes gewährt wurde. Auch jetzt noch, als Hausvater, hatte er regelmäßig an den Exercitien teilzunehmen. Ebenſo befreite nur triftige Entſchuldigung von dem täglichen Beſuche der Männermahle (Phiditia), denen nicht einmal die Könige fern bleiben durften. Auch dieſe Speiſungen gehören in den Rahmen der Wehrverfaſſung: die Oberaufſicht dabei führten die Polemarchen, die fünf-

zehn Genoſſen eines Tiſches bewohnten im Felde dasſelbe Zelt und waren zu ſo feſtem Verbande vereinigt, daß man, in der Zeltgenoſſenſchaft, was für ſpätere Zeiten feſtſteht, die kleinſte Einheit bei der Gliederung des Heeres hat erblicken wollen.

Sonſt wird als kleinſte Abteilung in der Stärke von etwa dreißig Mann die Enomotie (Schwurgenoſſenſchaft) genannt; zwei derſelben bilden eine Pentekoſtys (Fünfzigerzug), vier der letzteren einen Lochos (Kompagnie), zwei Lochoi eine Mora (Bataillon). Die entſprechenden Befehlshaber hießen Enomotarchen, Pentekonteren, Lochagen, Polemarchen*).

Eine beſondere Truppe waren die dreihundert Ritter, die Leibgarde des Königs, und die Skiriten, Bewohner der Gemeine Skiros an der Nordgrenze des Landes, die als Leichtbewaffnete den Vortrab bildeten und den Wachtdienſt zu beſorgen hatten. Die Bürger der anderen Flecken Lakoniens, die Periöken, wurden als Schwerbewaffnete (Hopliten) dem Spartiatenheere zugeteilt, die Heloten aber als Schildträger und beim Troß verwendet.

Die geſamte Streitmacht des Staates rückte jedoch nur in ſeltenen Fällen aus. War Gefahr im Verzuge und konnte man das Eintreffen der Periöken nicht abwarten, ſo zog nur das Bürgerheer von Sparta ins Feld. Faſt regelmäßig blieben ferner die älteſten und die jüngſten Jahrgänge zum Schutze des Landes zurück, um namentlich die Empörungsgelüſte der Helotenbevölkerung niederzuhalten. Am häufigſten traf das Aufgebot diejenigen, welche zehn bis dreißig Jahre im Dienſte waren, vorzugsweiſe ſcheint die zehnte bis

*) So ſtellt Xenophon, wegen ſeines langen Aufenthaltes in Sparta der zuverläſſigſte Gewährsmann, die Heereseinteilung dar. Anders lauten die Angaben des Thukydides; indes geſteht dieſer ſelbſt zu, daſs ihm die lacedämoniſchen Staatseinrichtungen vielfach dunkel und unbekannt ſind.

fünfzehnte Jahresklaſſe als der leiſtungsfähigſte Beſtandteil des Heeres gegolten zu haben. Aus ihnen wurde für beſonders gefahrvolle Unternehmungen und Handſtreiche die Mannſchaft mit Vorliebe ausgewählt. Daß es ſo langer Zeit bedurfte, um einen feldtüchtigen Krieger auszubilden, beweiſt, welch hohe Anforderungen an die Spartiaten geſtellt wurden, anderſeits aber auch, welche Fortſchritte in der Kriegskunſt man gegen die homeriſche Zeit gemacht hatte.

Zwar an der Ausrüſtung und Bewaffnung hatte ſich nicht viel geändert. Noch iſt der Schild von ſo mächtiger Größe, daß er nach dem Zeugniſſe des Tyrtaios den Mann von den Schultern bis über die Kniee herab deckt und dem Krieger wegen ſeiner Schwere auf dem Marſche von ſeinem Knappen, einem Heloten, nachgetragen werden muß. Nur der breite Gürtel des homeriſchen Kämpfers ſcheint bald außer Gebrauch gekommen zu ſein, ebenſo der Streitwagen, der in dem gebirgigen Stammlande Doris ohnehin wenig eingebürgert geweſen ſein mochte. Damit kamen die Einzelkämpfe der Helden vor der Front des Fußvolkes in Wegfall und dieſes allein führte nunmehr die Entſcheidung herbei. Früher hatte es häufig durch den Fall des Führers oder beim Heranſtürmen eines gefürchteten Gegners Mut und Halt verloren, jetzt galt es den einzelnen Mann ſo auszubilden, daß er nicht nur ſelbſtbewußt ſeiner eigenen Kraft und Tüchtigkeit vertraute, ſondern auch im feſten Anſchluſſe an die Nebenmänner ſich als Glied eines unwiderſtehlichen Ganzen fühlte. So entſtand jenes feſte Gefüge von Schwerbewaffneten, die Phalanx, deren erſte Anfänge uns ſchon in den Kämpfen vor Troja begegnen, deren Durchbildung aber die Schöpfung der Lacedämonier war. Sie vermieden durch unausgeſetzte Drillung, daß die Schlachtordnung nicht durch ihre Unbeweglichkeit den Feinden Blößen gab. Mochte der Angriff von vorn, im

Rücken oder in der Flanke drohen, jederzeit genügten einige Befehle des Feldherrn, welche rasch die Reihen der Unterbefehlshaber bis zum Enomotarchen durchliefen, um die gewünschte Front herzustellen. Durch Gegenzug nach der Tiefe in den einzelnen Rotten, durch Schwenkungen seitwärts erhielt stets das erste Glied, die von Tyrtaios gefeierten Vorkämpfer, seinen Platz vor dem Feinde. Mit gleicher Schnelligkeit erfolgte die Verdoppelung der Glieder oder Rotten, je nachdem eine breitere oder tiefere Aufstellung geboten erschien. Hinter dem schweren Fußvolk standen die Heloten, welche über die Phalanx weg Speere oder Steine in die Reihen der Gegner schleuderten, beim siegreichen Vordringen aber mit Keulenschlägen den verwundeten Feinden den Rest gaben. In späterer Zeit kamen diese Leichtbewaffneten in Wegfall, dafür verstärkte man die Hoplitenaufstellung durch größere Tiefe. Wie es scheint, betrug diese in der Regel acht Mann, doch kamen Ausnahmen vor, wenn auch die Angabe, die Lacedämonier hätten einmal einen Mann hoch einen Sieg über die Arkadier davongetragen, mit Recht bezweifelt wird.

In keinem Falle aber wurde das feste Gefüge der Phalanx aufgegeben. Gemessenen Schrittes nach dem Takte des Flötenspieles und unter dem Gesange eines Marschliedes erfolgte der Anmarsch, fest stand der Krieger im Gewühle des Kampfes, die Lippe mit den Zähnen beißend stieß er gegen den Feind mit Schwert oder Lanze, und nie wich er von der Seite seines Nebenmannes. Dieser Zusammenhalt gab der spartanischen Schlachtreihe ihre Kraft und Unwiderstehlichkeit. „Den einzelnen Spartiaten kann man überwinden", sagt Demaratos zu Xerxes, „nicht aber ihre geschlossene Schlachtordnung." Selbst nach errungenem Siege wurde es vermieden, sich zur Verfolgung des Feindes zu zerstreuen, da man von der Auflösung der Glieder mehr Nachteil befürchtete, als Vorteil sich versprach, überdies

auch die schwere Rüstung ein leichtfüßiges Nachsetzen hinter den Fliehenden unmöglich machte.

Jahrhundertelang blieben die Spartiaten mit ihrer Kampfesweise fast ausnahmslos Sieger. Daher sahen sie die Schlacht als ein Fest an, zu dem sie sich mehr als sonst schmückten. Im purpurnen Gewande, bekränzt und mit gesträhltem Haare zog der Heerbann aus. Vor dem Ausrücken brachte der König dem „führenden" Zeus (Agetor) Opfer dar und verschob den Aufbruch, wenn sie ungünstig ausgefallen waren; ebenso beim Überschreiten der Grenze. Beide Male wurde das heilige Feuer von den Altären mitgenommen und sorgsam gehütet. Noch im Frührote des Schlachtentages, im Angesichte der Feinde, wurde der Artemis Agrotera eine Ziege geschlachtet. Den Oberbefehl beim Heereszuge führten anfangs beide Könige, seit 510 nur einer, der andere blieb im Lande zurück, damit nicht Meinungsverschiedenheiten bei der Leitung des Krieges den Erfolg desselben in Frage stellten. Zur Überwachung gingen zwei Ephoren mit ins Feld; war der König noch jung, so wurde ihm ein kriegserfahrener Berater beigegeben, der verhüten sollte, daß verkehrte Anordnungen es den Kriegern erschwerten, gehorsam zu sein. Denn die Mannszucht war auch im Kriege streng und unerbittlich. Zwar erfuhr der regelmäßige Dienst einige Erleichterungen: nur vor dem Frühmahle und vor Sonnenuntergang fanden Waffenübungen statt, der übrige Teil des Tages war dienstfrei. Um so härter waren die Bestimmungen gegen diejenigen, welche in der Schlacht die Reihen verließen oder sich dem Feinde lebend gefangen gaben. Als schwerstes Vergehen galt der Verlust des Schildes und wurde mit dem Tode gesühnt; sonstige Strafen für die Feigen (Trefantes = Zitterer) waren der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, Verweigerung des Feuers, Verbot eine Ehe zu schließen, vor allem aber die allgemeine, selbst von seiten der nächsten Angehörigen geteilte Verachtung, die

den Geächteten zur Verzweiflung und zum Lebensüberdrusse trieb. Nur tadellose Haltung in späteren Gefechten und ein ehrlicher Schlachtentod vermochte seinen mit Abscheu genannten Namen wieder zu Ehren zu bringen. Auch Könige und Feldherren hatten für ihre Pflichtversäumnis harte Ahndungen zu erwarten, unter denen die Verbannung noch nicht die schwerste war. Sogar dann, wenn ein Widerstand gegen die Feinde unmöglich oder erfolglos war, wurde keine Ausnahme gemacht. Jenes zusammengeschmolzene Häufchen Spartaner, die im peloponnesischen Kriege auf der Insel Sphakteria von aller Hilfe abgeschnitten, von Entbehrungen entkräftet, sich den Athenern hatten ergeben müssen, wurde lange Zeit, trotz der Anerbietungen der Gegner, nicht losgekauft und nach dem Friedensschlusse heimgekehrt mit Ehrlosigkeit bestraft. Denn nach den Worten des Herodot befahl das Gesetz den Spartanern vor keiner noch so großen Menge von Feinden zu fliehen, sondern auf ihrem Posten zu siegen oder zu sterben. Darum zollte auch die Grabschrift in den Thermopylen Leonidas und den Seinen für ihren Opfertod kein anderes Lob, als daß sie den Satzungen des Vaterlandes bis zum Tode treu gehorcht hätten.

Kein anderer Staat Griechenlands konnte sich gleicher kriegerischer Tüchtigkeit seiner Bürger rühmen; kein anderer aber war auch in der Lage über eine berufsmäßig geschulte Streitmacht zu verfügen. Nur vereinzelte Anläufe dazu wurden gemacht. So wurden in Argos tausend Jünglinge als stehende Truppe auf öffentliche Kosten erhalten und besoldet; ein Gleiches geschah in Theben mit der dreihundert Mann starken heiligen Schar; durchgehends aber wurden bis zum peloponnesischen Kriege die Heere der griechischen Staaten durch das Aufgebot der Bürger gebildet und mußten ihrer Zusammensetzung in ihren Leistungen entsprechen, so sehr auch das Bestreben unverkennbar ist,

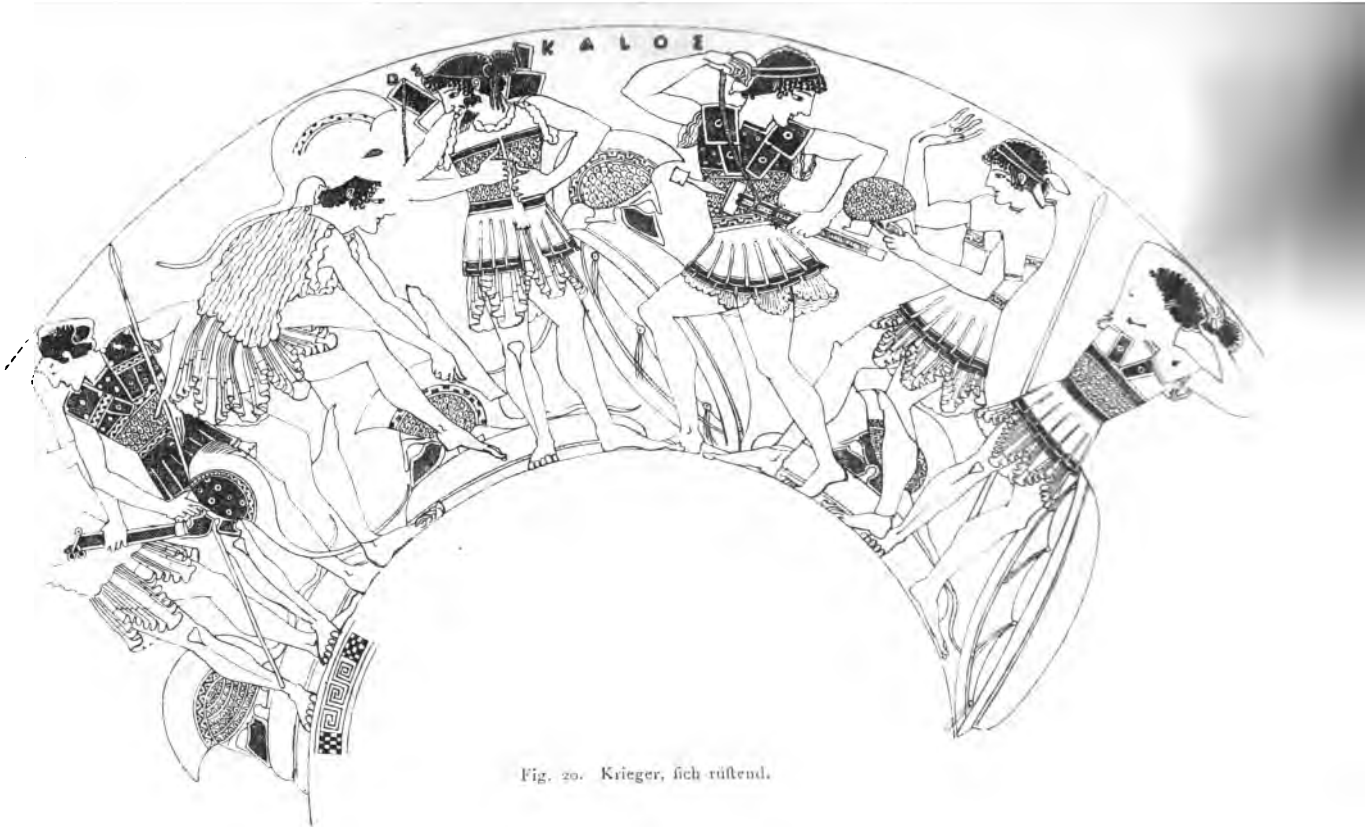


Fig. 20. Krieger, sich rüstend.

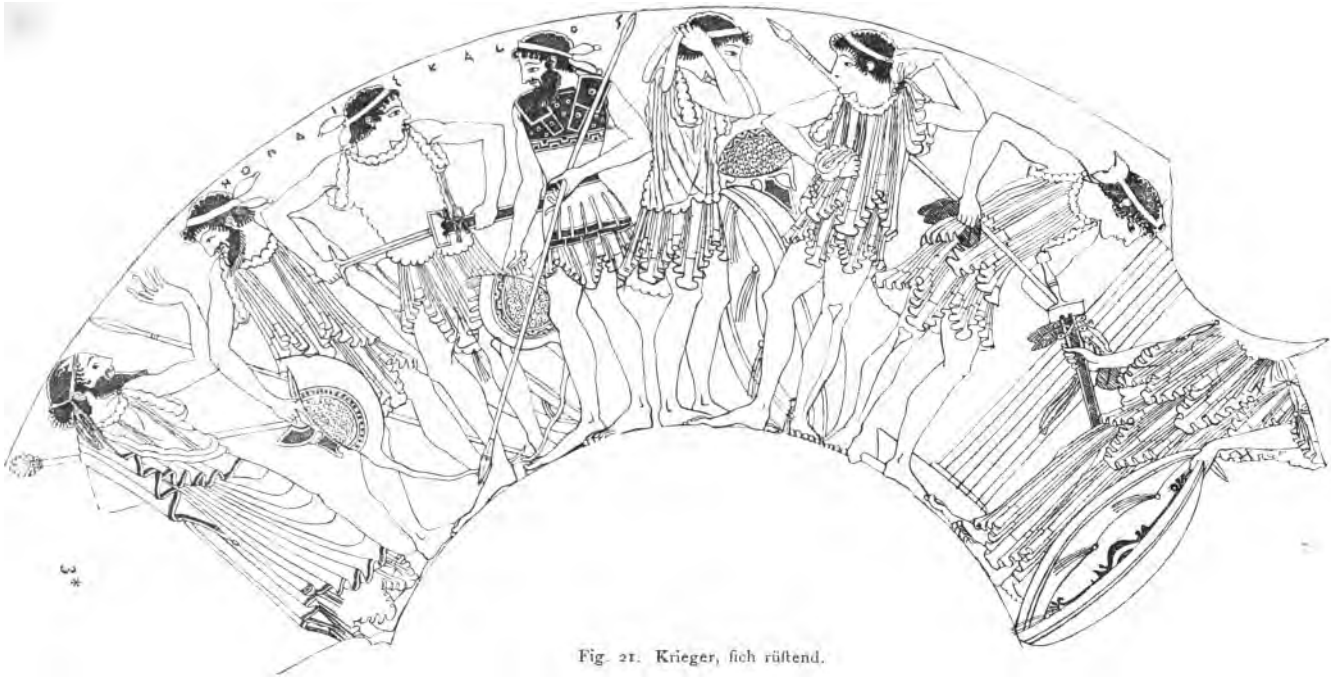


Fig. 21. Krieger, fich rüftend.

das muſtergültige Heeresweſen Spartas, ſoweit thunlich, zum Vorbilde zu nehmen.

Dies geſchah ſo allgemein, daß ein Eingehen auf das Kriegsweſen der einzelnen Staaten unnötig erſcheint, ſelbſt

Fig. 22. Abſchiedsſpende.

wenn für eine ſolche Darſtellung die Nachrichten aus dem Altertume reichlicher vorhanden wären, als es der Fall iſt. Am beſten ſind wir noch über die atheniſche Wehrordnung

unterrichtet; von ihr vermögen wir noch am erſten ein ziemlich anſchauliches Bild zu gewinnen.

Den Kern des attiſchen Fußvolkes bildeten wie anderwärts die Schwerbewaffneten. Ihre Rüſtung (Fig. 20, 21, 22) beſteht aus dem Helme mit Bügel und metallenen zum Herabklappen (Fig. 22) eingerichteten Backenſtücken, — häufig war auch der ſogenannte korinthiſche, welcher bis über das Kinn herab das Geſicht deckte — aus den Beinſchienen, dem Panzer von Leder, mit beweglichen Schulterblättern (Fig. 20), welcher enger als in der älteſten Zeit ſich den Körperformen anſchmiegte (Fig. 23) und regelmäßig unterhalb des Gürtels in eine Doppelreihe von Streifen auslief, ſowie aus dem Spieße, Schwerte und Schilde. Bei letzterem unterſcheidet die griechiſche Waffenkunde in geſchichtlicher Zeit namentlich zwei Hauptfor-

Fig. 23. Grabſtele des Ariſtion. Werk des Ariſtokles.

men: den argolischen runden (Fig. 20—22) und den boiotischen mit Einschnitten auf beiden Seiten (Fig. 24).

Diese Hoplitenbewaffnung war bei allen Griechen der Peloponnes und Mittelgriechenlands so gleichmäßig im Gebrauche, daß manche Staaten zur Unterscheidung von Freund und Feind den Anfangsbuchstaben ihres Namens auf die Schilde schrieben, z. B. die Sikyonier ein S, die Messenier ein M.

Immerhin war die Gleichmäßigkeit der Ausrüstung bei weitem nicht so streng durchgeführt wie in den heutigen Heeren, nicht einmal bei den Angehörigen derselben Gemeinde. Ein jeder hatte sich seine Ausstattung für den Krieg aus eigenen Mitteln anzuschaffen und ließ dabei

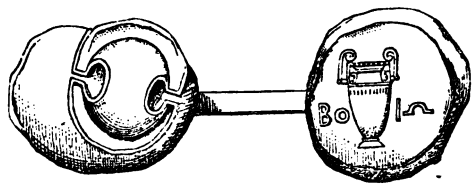


Fig. 24. Boiotischer Schild.

seinen eigenen oder des Waffenschmiedes Geschmack, vor allem aber auch die Rücksicht auf seine Vermögensverhältnisse walten. Denn die Preise für Metallarbeit waren im Altertume im Vergleich zu den übrigen Lebensbedürfnissen unverhältnismäßig hoch, und der Aufwand für eine vollständige Hoplitenrüstung betrug vermutlich nicht viel weniger, als eine einfache Bürgerfamilie während eines ganzen Jahres zu ihrem Unterhalte brauchte.

Deshalb waren auch in Athen nur die Bürger der drei ersten Vermögensklassen, die Fünfhundertscheffler, Ritter und Handwerker, zum Dienste als Hopliten verpflichtet, die vierte Klasse, die Lohnarbeiter, diente teils als Pfeilschützen, teils als Ruderknechte auf der Flotte und wurde nur im Not-

falle, wahrſcheinlich auf Staatskoſten, unter die Schwerbewaffneten eingereiht.

Für die Gliederung des atheniſchen Heeres legte man die Stammeseinteilung zu Grunde. Den zehn Phylen, in welche ſeit Kleiſthenes die Bürgerſchaft zerfiel, entſprachen ebenſoviele Taxeis (Bataillone) Fußvolk in der Stärke von 1000 Mann, eine jede unter einem Oberſt (Strategos), der von der Volksverſammlung durch Handaufheben zu ſeinem Amte gewählt worden war. So war es wenigſtens zur Zeit der Perſerkriege. An der Schlacht bei Marathon und dem vorausgegangenen Kriegsrate nahmen nicht nur ſämtliche Strategen, ſondern auch der dritte Archon, der Polemarchos (Kriegsminiſter), dieſer als Befehlshaber des rechten Flügels, teil. Das Kommando wechſelte unter ihnen täglich; doch kam es vor, daß zu Gunſten einer einheitlichen Kriegsführung der tüchtigſte durch gemeinſamen Verzicht der übrigen auf eine Reihe von Tagen mit der Führung des Heeres betraut wurde, wie Miltiades vor jener Schlacht. Im Laufe der Zeit traten an die Spitze der Bataillone die Taxiarchen, unter denen die Lochagen, Hauptleute der Kompagnien (Lochoi) ſtanden — wie viele, iſt ungewiß — während die Strategen in der Regel nur als Verwaltungsbehörde auf ihrem Bureau beſchäftigt waren, meiſt nur einer im Felde, und am liebſten ſich nur bei Paraden und Prozeſſionen im kriegeriſchen Schmucke ſahen. Demoſthenes vergleicht ſie in ſeiner bitteren Redeweiſe mit den Thonſoldaten, die als Kinderſpielzeug auf den Markt zum Verkaufe gebracht wurden.

Es wäre indeſſen ungerecht, wenn wir uns ihr Amt als einen beſchäftigungsloſen Poſten vorſtellen wollten. Ihnen lagen alle Einzelheiten der Heeresverwaltung ob, die militäriſche Gerichtsbarkeit, die Leitung des Flottenweſens, namentlich aber die Beſorgung der Aushebung und die Führung

der Heereslisten, in denen die Krieger, nach Jahrgängen geordnet, aufgezeichnet waren.

Die Wehrpflicht war wie in allen Staaten des Altertums allgemein und erstreckte sich über zweiundvierzig Jahre, vom achtzehnten bis zum sechzigsten. War der junge Athener (Ephebe) in das dienstpflichtige Alter eingetreten, so wurde nach genauer Prüfung seiner vollbürtigen Abstammung sein Name in das Bürgerverzeichnis aufgenommen. Zugleich erhielt er Schild und Speer und leistete im Tempel der Artemis Agraulos seinen Fahneneid, dessen Wortlaut folgender gewesen sein soll:

„Ich schwöre diese Waffen nicht zu schänden und meinen Nebenmann im Treffen nicht zu verlassen. Ich will kämpfen für die Heiligtümer und das Gemeingut, sowohl allein als in Gemeinschaft mit andern. Ich will das Vaterland nicht gemindert hinterlassen, sondern zu Wasser und zu Lande so groß, wie ich es überkommen habe. Ich will auf die hören, welche jedesmal zu entscheiden haben und den bestehenden Gesetzen und denen, welche das Volk verordnen wird, gehorsam sein. Und so einer die Gesetze aufhebt oder ihnen nicht gehorcht, will ich das nicht zulassen, sondern sie verteidigen, allein und mit andern. Und ich will die vaterländischen Götter und Heiligtümer ehren. Zeugen seien die Götter Agraulos, Enyalios, Ares, Zeus, Thallo, Auxo, Hegemone."

Seine ersten beiden Dienstjahre verbrachte der angehende Krieger in den Grenzforts (Peripolia) von Attika unter Peripolarchen im Besatzungsdienste und, wenigstens im Frieden, unter regelmäßigen Waffenübungen, im ersten Jahre nur mit Hut, Mantel und Lanze ausgestattet, erst im zweiten in vollständiger Rüstung.

Nach Ablauf der Rekrutenzeit kehrte er in die Vaterstadt zurück und war nunmehr im Kriegsfalle zum Dienste

auch außerhalb der Grenzen verpflichtet, in Friedenszeiten hatte er jedoch eine Einziehung nicht zu gewärtigen. Welche Jahrgänge in Falle einer Mobilmachung einzuberufen waren, entſchied der Rat. Die Strategen erließen dann das Aufgebot und hatten zugleich über Befreiungs- und Zurückſtellungsgeſuche zu entſcheiden. Von Haus aus befreite nur die Verwaltung eines Amtes von dem Kriegsdienſte; wer ſich beim Aufgebot nicht meldete oder am Tage des Aufbruches nicht erſchien, verfiel harten Freiheitsſtrafen, bürgerlicher Ehrloſigkeit und der Ausſchließung vom Gottesdienſte, ebenſo wer im Felde ſich feig gezeigt, ſeine Reihen verlaſſen oder nach hinten Deckung geſucht hatte. Doch war nicht der Feldherr zur Verhängung und Vollſtreckung der Strafe berechtigt, ſondern — bezeichnend für die Prozeßluſt der Athener — ein Gerichtshof in der Heimat, dem der Strateg in der Regel den Fall zur Aburteilung überwies, und der aus den Mannſchaften desſelben Truppenteils beſtand, welchem der Beſchuldigte angehört hatte.

Das häufige Vorkommen ſolcher Anklagen zeigt deutlich, wie verbreitet in Athen die Abneigung gegen den Waffendienſt war, und daß man im Gegenſatz zu Sparta den Krieg nicht als Gelegenheit zur Bewährung männlicher Tüchtigkeit, vielmehr als notwendiges Übel anſah und fürchtete. Freilich lagen auch im attiſchen Staate die Verhältniſſe weſentlich anders als dort. Das Aufgebot zum Feldzuge riß den Wehrmann aus ſeiner Erwerbsthätigkeit heraus, beraubte die Familie in vielen Fällen des Ernährers und bedrohte das Hausweſen in Abweſenheit des Oberhauptes mit Verfall oder ſchweren Verluſten. Zwar wurde frühzeitig — in der Zeit zwiſchen den Perſerkriegen und dem peloponneſiſchen — vermutlich unter dem Einfluſſe des Perikles, die Soldzahlung eingeführt, anfangs für den Hopliten und ſeinen Diener je eine Drachme täglich, doch konnte dieſe Entſchädigung und das daneben noch gewährte Verpflegungsgeld

im weſentlichen nur für die laufenden Bedürfniſſe im Felde genügen, keinesfalls die Einbußen ausgleichen, welche bei langer Abweſenheit oder dem Tode des Bürgers ſeine Familie notwendigerweiſe erleiden mußte.

Außer dem ſchwerbewaffneten Heerbanne zu Fuß werden bis zur Zeit der Perſerkriege andere Truppen nicht genannt. Weder in Sparta noch in Athen beſaß man Reiterei; mindeſtens war dieſelbe, wenn vorhanden, äußerſt unbedeutend. Auch die ſoloniſche Vermögensklaſſe der Ritter hat ſchwerlich ihren Namen vom Kriegsdienſte zu Pferde

Fig. 25. Makedoniſcher Reiter (vor 450 v. Chr.). Oktodrachme Alexanders I. von Makedonien.

dazu würde man wohl in erſter Linie die Höchſtbeſteuerten, die Fünfhundertſcheffler, herangezogen haben. Nur im Norden, bei Macedoniern und Theſſalern, finden ſich frühzeitig berittene Streiter (Fig. 25). Erſt als man im Freiheitskriege gegen Perſien die Überlegenheit der aſiatiſchen Reiterſcharen kennen und fürchten gelernt hatte, empfand man den Mangel einer ſolchen Truppe im eigenen Heere. Am früheſten ſcheint Athen die gemachte Erfahrung ausgenutzt zu haben, namentlich als durch die Tribute der Bundesgenoſſen die nötigen Mittel zur Verfügung ſtanden. Denn die Ausgaben für die Reiterei waren ziemlich bedeutend: ſie betrugen gegen 200000 Mark jährlich und zwar auch in Friedenszeiten, weil der Staat den zu dieſem Dienſte Verpflichteten beim Eintritte ein Equipierungsgeld, für Unter-

Fig. 26. Muſterung der für den Reiterdienſt angem

n jungen Athener. Schale aus Orviete. (Zu Seite 43.)

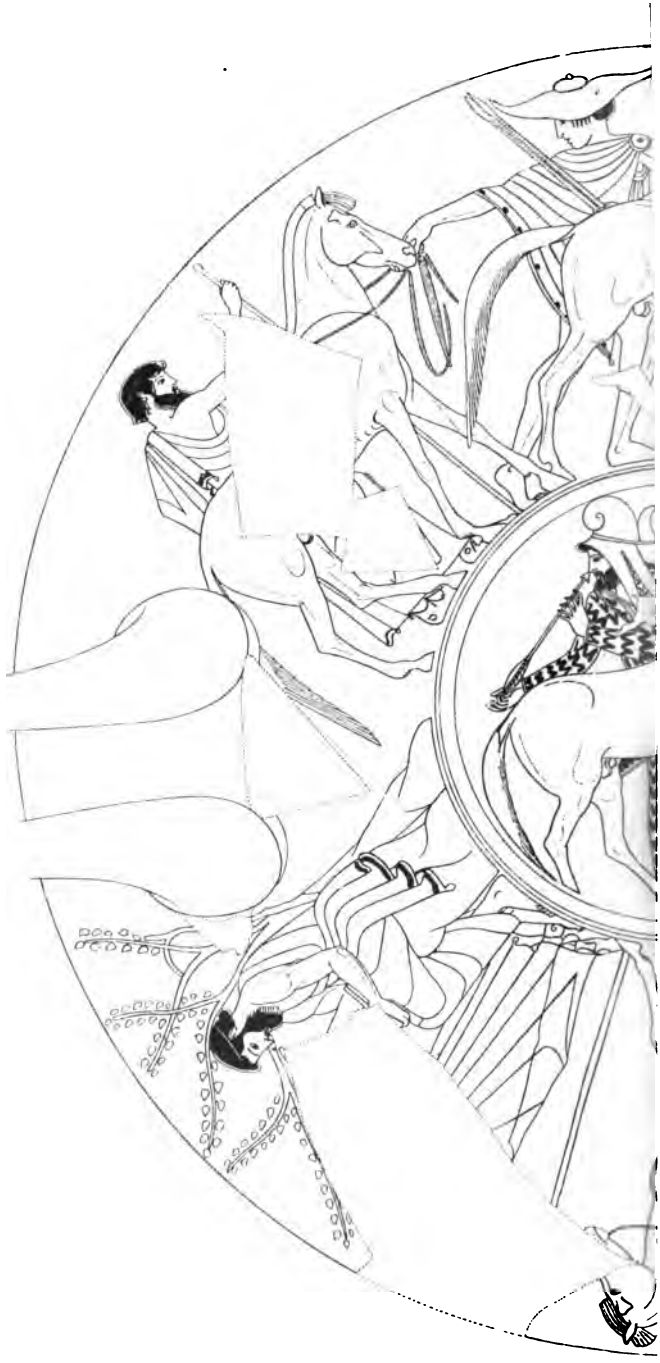
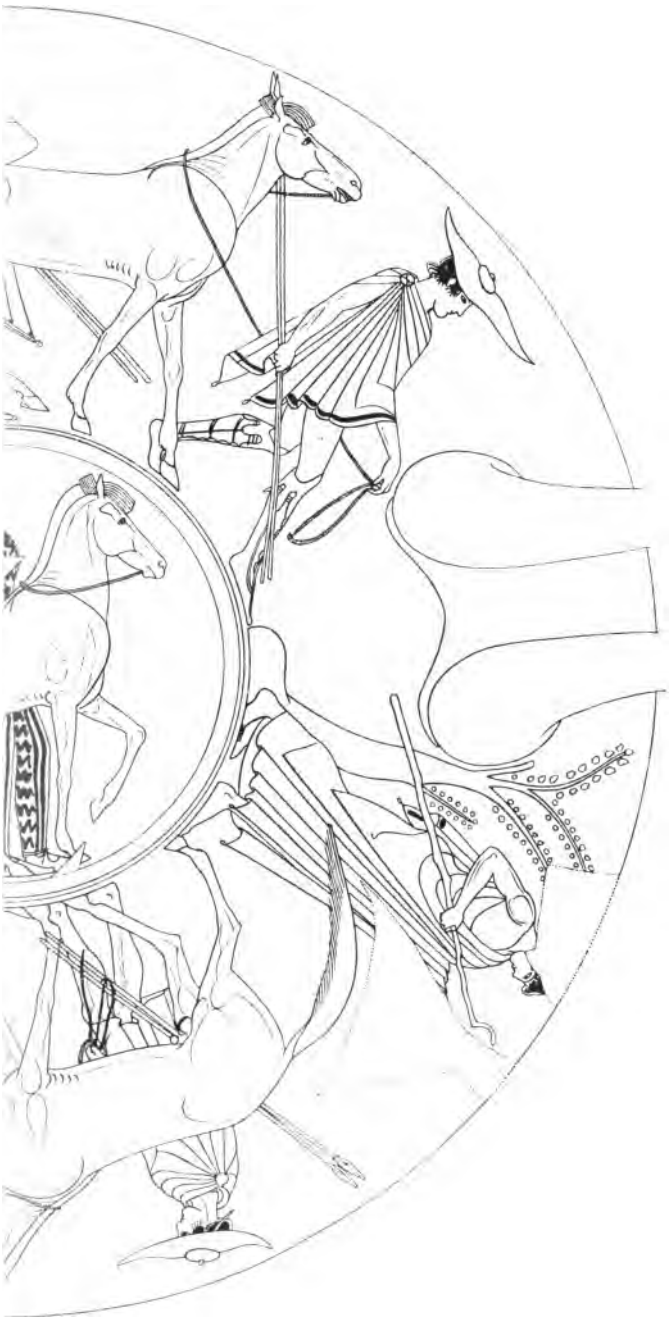


Fig. 26. Muſterung der ſich für den Reiterdienſt angemel



:en jungen Athener. Schale aus Orviete. (Zu Seite 43.)

haltung und Abwartung des Dienstpferdes täglich eine Drachme zahlte, außerdem im Kriege vermutlich noch Sold gewährte. Die Anschaffung des Rosses war Sache des Reiters, verursachte erhebliche Kosten*) und konnte deshalb nur den Wohlhabenderen, den Mitgliedern der ersten beiden Steuerklassen, zugemutet werden, zumal da ihnen als Gegenleistung für die staatliche Beihilfe auch in Friedenszeiten die Verpflichtung zur Teilnahme an Übungen auferlegt war. Selbst bei körperlicher Untauglichkeit war der Reiche von dem Geldopfer nicht befreit: er mußte dann ein Ersatzpferd für einen anderen stellen. Am liebsten trat der reiche athenische Jüngling, wenn auch nur um bei Paraden zu glänzen, selbst in diesen Dienst ein und bestrebte sich daher durch sportsmäßigen Betrieb der Reitkunst sich für die Aufnahmeprüfung würdig vorzubereiten. Welche Ansprüche eine solche Liebhaberei gelegentlich an den väterlichen Geldbeutel stellte, beweisen die Klagen des biedern Philisters Strepsiades in Aristophanes „Wolken". Voll Sorge, woher er das Geld für die kostspieligen Neigungen seines Sohnes nehmen soll, kann er den Schlaf nicht finden und zählt ängstlich die Schulden zusammen, die er schon hat machen müssen.

Die erwähnte Prüfung (Fig. 26) wurde vom Rate abgenommen, vermutlich unter Zuziehung von Sachverständigen, und erstreckte sich auf die Tauglichkeit von Roß und Mann. Nur wenn beide als brauchbar und feldtüchtig erfunden worden waren, sah der Angemeldete seinen Lieblingswunsch erfüllt.

Die Reiterei zerfiel, ebenso wie das Fußvolk, in zehn von Phylarchen befehligte Geschwader, diese wieder in

*) Der Preis für ein brauchbares Reitpferd betrug nach dem Zeugnisse des Aristophanes etwa 900 Mark nach unserem Gelde, ungefähr fünfzehnmal so viel als der für ein fehlerfreies Rind; schon der Wert eines gewöhnlichen Arbeitsgaules wird auf ungefähr 250 Mark angegeben

kleinere Abteilungen von zehn und fünf Mann, Dekaden und Pentaden, unter Dekadarchen und Pentadarchen. Den Oberbefehl führten zwei Hipparchen, deren Ernennung ebenso wie die der Phylarchen durch Handaufhebung in der Volksversammlung vorgenommen wurde. Außer der Ausbildung der Mannschaften lag ihnen auch die Verpflichtung ob, ihre Truppe immer auf der vorgeschriebenen Höhe von tausend Mann vollzählig zu erhalten. Ob dies nach den schweren Verlusten der Bürgerschaft im peloponnesischen Kriege im-

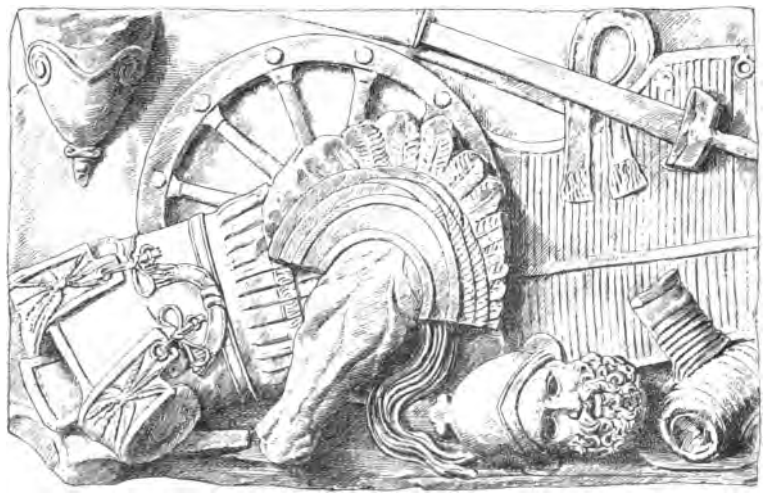


Fig. 27. Brüstungsrelief der Säulenhalle auf der Burg von Pergamon.

mer möglich gewesen ist, muß indes mit Recht bezweifelt werden. Daneben besaß noch Athen zweihundert berittene Staatssklaven als Bogenschützen (Fig. 26: Mittelstück), vermutlich aber nur eine Zeit lang; denn im vierten Jahrhundert geschieht ihrer keine Erwähnung mehr.

Die Bewaffnung der Bürgerreiterei bestand aus Helm, Lederkoller, ehernen oder ledernen Stulpen am Arme (Fig. 27 rechts in der Ecke), Lanze und Sporen (Fig. 28, 29, 30).

Das Pferd trug weder Hufeiſen noch Sattel, ſondern nur eine Decke auf dem Rücken. Da auch die Steigbügel fehlten, ſo konnte ein Angriff bei weitem nicht die Wucht erreichen, mit welcher die heutige Kavallerie anſtürmt. Als Zäumung diente nur ein Trenſenzügel mit Stange (Fig. 31); der Gebrauch der Kandare war im Altertume unbekannt. Gepanzerte Roſſe mit metallenen Bruſtſtücken waren nur im

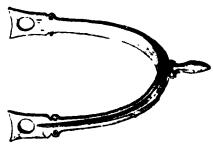


Fig. 28.

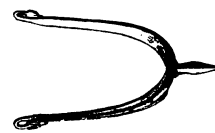


Fig. 29.

Griechiſche Sporen.

Orient üblich. Bei den Übungen der Reiter legte man namentlich darauf Wert, daß ſie ohne fremde Hilfe aufſteigen konnten, feſt ſaßen und beim Angriffe nicht herabfielen — in der That ſehr geringe Anſprüche, die keine hohe

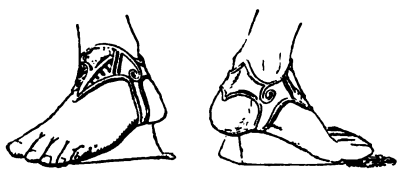


Fig. 30. Spornbefeſtigung.

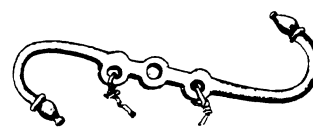


Fig. 31. Zaum aus Dodona.

Meinung von der Leiſtungsfähigkeit dieſer Truppe erwecken können.

Noch kläglicher war es um die Reiterei der Spartaner beſtellt. Von ihnen wird geradezu bezeugt, daß ſie die untauglichſten Hopliten auf die von den reichſten Bürgern geſtellten Pferde ſetzten. Als höchſte Ziffer ihrer Kavallerie werden vierhundert Mann angegeben, die in Schwadronen zu ungefähr fünfzig Mann eingeteilt und den einzelnen Moren beigegeben wurden. Große Bedeutung hat ihre berittene

Macht zu keiner Zeit erlangt; hatte man gegen Feinde zu Roß zu kämpfen, so bildete man im Notfalle Hoplitenknäuel und versprach sich nach wie vor die Entscheidung des Kampfes von der seit Jahrhunderten bewährten Phalanx.

Im wesentlichen zeigen die damaligen Schlachten der Griechen das Bild einer Parallelaufstellung der beiden Schlachtordnungen. Beim Vorrücken unter Eleleu- und Alalaruf und unter dem Geschmetter der Trompeten sucht der rechte Flügel durch Vormarsch halbrechts den linken des Feindes zu überflügeln, in der Flanke zu fassen und zu zertrümmern, ehe noch das Centrum handgemein geworden ist. Ist dies gelungen, so wendet sich der Sieger gegen die bisher noch nicht erschütterten Massen des Gegners, um auch diese zu werfen und unter Umständen die auf dem eigenen linken Flügel unterdessen erlittene Schlappe wieder gut zu machen. Darum wurde der rechte Flügel durch die tüchtigsten Krieger gebildet, als ein besonderer Ehrenplatz angesehen und deshalb bei der Aufstellung eines aus verschiedenen Staaten gestellten Heeres von denen beansprucht, welche für die tapfersten galten. Bei Plataiai erhielten ihn ohne Widerrede die Spartaner; auf dem linken zu stehen forderten unter Berufung auf ihre bisherigen Leistungen gleichzeitig Athener und Tegeaten. Dem Centrum wurde weniger Bedeutung beigemessen, auch bei Marathon hatte es nur eine geringe Tiefe von wenigen Gliedern gehabt.

War der Sieg erfochten, so mußte man, wie bereits bemerkt, wegen der schweren Rüstung auf eine weitgehende Verfolgung verzichten; auch die Reiterei leistete zu wenig, um die Geschlagenen vollständig aufzureiben. Man begnügte sich damit, auf dem Schlachtfelde ein Tropaion (Siegesdenkmal) zu errichten (Fig. 32), welches aus einer an einem Pfahle oder Baumstamme aufgehängten Rüstung bestand. War der Kampf ohne Entscheidung geblieben, so stellten nicht selten beide Parteien zum Andenken an

vorübergehende Erfolge ein ſolches Erinnerungszeichen auf. Ja, man hielt ſich ſogar dann dazu für berechtigt, wenn der Feind die angebotene Schlacht nicht angenommen hatte. Eine zweifelloſe Anerkenntnis der Niederlage lag dagegen in der Abſendung von Herolden mit der Bitte die Gefallenen zum Begräbnis auszuliefern. Solchem Geſuche wurde in der Regel ſtattgegeben. Während in den älteſten Zeiten jeder Frevel am Leichname des Gegners für erlaubt galt, gilt ſchon zur Zeit der Perſerkriege eine Verſtümmelung des Toten als barbariſche, eines Griechen unwürdige Sitte, welche den Zorn der Götter nach ſich zog. Deshalb ſcheute man ſich auch die Bitte des Beſiegten um Waffenruhe während der Beſtattung unerfüllt zu laſſen.

Fig. 32. Tropaion.

Mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit verſchonte man Tempelgebiet und die Heiligtümer darin; auch die Landſchaft, in welcher Nationalfeſtſpiele gefeiert wurden, durfte von keiner bewaffneten Macht betreten, ihr Gottesfrieden nicht geſtört werden. Z. B. wurden die Lacedämonier für den Bruch des Waffenſtillſtandes während der olympiſchen Spiele vom Beſuche derſelben ausgeſchloſſen und für jeden beteiligten Hopliten mit einer Geldbuße von zwei Minen (etwa 150 Mark) belegt. Auch die Formen des völkerrechtlichen Verkehrs beweiſen den Fortſchritt in der Geſittung. Der Eröffnung der Feindſeligkeiten ging eine Kriegserklärung durch unverletzliche, freies Geleite genießende Herolde voraus. Der Krieg endete nicht mehr mit völliger Vernichtung der unterliegenden Stadt, wie ehedem, ſondern mit einem Friedensvertrage, dem häufig ein Waffenſtillſtand unter Beſtimmung einer Demarkationslinie vorausging; die Verhandlungen wurden durch bevollmächtigte Vertreter geführt; dieſe beſchworen im Namen ihrer Auftraggeber zugleich die vereinbarten Bedingungen, die ziemlich dieſelben Abmachungen ent-

hielten wie heutzutage: Abtretung von Gebietsteilen, Wehrlosmachung und Schleifung unbequemer Feſtungsanlagen, Erſtattung der Kriegskoſten, ſowie Auswechſelung beziehentlich Loskauf der Gefangenen. Als Preis für die letzteren wurde in früherer Zeit in der Regel eine Mine (ca. 75 Mark) feſtgeſetzt, die geringſte für einen Sklaven bezahlte Summe. Der Wortlaut der Friedensurkunde wurde auf eine ſteinerne Säule eingegraben, welche ſo lange ſtehen blieb, als das gute Einvernehmen zwiſchen den Friedenſchließenden erhalten blieb, beim Ausbruche neuer Streitigkeiten aber niedergeriſſen wurde.

Schlimmer erging es den Beſiegten, wenn ſie durch Treuloſigkeit gegen das Bundesoberhaupt, durch Vertragsbruch oder durch Verletzung allgemein bindender völkerrechtlicher Beſtimmungen das Anrecht auf Unterhandlungen mit dem Sieger verwirkt hatten. In ſolchem Falle endete der Krieg, wie in der Vorzeit, mit Vernichtung des geächteten Staates, Tötung oder grauſamer Verſtümmelung der waffenfähigen Männer und Verkauf ihrer Angehörigen in die Sklaverei.

Daß die Beendigung des Krieges, ebenſo wie das Eintreffen von Siegesnachrichten durch Feſte zu Ehren der Götter feierlich begangen wurde, bedarf als eine dem Herzensbedürfniſſe aller Zeiten entſpringende Sitte keiner beſonderen Begründung. Ebenſo iſt es verſtändlich, daß den Himmliſchen, deren Geneigtheit man durch Opfer beim Auszuge und vor jedem wichtigen Unternehmen im Felde zu gewinnen ſuchte, deren Tempelſchätze ſogar im Falle der Not in Form einer Anleihe in Anſpruch genommen und eingeſchmolzen wurden, ein Zehntel von der geſamten Beute als Weihegeſchenk dargebracht wurde. Aber auch ſeine Söhne ehrte das dankbare Vaterland. Siegreiche Feldherren und beſonders tüchtig und mutig erfundene Kämpfer erhielten Geſchenke in Geld und Ländereien oder Ehrenkränze von Gold, wobei

die Verleihungsurkunde zu dauerndem Gedächtniſſe in Stein gehauen und aufgeſtellt wurde. Die Toten wurden auf Staatskoſten feierlich begraben und ihnen zu Ehren eine Leichenrede von einem dazu beſonders gewählten, in allgemeiner Achtung ſtehenden Bürger gehalten. Ob es aber allgemeine griechiſche Sitte war, auch den Invaliden eine Penſion auszuzahlen und die Waiſen gefallener Krieger auf öffentliche Koſten zu erziehen, ſowie beim Eintritte in das Heer vollſtändig auszurüſten, wie dies in Athen geſchah, läßt ſich nicht ermitteln. Nur von den Rhodiern wird aus ſpäterer Zeit Ähnliches berichtet.

III.

Das Söldnerwesen und sein Einfluss auf die griechische Kriegskunst.

Der peloponneſiſche Krieg bezeichnet nicht nur in der Geſchichte von Hellas den Wendepunkt, von dem an der Verfall faſt aller griechiſchen Staaten ſeinen Anfang nimmt, er wurde auch auf die Entwickelung des Kriegsweſens von unverkennbarem Einfluſſe. In jenem langjährigen Rieſenkampfe um den Vorrang in Griechenland erſchöpften nicht nur Athen und Sparta ſamt ihrem Anhange ihre Kräfte bis aufs äußerſte, ſondern ſie überboten ſich auch in der Wahl der Mittel, um den Gegner zu ſchwächen und zu vernichten. Früher waren die Bürgerheere von Hellas zu kurzen Feldzügen ausgerückt, der Mann mit Nahrung für drei Tage, um verheerend in das feindliche Gebiet einzudringen. Hier fiel bald auch die Entſcheidung, keinesfalls blieb man länger als einen Sommer außer Landes, um rechtzeitig zur Beſtellung der Winterſaat wieder daheim zu ſein.

Auf einem ſo veralteten Standpunkte blieben Genies wie Perikles, Alkibiades, Lyſander nicht ſtehen. Sie ſahen mit Recht eine viel nachhaltigere Schädigung des Gegners darin, daß man ihm ſeine Hilfsquellen im fernen Lande abſchnitt, ſeine Bundesgenoſſen zum Abfall zwang, oder auch durch Beſetzung und Befeſtigung geeigneter Punkte

im Lande des Feindes oder hart an ſeinen Grenzen ihn in ſteter Beunruhigung erhielt. So beantworteten die Athener auf Rat des Perikles den Einfall der Peloponneſier mit der Verwüſtung Lakoniens und der Beſetzung der vorliegenden Inſel Kythere, ſpäter durch die Einnahme und Befeſtigung von Pylos in Meſſenien. Gleich verderblich wurde für Attika die dauernde Beſetzung Dekeleias, von wo aus die Spartaner das ganze Land bis vor die Mauern Athens in Schach hielten und die Bebauung des Ackers unmöglich machten. Vor keinem kriegeriſchen Unternehmen auf noch ſo entlegenem Schauplatze ſchreckte man mehr zurück und blieb jahrelang mit den Truppen der Heimat fern.

Solcher Ausdehnung des Krieges gegenüber erwieſen ſich die bisherigen Beſtände an Streitkräften bald als unzulänglich. Namentlich Athen bedurfte zum Schutze ſeiner ausgedehnten Befeſtigungswerke eine bedeutende Heeresmacht, faſt ſeine ſämtlichen Bürger und Schutzverwandten (Metöken). Überdies verlangten die immer größeren Flotten viel Perſonal an Ruderern und Schiffsmannſchaften. Man verſtärkte daher die Streitmacht — die Mittel beſaß man im Anfange reichlich dazu — durch Anwerbung von Söldnern. Auch Lacedämon war bald gezwungen dieſem Beiſpiele zu folgen, ebenſo die übrigen kriegführenden Staaten. Selbſt die Satrapen Vorderaſiens nahmen trotz der ſtarken Bevölkerung ihrer Provinzen gern griechiſche Mietstruppen in ihren Dienſt, um einen zuverläſſigen Kern für ihre Truppenmacht zu beſitzen.

Der Urſprung des Söldnerweſens fällt jedoch in eine weit frühere Zeit. Wenn auch der Angabe des Kreters Rhianos, eine Abteilung ſeiner Landsleute habe ſchon während der meſſeniſchen Kriege bei den Lacedämoniern als Bogenſchützen gedient, nicht unbedingt Glauben zu ſchenken iſt, ſo iſt doch die Nachricht, daß Peiſiſtratos in

Athen als Stütze seiner Herrschaft argivische Mietssoldaten gehabt habe, nicht nur gut bezeugt, sondern auch innerlich wahrscheinlich. Ein Gewalthaber konnte sich zum Schutze seiner Person und zur Behauptung seiner Macht nicht lediglich Landsleuten anvertrauen, die leichter als andere etwaigen Umtrieben empörungslustiger Mitbürger zugänglich sein mochten. Auch in der Folgezeit bestanden die Heere der Tyrannen, so namentlich der sicilischen, fast ausschließlich aus angeworbenen Landsknechten. Solche lieferten in Griechenland namentlich die Peloponnes, vorwiegend aber Arkadien, das arme Gebirgsland, welches zwar tüchtige Männer, aber nicht genug Lebensmittel für sie hervorbrachte. Dieselbe Veranlassung wird bei den asiatischen Kariern, gleichfalls einem Bergvolke, anzunehmen sein, die früh im Dienste auswärtiger Fürsten genannt werden. Auch die Bewohner Nordgriechenlands, Thessaler und Aetolier, ließen sich, gleichviel ob sie für Freunde oder Feinde ihres eigenen Vaterlandes die Waffen trugen, zahlreich für fremde Staaten anwerben.

Aber es war nicht lediglich das Streben nach Erwerb, das zum Eintritt unter jene heimatslos umherziehenden Scharen trieb. Manch verlorner Sohn, der wegen schlimmer Streiche die Heimat meiden mußte oder aus Lust an Abenteuern Vater und Mutter „böslich verlassen“ hatte, politische Flüchtlinge, selbst entlaufene Sklaven finden sich in jenen Truppen vertreten, so daß deren Zusammensetzung ein ähnlich buntes Gemisch von Angehörigen der verschiedensten Staaten aufwies wie die heutigen Fremdenlegionen. Selbst ernstere Naturen, die durch keinen zwingenden Grund veranlaßt waren im Söldnerdienste den einzigen Rettungshafen zu erblicken, beteiligten sich aus Neigung zum Kriegshandwerke, vielleicht auch aus besonderem Interesse für den Soldgeber, an dessen Unternehmungen.

Wenigſtens iſt kaum anzunehmen, daß die Höhe der Löhnung jemanden reizen konnte ſeinen geregelten und ſicheren Erwerb aufzugeben. Sie betrug, die Entſchädigung für die Verpflegung eingerechnet, für den Monat etwa 18 Mark nach unſerm Gelde. Mag dieſe Summe unter normalen Verhältniſſen den Aufwand weit überſtiegen haben, der bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel für die Beköſtigung des einzelnen erforderlich war, ſo darf nicht vergeſſen werden, daß unter Umſtänden die Preiſe im Felde ſehr hoch ſtiegen — die Marketender arbeiteten ſchon damals nicht mit beſcheidenem Gewinne — und daß jeder auch ſelbſt ſeine Ausrüſtung als Hoplit zu beſchaffen und im Stande zu halten hatte. Nur in ſeltenen Fällen verſtand ſich der Soldgeber zu dieſem Aufwande. Berittene Mietstruppen, deren nur vereinzelt gedacht wird, wurden wahrſcheinlich entſprechend höher bezahlt.

Überdies beſtand die Verpflichtung zur Soldzahlung nur für die Dauer des Feldzuges. Für die Rückkehr in die Heimat wurde keine Beihilfe gewährt; es war daher ein Zeichen beſonderer Freigebigkeit ſeitens des jüngeren Kyros, daß er die Fortzahlung jener Bezüge bis zur Heimkehr ins Vaterland zu leiſten versprach.

Nur die Teilung der Beute nach ſiegreich beendetem Unternehmen gewährte im günſtigſten Falle noch für einige Zeit die Mittel zum Lebensunterhalte. War der Gewinn verpraßt, was raſch genug gehen mochte, da kaufluſtige Krämer im Gefolge des Heeres ohnehin den mit dem Werte der Beuteſtücke häufig unbekannten Krieger übervorteilten, ſo zogen die abgelohnten Scharen als Landplage — ſo nennt ſie Iſokrates — marodierend der nächſten Werbeſtelle zu. Namentlich der Iſthmos von Korinth und das Vorgebirge Tainaron waren Lieblingsplätze — eine Art Börſe — für verabſchiedete Söldner.

Wer Leute brauchte, wandte ſich dahin. Meiſt bediente

man ſich zum Werbegeſchäfte der Unterſtützung eines kriegserfahrenen Mannes, des Führers für die aufzuſtellende Truppenmacht — gern wählte man dazu verbannte Lacedämonier oder Athener — und ſtellte ihm die nötigen Barmittel zur Verfügung. Dieſer Feldhauptmann (Strategos) ernannte einen Stellvertreter (Hypoſtrategos), ſowie die nötigen Unteranführer (Lochagen) für die einzelnen Abteilungen (Lochoi), ohne weitere Anforderungen an ſie zu ſtellen, als daß ſie im Waffenhandwerk erfahren ſein mußten. Nach ihrer Vergangenheit fragte er nicht, und ſo kam es, daß ſelbſt entlaufene Sklaven zu ſolchen Stellen gelangten. Die Lochagen übernahmen die Auswahl unter dem Angebote und richteten ihre hundert Mann ſtarken Kompagnien ein, häufig angeſpornt durch die Ausſetzung eines Preiſes für den Befehlshaber der ſtrammſten Truppe. Unter ihnen ſtanden der Unterlochage, ihr Stellvertreter, ſowie die Pentekonteren, die Anführer der Fünfzigerzüge (Pentekoſtyes), und Enomotarchen, welche über die Enomotien von fünfundzwanzig den Befehl führten. Dann und wann vereinigte man auch zwei Kompagnien zu Bataillonen (Taxeis) unter Taxiarchen. Dieſe Gliederung des Söldnerheeres wurde auch dann beibehalten, wenn das Heer, zu dem es ſtieß, ganz abweichende Einteilungen aufwies.

War die Söldnertruppe in der gewünſchten Stärke beiſammen, ſo bedurfte ſie, weil ſie überwiegend aus gedienten Kriegern gebildet war, nicht erſt langer Drillung, höchſtens der Zuſammenarbeitung der verſchiedenen Beſtandteile und war bald zur Verwendung im Felde befähigt. Vorher mochte in der Regel eine Vorſtellung und Parade vor dem neuen Kriegsherrn ſtattfinden, wie z. B. in der Ebene bei Tyrieion vor Kyros und ſeiner Verehrerin, der kilikiſchen Fürſtin Epyaxa, wo die Überlegenheit griechiſcher Hoplitenkolonnen über aſiatiſche Heerhaufen unzweifelhaft hervortrat. Zur Befeſtigung in der erlangten Ausbildung

fanden möglichſt oft Übungen ſtatt, namentlich an Orten, wo man für längere Zeit Standquartier genommen hatte. Daß dies nebenbei in der Abſicht geſchah, dem Müßiggang und den daraus entſpringenden Laſtern vorzubeugen, iſt ſelbſt ohne das ausdrückliche Zeugnis in Xenophons Cyropädie ſchwer zu verkennen. Die drei ſchlimmen W — Wein, Würfel, Weiber — waren den Landsknechten des Altertums ebenſo vertraut als denen des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts.

Im weſentlichen bewegten ſich die Exercitien in den zu Sparta eingeführten und ausgebildeten Formen, ſchon aus dem Grunde, weil man von dort mit Vorliebe die Exerciermeiſter bezog und dieſe beſtrebt waren die gleiche Fertigkeit in der Handhabung der Waffen zu erzielen wie bei ihren Landsleuten. Ebenſo taktmäßig ging das Aufſchlagen des Feldlagers am Nachmittage und der Abbruch am nächſten Morgen. Die Marſchordnung richtete ſich nach der Beſchaffenheit des Geländes und nach der Entfernung, in der man den Feind vermutete. War dieſer noch nicht in der Nähe, ſo ging die Vorwärtsbewegung in langen Heerſäulen vor ſich; ſtand ein Angriff bevor, ſo bildete man ein Quadrat oder Rechteck mit dem Troſſe in der Mitte, und Vortruppen gingen zur Aufklärung voraus.

So wertvoll und verwendbar demnach die Mietstruppen für ihren Soldgeber ſein mußten, ſo gefährlich ſind ſie doch als Beſtandteil der Heere zu jeder Zeit geweſen. Mit gutem Grunde warb man anfangs nur ſoviel an, daß man ihrer im ſchlimmſten Falle Herr werden konnte, oder richtete es, wie die ſchlauen Karthager, ſo ein, daß die Mannſchaften der verſchiedenen Abteilungen verſchiedene Sprachen redeten. Denn Meutereien gegen die, für welche ſie zu Felde zogen, waren bei den geworbenen Knechten nichts Seltenes. Anſpruchsvoll verlangen ſie bei allen wichtigen Beſchlüſſen des Kriegsrates gehört zu werden und erkennen nur im Falle der Not die Strafgewalt ihrer Anführer an. Oft zeigen

ſie ſich widerſpenſtig gegen die eigenen Oberen, bedrohen ſogar mitunter deren Leben. Der Söldnerführer Klearchos entging nur mit Mühe der Steinigung, als ſeine Leute ihn im Verdachte hatten, er führe ſie weiter, als urſprünglich vereinbart war, und vermochte nur mit Aufbietung aller ſeiner Gewandtheit die empörten Haufen zum Weiterzuge zu bewegen. Dasſelbe Schickſal bedrohte Xenophon, als er den Reſt der Zehntauſend an das Ziel geführt hatte. Die häufigſte Veranlaſſung zu Unruhen waren Unregelmäßigkeiten bei Bezahlung der Löhnung. Nur durch reiche Verſprechungen gelang es z. B. Kyros, in ſolchem Falle die Mißſtimmung zu beſeitigen. Auch nach Beendigung des Feldzuges wurden durch Erhebung maßloſer Entſchädigungsanſprüche gegen die bisherigen Herren und die Weigerung deren Gebiet vor Erfüllung ihrer Forderungen zu verlaſſen, oft Zuſtände heraufbeſchworen, die unheilvoller waren als der vorausgegangene Krieg. Das entſetzlichſte Bild ſolcher Zerwürfniſſe bietet die zwiſchen den Karthagern und ihren entlaſſenen Söldnern nach Beendigung des erſten puniſchen Krieges ausgebrochene Fehde, deren Verlauf eine Kette von Greuelthaten bildet, wie ſie die Geſchichte auf ihren Seiten nicht allzu oft aufzuweiſen hat.

Man konnte ſchon von Glück ſagen, wenn während des Heereszuges die Geworbenen ſich zuverläſſig erwieſen. Dienten ſie der unterliegenden Partei und ſahen ſie ihre Hoffnung auf Beute getäuſcht, ſo machten ſie ihr längeres Verbleiben meiſt von der Zuſicherung höheren Soldes abhängig, gingen auch wohl mit Sack und Pack zu dem Gegner über, in deſſen Reihen ſie ohne weiteres Verwendung fanden, oder verrieten einen feſten Platz an den Belagerer. Höchſtens hatten diejenigen die Rache des Feindes zu fürchten, die aus ſeinem eigenen oder ſeiner Bundesgenoſſen Gebiet ſtammten. Wenn daher der Soldgeber gegen Treu-

loſigkeit ſich dadurch ſchützte, daß er Geiſeln von den Söldnern ſich ſtellen ließ oder eine unbequeme Truppe verriet und zur Vernichtung dem Gegner preisgab, ſo gehorchte er in vielen Fällen nur der Pflicht der Selbſterhaltung und den Eingebungen eines berechtigten Mißtrauens.

Noch bedenklicher wurde der Einfluß des Landsknechtsweſens auf die Kriegszucht der griechiſchen Heere. Vorher hatte das Lager nur bewaffnete Krieger beherbergt, unter denen Zucht und Ordnung aufrecht erhalten werden konnte, von nun an wurde es der Sitz wüſten Treibens. Denn jene heimatsloſen Geſellen, dem Gedanken an Rückkehr in die geordneten Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens längſt entfremdet, führten zum Erſatz für das mangelnde Familienleben ihre Angehörigen mit ſich ins Feld, in der Regel Dirnen oder Sklavinnen nebſt deren Kindern. Dadurch wurde der Troß zu einem höchſt unbequemen Anhängſel des Heeres, was nicht nur an raſchen Bewegungen hinderte, ſondern auch bei Knappheit der Lebensmittel äußerſt fühlbar wurde. Daß übrigens im Laufe der Zeit mit dem im Feldlager geborenen und erzogenen Nachwuchs ein Soldatenproletariat der ſchlimmſten Art aufwuchs, dafür ſorgten ſchon die Eltern durch ihr Beiſpiel. Darum konnten auch die Verſuche der Soldatenjugend durch eine Feldſchule eine geregelte Erziehung geben zu laſſen, wie ſie Alexander in Aſien anſtellte, nur ſehr zweifelhafte Erfolge verzeichnen und vermochten nicht der immer mehr um ſich greifenden Sittenverwilderung unter jenen Haufen zu ſteuern. Wehe den Bewohnern der Stadt, die ihnen in die Hände fiel! „Soldatenmäßige Behandlung“ wurde die übliche Bezeichnung für alle Gewaltthätigkeiten, namentlich gegen Weiber und Kinder der Beſiegten. Selbſt am Kriege unbeteiligt gebliebene Städte waren vor der Willkür dienſtloſer Söldnerſcharen nicht ſicher: in Meſſana und Rhegion ſetzten ſich entlaſſene kampaniſche Mietstruppen durch

Ermordung aller Bürger in den Besitz ihrer Häuser und Frauen.

Bis zu welchen Zahlen aber diese Haufen, trotz aller Verluste durch Krieg und ausschweifendes Leben, anschwollen, geht aus den Berichten über die Stärke der griechischen Truppen im Dienste auswärtiger Fürsten hervor. Dareios verfügte im Kampfe gegen Alexander allein über dreißigtausend Tachos in Ägypten über zwanzigtausend griechische Söldner.

Fügt man dazu die nicht unbeträchtlichen Bestände, welche bei thessalischen und macedonischen Herrschern dienten und deren stehende Heere bildeten, so vermag man sich einen Begriff zu machen, welche Ausdehnung das Söldnerwesen oder -unwesen schon innerhalb eines Jahrhunderts erlangt hatte.

Aber auch diejenigen Staaten Griechenlands, die ehedem ihren Stolz darein gesetzt hatten, Gut und Blut ihrer Bürgerschaft im Kampfe für Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes zu opfern, und anfangs nur notgedrungen zur Anwerbung fremder Krieger sich entschlossen hatten, erlagen bald der Versuchung ihre Kriege, namentlich im fernen Lande, nicht mehr selbst auszukämpfen, sondern die Führung einem Söldnerhauptmann mit seinen Truppen zu übertragen, dem man es nötigenfalls überlassen konnte, auf Kosten der Gegner für seinen und der Seinigen Unterhalt selbst Sorge zu tragen. Wie sehr sich diese Verkennung der Pflichten gegen das Vaterland rächte, ist ebenso bekannt wie das Streben der Patrioten, die Mitbürger aus ihrer Thatenlosigkeit aufzurütteln und zu rechtzeitigem, kräftigem Handeln in feuriger Rede zu begeistern: die Niederlage bei Chaironeia zwang die Griechen, die Oberhoheit eines Staates anzuerkennen, der bis vor einem Menschenalter kaum genannt und dessen Wachstum zur Großmacht lediglich infolge der Schlaffheit und Sorglosigkeit eines entarteten Geschlechtes keinem Hindernisse begegnet war; die Nachkommen

der Sieger von Marathon und Salamis wurden Vaſallen Macedoniens.

So unheilvoll demnach der Einfluß des Söldnerweſens auf die Geſchicke Griechenlands ſich geäußert hat, ſo bedeutungsvoll waren doch die Neuerungen und Fortſchritte, welche der gewerbsmäßige Betrieb des Waffenhandwerkes anbahnte und verbreitete. Bis dahin waren die Lacedämonier mit ihren bewährten Leiſtungen auf dem Schlachtfelde die Lehrmeiſter und meiſt auch Sieger geweſen. Aber eingewiegt in das Bewußtſein von der Vortrefflichkeit ihrer Kampfesart und Wehrverfaſſung verſchloſſen ſie, in ihren Staatseinrichtungen ohnehin allen Änderungen abhold, auch im Kriegsweſen ſich ſo lange allen Neuerungsbeſtrebungen, bis ſie zu ihrem Nachtheile gewahrten, daß ihre Schlachtenkunſt eine veraltete, längſt überholte war und der neu aufgekommenen Taktik gegenüber ſich als machtlos und unzulänglich erwies. Dieſer für ſie ſo vernichtende Umſchwung hatte ſich beſonders in den Söldnerfeldzügen vorbereitet. Namentlich von der Rückkehr der Zehntauſend an vollzog ſich der Bruch mit den bisherigen Formen des Hoplitengefechtes infolge der bahnbrechenden Schöpfungen des Xenophon. Gleich Cäſar war dieſer Athener durch den Zwang der Verhältniſſe zum Feldherrn gereift. Ohne kriegeriſche Vergangenheit, abgeſehen etwa von ſeiner Teilnahme an der Schlacht bei Delion, hatte er zunächſt als Gaſt des Kyros in deſſen Hauptquartier auf Empfehlung ſeines Freundes, des Boiotiers Proxenos am Feldzuge gegen Artaxerxes teilgenommen. Als nach dem Tode des Kronprätendenten und der treuloſen Ermordung der griechiſchen Söldnerführer an das verratene Griechenheer die Frage herantrat, was zu beginnen ſei, übernahm er zuſammen mit ſeinem Freunde Cheiriſophos inmitten der allgemeinen Ratloſigkeit und Verzweiflung den Oberbefehl und führte trotz aller Hinderniſſe die Aufgabe ſeine Landsleute in die Heimat

zurückzuführen ſo glänzend durch, daß er nicht nur in der Kriegsgeſchichte aller Zeiten ſich einen bleibenden Namen gemacht, ſondern auch die Ohnmacht des Perſerreiches ſo überzeugend dargethan hat, daß in Griechenland der Plan reifen konnte den allmächtigen Gebieter Aſiens im eigenen Lande anzugreifen. Gleich ſcharfblickend in der Beurteilung der Schwierigkeiten wie glücklich in der Wahl geeigneter Abhilfe, lieferte er nicht nur den Beweis, wie unzulänglich und verbeſſerungsbedürftig die bisherige, nur mit der Verwendung der Hopliten rechnende Kriegsführung ſeiner Zeitgenoſſen geweſen ſei, ſondern gab auch durch ſein eigenes Verfahren die Fingerzeige an, in welcher Richtung die Umänderungen ſich zu bewegen hatten.

Bis dahin war man gewohnt geweſen in mehr oder weniger breit entwickelter Front den Angriff zu beginnen oder zu erwarten und ſich dazu eine geeignet erſcheinende Ebene auszuwählen; in den Alpenländern Vorderaſiens galt es eine Kampfesart zu erfinden, die auf ſteilen Gebirgspäſſen und in engen Schluchten zum Erfolge führen ſollte. Da erfand Xenophon die tiefen Lochen mit einer Front von ſechs und einer Tiefe von ſechzehn Mann, deren Vorſtoß wie ein feſter Keil ſelbſt bergan die feindlichen Scharen aus ihren vorteilhaft gewählten Stellungen auf den Höhen oder an den Thalſperren vertrieb. Zwiſchen den einzelnen Kolonnen waren Zwiſchenräume gelaſſen, welche durch Leichtbewaffnete ausgefüllt wurden; aber ſelbſt wo dieſe fehlten, konnte es der Gegner nicht wagen, in die Lücken einzudringen, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen erdrückt zu werden.

Auch die Marſchordnung wußte der Führer der Beſchaffenheit des Geländes anzupaſſen. Fortwährend wurde der Heereszug durch verfolgende Perſer oder feindliche Gebirgsvölker angegriffen. Das in ſolchen Fällen gebräuchliche Hoplitenviereck mit dem Troß in der Mitte war nur

in der Ebene von Nutzen, mußte aber ſofort in Verwirrung geraten, wenn der zu wählende Weg nicht ſo breit war als die Seiten des vom Heere gebildeten Quadrates oder Rechteckes. Deswegen ordnete man ſich in langer Marſchſäule mit Hopliten auf beiden Seiten, während die Abteilungen der Front oder der Nachhut zum Schutze vorauseilten oder zurückblieben, bis ſich wieder die Möglichkeit bot zur urſprünglichen Form zurückzukehren.

Dieſe Deckung durch Schwerbewaffnete war zwar gegen einen Angriff aus nächſter Nähe ausreichend, aber zu einem ſolchen wagten ſich die Perſer wohlweislich nicht heran, ſondern umſchwärmten und beunruhigten die zurückziehenden Griechen nur mit ihren weittragenden Fernwaffen. Zur Abwehr dieſer Beläſtigung wies Xenophon dem leichten Fußvolke eine bedeutſamere Rolle zu, als ihm bei den bisherigen Kämpfen in Hellas zugeteilt geweſen war. Er bildete ſelbſtändige Abteilungen von Schleuderern mit Steinen und Bleikugeln, von Bogenſchützen, denen namentlich die erbeuteten langen Perſerbogen zu ſtatten kamen, und von Speerwerfern. So hielt man den Feind durchgehends mit Erfolg in ſo großer Entfernung, daß die Hauptmaſſe des Heeres unbehelligt weiter ziehen konnte. Gute Dienſte leiſtete dabei auch die neu errichtete kleine Reitertruppe von fünfzig Mann in Koller und Bruſtharniſch.

Auch die Verwendung von Reſerven iſt eine Schöpfung Xenophons. War es noch im peloponneſiſchen Kriege Brauch geweſen, alle verfügbaren Truppen vor den Feind zu führen — höchſtens hatte man an einem geeigneten Punkte eine Abteilung in den Hinterhalt gelegt — ſo blieb von nun an eine Abteilung des Heeres zurück, um im entſcheidenden Augenblicke einzugreifen und dem Kampfe zu Gunſten der Unterliegenden oder hart Bedrängten eine entſcheidende Wendung zu geben.

Derart war die Anordnung der Streitkräfte vor dem

Gefechte mit dem Satrapen Pharnabazos. Am Morgen des Schlachttages macht Xenophon den übrigen Anführern den Vorſchlag, drei Abteilungen von je zweihundert Mann im Rücken der Phalanx, je eine hinter den beiden Flügeln und dem Centrum, aufzuſtellen, damit die Feinde bei ſiegreichem Vorrücken auf geordnete und friſche Gegner ſtießen. Der Bericht über jenen Kampf zeigt ferner unverkennbar eine planmäßige Verwendung der einzelnen Truppengattungen. Leichtbewaffnete eröffnen den Kampf, ziehen ſich zurück, als die Hoplitenmacht heran gerückt iſt, um die Entſcheidung zu geben, und ſchließlich nutzt die Reiterei den Sieg aus, indem ſie die zurückgehenden Reihen des Gegners vollends auflöſt.

Die günſtigen Erfahrungen, die während des Feldzuges der Zehntauſend mit der Einführung ſelbſtändiger, aus Leichtbewaffneten (Peltaſten) beſtehender Plänklerabteilungen gemacht worden waren, blieben auch in der Folgezeit nicht unbeachtet und unbenutzt. Um aber dieſe Truppen in den Stand zu ſetzen, erforderlichen Falls mit erſchüttertem ſchweren Fußvolke einen Zuſammenſtoß aushalten zu können, ohne ihre Beweglichkeit einzubüßen, erfand der Athener Iphikrates eine zweckmäßige, jenen Anforderungen entſprechende Bewaffnung für die leichten Truppen. Als Schild erhielten ſie die ſogenannte Pelta aus Rohrgeflecht, an der nur Geſtelle und Rand aus Metall gefertigt war, als Stoßwaffen einen langen Degen und einen langen Spieß (Fig. 33); daneben führten ſie noch für den Fernkampf, wie früher, eine Anzahl Wurfſpieße, welche ſie mittelſt einer ungefähr in der Mitte befeſtigten Lederſchlinge warfen. An Stelle des mit Eiſenplatten gepanzerten Kollers aus Leder trat ein linnener, weichgefütterter. Beinſchienen und Sandalen zugleich wurden durch eine Art hoher Stiefel, nach ihrem Erfinder Iphikratiden genannt, erſetzt, der Metallhelm durch eine eiſenbeſchlagene Kappe aus Filz oder Leder.

Wie man nach Einführung der neuen Bewaffnung über die Aufgabe der damit ausgerüſteten Kämpfer dachte, bezeugt ein dem Iphikrates zugeſchriebener, wenn auch nicht wahrer, ſo doch wenigſtens gut erfundener Ausſpruch, die Phalanx ſei der Panzer, die Leichtbewaffneten die Hände, die Reiter die Füße, der Feldherr das Haupt des Heeres, eine Auffaſſung, aus der zugleich hervorgeht, daß die endgültige Entſcheidung der Schlacht nach wie vor auf dem Kampfe der Hopliten beruhte.

So blieb es auch, namentlich als durch Anwendung der ſogenannten ſchiefen Schlachtordnung Epameinondas der Hoplitenphalanx, deren Anſehen namentlich nach dem Siege

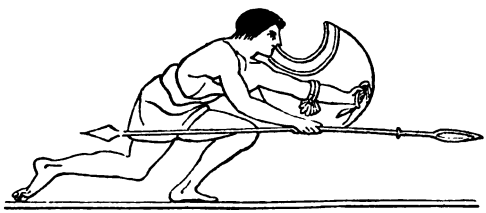


Fig. 33. Peltáſt. Atheniſches Vaſenbild.

des Iphikrates über die Lacedämonier bei Lechaion zu ſchwinden drohte, neue bedeutungsvolle Aufgaben zugewieſen hatte. Das Weſentlichſte an ſeiner Neuerung beſtand darin, daß die beiden Flügel des Heeres, ihrer verſchiedenen Beſtimmung gemäß — der linke hatte anzugreifen, der rechte ſich zu verteidigen — in ganz ungleicher Tiefe Gefechtsaufſtellung nahmen. Der Angriffsflügel ſtand bei ſchmaler Front fünfzig, der Verteidigungsflügel wahrſcheinlich höchſtens acht Mann hoch. Erſterer durchbrach mit unaufhaltſamem Drucke die ihm gegenüberſtehende feindliche Linie, rollte dieſe vollſtändig auf und wandte ſich dann gegen das Centrum der Gegner und deren linken Flügel, die beim Vorgehen durch die boiotiſche, der atheni-

schen und spartanischen überlegene Reiterei und durch Leichtbewaffnete aufgehalten worden waren, während gleichzeitig durch die seitwärts aus den hintersten Gliedern der Phalanx hervorbrechende heilige Schar der Thebaner eine gefährliche Bedrohung in der Flanke zurückgewiesen wurde. Dies war der Verlauf der Schlacht bei Leuktra, die mit einer noch nie dagewesenen Niederlage und bisher unerhörten Verlusten für die Lacedämonier endete und daher den Glauben an ihre Unüberwindlichkeit dauernd erschütterte. Auch bei Mantineia, neun Jahre später, wurden sie vor vollständiger Vernichtung nur dadurch bewahrt, daß die Thebaner in Bestürzung über den Tod ihres Führers die errungenen Vorteile zu verfolgen unterließen und den Besiegten dadurch einen ungehinderten Rückzug ermöglichten.

Der frühzeitige Fall des Epameinondas inmitten seiner Siegeslaufbahn vernichtete ebenso dauernd die erst seit kurzem errungene Großmachtstellung Thebens, wie er den weiteren Aufschwung seines Kriegswesens lähmte. Ohne daß aber der Schöpfer der schiefen Schlachtordnung es ahnen konnte, hatte er hochbegabte Schüler und Nachfolger, freilich nicht auf griechischem Boden, den als Geisel in Theben erzogenen nachmaligen König Philipp von Macedonien und dessen Sohn Alexander.

IV.

Perſien.

Bei einer Darſtellung des griechiſchen Kriegsweſens dürfte es kaum zu umgehen ſein, auch einen flüchtigen Blick auf den Gegner von Hellas zu werfen, mit dem es ſeine ſchwerſten, aber auch ſeine ruhmvollſten Schlachten geſchlagen hat. Nicht nur zeigen bei einem Vergleiche mit den öſtlichen Nachbarn die Griechen ihre Überlegenheit im vorteilhafteſten Lichte, ſie haben auch jenen durch Jahrhunderte immer von neuem auflebenden Kämpfen die fruchtbringendſten Anregungen für den Ausbau ihres eigenen Kriegsweſens zu verdanken. Die Schöpfung einer für jene Zeiten zahlreichen Reiterei und die Entwickelung des Seeweſens in Athen, der Aufſchwung der Taktik ſeit Xenophon, ſelbſt die Ungeheuerlichkeiten und Verirrungen in der Kampfweiſe der Nachfolger Alexanders, der Diadochen, ſtehen in mehr oder minder deutlich erkennbarem Zuſammenhange mit den Erfahrungen, welche in den Feldzügen gegen Perſien geſammelt worden waren. Wenn faſt alle Begegnungen zwiſchen Griechenland und ſeinem Feinde ſiegreich endeten, ſo iſt jedoch der Grund für die Erfolge nicht lediglich in der Überlegenheit helleniſcher Geiſteskraft über orientaliſche Schlaffheit zu erblicken. Ein ebenſo

hilfreicher Bundesgenosse im Kampfe gegen das asiatische Weltreich war die Zerfahrenheit in der Verwaltung und Regierung des gewaltigen Völkerkolosses, ein Mißstand, durch welchen auch die Leistungsfähigkeit der Unterthanen im Felde empfindlich beeinträchtigt wurde.

Die ungeheure Monarchie zerfiel in zwanzig Satrapien (Provinzen) unter Satrapen (Unterkönigen). Dem Oberhaupte des gesamten Reiches nur zur Einlieferung der Gefälle und nötigenfalls zur Heeresfolge verpflichtet, geboten jene Vasallen in ihren Machtbezirken als nahezu unumschränkte Paschas, führten sogar unter einander Krieg, ohne daß ein Machtspruch des Großkönigs ihnen Einhalt gebot. Innerhalb ihrer Regierungsbezirke gelang es ihnen indes nicht durchgängig, für sich oder ihren Herren eine Anerkennung der Oberhoheit durchzusetzen. In schwer zugänglichen Alpenländern hausten immer noch Völker, die sich erfolgreich ihren Unterthanenpflichten zu entziehen wußten, sogar Entschädigungen beanspruchten, wenn ein Heer des Königs ihr Gebiet berührte.

Unter solchen Verhältnissen war eine Einheit in den Heereseinrichtungen unmöglich durchführbar. Eine Truppe, deren Organisation und Ausrüstung einen Vergleich mit griechischen Streitkräften aushalten konnte, waren höchstens die eigentlichen Perser, unter ihnen besonders die Hausmacht des Königs, die zehntausend „Unsterblichen", so genannt, weil ihr Bestand immer dadurch auf der genannten Zahl erhalten blieb, daß entstandene Lücken rasch wieder ausgefüllt wurden. Aber auch diese Garde konnte unmöglich den griechischen Hoplitenlandwehren gewachsen sein. Schon ihre Bewaffnung verriet den weichlichen Asiaten. Den Helm, dessen Last drückte, ersetzte eine Art Turban (Fig. 34); den Panzer trugen nur die Vornehmsten unter dem langen Kaftan, niedere Krieger bloß einen Rock mit Ärmeln. Der leichten Tracht des Kämpfers entsprachen

Fig. 34. Alexanderſchlacht. Moſaik

Aus Casa del Fauno, Pompeji. Zu Seite 66.

auch minder wuchtige Waffen: ein dolchartiges Meſſer, der Akinakes, kurze Wurflanzen aus dem Holze der Kornelkirſche, Bogen mit Köcher und ein Schild von Rutengeflecht, den man im Gefecht mittelſt einer Spitze am Fuße oder mittelſt eines Spießes in die Erde ſteckte, um beim Abſchießen des Bogens Deckung zu finden. Tauſend der Unſterblichen trugen als Auszeichnung goldene Granatäpfel am Schaftende der Lanzen, bei den übrigen neuntauſend beſtand der Zierat aus Silber. In ihrer Mitte und unter ihrem Schutze befand ſich wahrſcheinlich auch das Feldzeichen des Heeres, ein goldener Adler mit ausgeſpannten Flügeln (Fig. 34 rechts oben).

Von der Bewaffnung der übrigen Völkerſchaften des mächtigen Reiches giebt uns Herodots anſchauliche Schilderung vom Heere des Xerxes ein farbenreiches Bild. Da jeder Haufe zu Fuß oder Roß in ſeiner heimatlichen Kriegsrüſtung erſchien, ſo wies die ganze verſammelte Streitmacht eine bunte Muſterkarte aller nur denkbaren Waffen auf, wie ſie das Menſchengeſchlecht von den erſten Anfängen an erfunden und vervollkommnet hatte: Pfeile mit Steinſpitzen, übermannshohe Bogen, Streitäxte, Lanzen, deren Spitzen nur im Feuer angekohlt und gehärtet waren oder aus geſchärften Tierhörnern beſtanden, Schleudern, ſogar eine Art Laſſos, eine Wurfſchlinge zum Fange des Feindes. Vereinzelt findet auch ſchon der im Orient ſpäter ſo beliebte Krummſäbel Erwähnung (Fig. 35).

Nicht weniger mannigfach waren die Kopfbedeckungen, unter welchen alle Entwicklungsſtufen zwiſchen der urſprünglichſten Form, der abgezogenen Haut eines Tierkopfes — die Äthiopier trugen die Stirnhaut eines Pferdes mit Ohren und Mähne auf dem Haupte — und dem ehernen Helme vertreten waren. Fügen wir dem noch hinzu, daß auch die Bekleidung des Körpers alle Übergänge von beinahe paradieſiſcher Nacktheit und Beſtreichung mit einer Farbenkruſte bis zum Pelzrocke (Fig. 36: Mittelfigur) aufwies, ſo

genügen diese wenigen Striche, um ein Bild von der Vielgestaltigkeit jener Heeresmassen zu entwerfen, zu denen die Steppenländer am kaspischen Meere wie die Wüsten des Nillandes, die Niederungen des Indus wie die Alpenländer Vorderasiens ihre Scharen stellten.

Die Sammlung der herbeiziehenden Streitkräfte in große Standlager, wie sie an geeigneten Plätzen im Perserreiche eingerichtet waren, dauerte fünf volle Jahre trotz der vortrefflichen Landstraßen, die für Post- und Heereszwecke den Verkehr zwischen den Provinzen und der Hauptstadt vermittelten. Zugleich mit dem Heere sammelte sich auch ein endloser Troß von Frauen und Kindern, Kebsweibern und zahlreicher Dienerschaft der Vornehmen, welche zu einem Verzicht auf die gewohnte Üppigkeit und Bequemlichkeit orientalischen Wohllebens auch im Felde sich nicht verstehen konnten und die prunkvollsten Einrichtungen mit sich führten. Auch beträchtliche Mengen von Zimmerleuten und sonstigen Handwerkern für nötig werdende Brückenbauten waren zum Dienst im Heere befohlen worden. Nur schwerfällig und langsam setzte sich darum der Kriegszug, eine Art Völkerwanderung, in Bewegung, zumal schon die Rücksicht auf die Verpflegung der Millionen nur ein schrittweises Vorrücken gestattete.

Fig. 35. Asiatischer Krieger.

Als Befehlshaber der einzelnen Völker wurden über je zehntausend vornehme Perser gesetzt; Unterabteilungen von

je tauſend und hundert Mann behielten als Anführer ihre eigenen Landsleute. Mit der Gliederung in kleinere Verbände ſcheint jedoch eine Durchbildung für die Bewegungen im Kampfe nicht verbunden, nicht einmal beabſichtigt worden zu ſein. Nur mit Maſſen wollte man wirken und den Feind erdrücken, unbekümmert darum, ob der einzelne Mann an Feldtüchtigkeit dem Gegner gewachſen war. Darum fehlte aber auch dem Aſiaten jenes freudige Bewußtſein ſeiner Kraft im Gefecht, wie es der vollſtändig ausgebildete Krieger empfindet; unwillig und unſelbſtändig rückten die Scharen in die Schlacht, immer den Blick auf den König oder den

Fig. 36. Skythiſche Tracht und Bewaffnung. Von einer Metallvaſe aus der Krim.

Anführer gerichtet, deſſen Tod, Flucht oder Verſchwinden für ſeine Leute das Signal zu unaufhaltſamem, ungeordnetem Rückzuge wurde, in den auch die noch im Anmarſche befindlichen, bisher am Kampfe unbeteiligten Truppenteile mit fortgeriſſen wurden. Peitſchenhiebe waren daher ein notwendiges Zuchtmittel, um die Feigen den Feinden entgegenzutreiben; ſelbſt Enthauptung wurde vom Könige verhängt, ſobald er von Läſſigkeit oder Mangel an Mut bei den Seinen Kenntnis erhielt. Trotzdem zeigte ſich Neigung zur Unbotmäßigkeit ſelbſt bei den höchſten Würdenträgern des Reiches. Aus Eiferſucht gegen den Oberfeldherrn Mardonios zog

Artabazos vor der Schlacht bei Plataiai mit ſeinen hundertvierzigtauſend Mann ab, unbeſorgt um das Schickſal des im Stiche gelaſſenen Heeres und den Ausgang des Feldzuges.

Dieſelben Beobachtungen konnten die Griechen jedesmal machen, wenn ſie der Streitmacht des Perſerreiches gegenüber traten: jedesmal dieſelbe Zerfahrenheit, dieſelbe Unſelbſtändigkeit der Maſſen, jedesmal auch die Unfähigkeit einem kampfgeübten Heere dauernd Widerſtand zu leiſten. Das zeigen ſchon die Verluſte auf perſiſcher Seite in den Thermopylen, wo das Häufchen von Spartanern und Theſpiern ſeine Aufgabe, den zurückgehenden Landsleuten vor den feindlichen Reitermaſſen einige Tage Vorsprung zu ſchaffen, durch heldenmütige Aufopferung glänzend löſte und gewiß noch glänzender gelöſt haben würde, wenn der tauſend Mann ſtarke Reiterpoſten der Phoker den Gebirgsübergang gegen das vom Verräter Ephialtes geführte Umgehungsheer kräftiger verteidigt hätte und nicht beim Erſcheinen der Feinde, ohne Widerſtand zu verſuchen, geflohen wäre. Noch niederſchlagendere Erfahrungen machte Mardonios bei Plataiai, wo nicht einmal die Aufſtellung in der weiten, für Entfaltung großer Heeresmaſſen günſtigen Ebene zum Siege gegen das Bundesheer von Hellas unter Pauſanias und Ariſteides verhelfen konnte. Auch die treffliche Haltung der zehntauſend Söldner im Heere des jüngeren Kyros, welche der Schlacht bei Kunaxa eine entſcheidende Wendung gaben, und ihr unter fortwährenden Kämpfen gegen die Scharen des Großkönigs und ſeiner Satrapen glücklich bewerkſtelligter Rückzug, vor allem aber die Erfolge Alexanders auf ſeinem Eroberungszuge gegen Aſien ſind ehrende Zeugniſſe für die gewaltige Überlegenheit Griechenlands im Kampfe gegen die Orientalen. Wie geringſchätzig darum einſichtsvolle Perſer ſelbſt über die Leiſtungen ihrer eigenen Truppen dachten, beweiſen die Worte des Kyros vor dem Zuſammenſtoß mit ſeinem Bruder Artaxerxes: er ſchäme ſich

ſchon jetzt vor der Schlacht darüber, eine wie klägliche Rolle ſeine Landsleute im Kampfe gegen Griechen ſpielen würden.

Daran änderte ſich auch in der Folgezeit nichts. Die Einführung längerer Spieße nach macedoniſchem Vorbilde durch Dareios Kodomannos vor der Schlacht bei Arbela und Gaugamela vermochte ſeine Niederlage ebenſo wenig aufzuhalten als alle ſonſtigen Anſtrengungen der Technik ſein Heer unwiderſtehlich zu machen. Weder mit gepanzerten Roſſen gelang es nennenswerte Erfolge zu erzielen noch auch mit den furchtbaren Sichelwagen. Letztere, deren Erfindung in die Zeit nach den Perſerkriegen fällt — nach Griechenland wenigſtens wurden keine mitgeführt, — waren Gefährte, an deren Achſen und Radreifen abwärtsſtehende oder nach außen gerichtete Sicheln oder Senſen befeſtigt waren. Sie mußten jedesfalls im Kampfgewühle von entſetzlicher Wirkung ſein und haben gelegentlich auch eine ſolche erzielt. Die Soldaten Alexanders aber ſchützten ſich vor ihnen dadurch, daß ſie bei ihrem Herannahen raſch eine Gaſſe bildeten und durch Speerwürfe Roſſe und Lenker töteten oder durch lärmendes Schlagen an die Schilde die Zugtiere ſcheu machten und in die Reihen der Gegner zurücktrieben.

Ebenſo nutzlos erwieſen ſich die gewaltigen Feſtungsbauten, die zum Schutze der wichtigſten Städte oder eines ganzen Landſtriches angelegt worden waren, wie die ſogenannte mediſche Mauer, die in einer Länge von beinahe hundertundzwanzig Kilometern, hundert Fuß hoch und zwanzig Fuß breit, ſich vom Euphrat bis zum Tigris zog und ohne Widerſtand, ja ohne den Verſuch eines ſolchen, vor dem heranziehenden Kyros geräumt wurde. Nur die von Griechen oder Semiten verteidigten Städte, wie Milet und Tyros, wußten durch hartnäckige Gegenwehr den Belagerer aufzuhalten und ihm in ſeinem Siegeslaufe ein unwillkommenes Hemmnis zu bereiten.

V.

Macedonier und Diadochen.

Ungefähr um die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Chriſtus erſtand den Griechen im macedoniſchen Könige Philipp ein Gegner, deſſen Überlegenheit im Heerweſen und in der Kriegskunſt ihnen nur zu bald empfindlich fühlbar werden, ſogar den Verluſt ihrer Selbſtändigkeit herbeiführen ſollte. Wie bereits erwähnt, hatte er als junger Prinz die Jahre ſeines unfreiwilligen Aufenthaltes in Theben nicht ungenützt verbracht; er hatte die Gelegenheit ſich nicht entgehen laſſen, ſowohl griechiſche Bildung ſich anzueignen, als beſonders das verdienſtliche Wirken des Epameinondas für die Größe ſeines Vaterlandes in Krieg und Frieden kennen und würdigen zu lernen. Als er ſich dann in den Beſitz einer beſtrittenen Herrſchaft geſetzt hatte und an die Aufgabe herantrat ſein in der Auflöſung begriffenes Reich nicht nur aufzurichten und zu feſtigen, ſondern auch zur Großmacht zu erheben, da war es ſein erſtes Beſtreben, zur Verwirklichung ſeiner Pläne die Streitmacht ſeines Landes zu einer Höhe zu erheben, wie ſie bis dahin in Griechenland noch nicht erreicht worden war. Die Wehrverfaſſung, die er nun ſchuf, iſt ein glänzendes Zeugnis für ſeine Begabung als Regent wie als Feld-

herr. Es war ſicherlich nichts Leichtes für ihn, jeden Stand ſeiner Unterthanen, den Adel wie Bürger und Bauern, in dauernder und treuer Ergebenheit an ſich zu feſſeln. Es genügte nicht, einen jeden nach ſeiner Verwendungsfähigkeit und ſeinen Neigungen in das neu zu ſchaffende Heer einzureihen, er mußte perſönlich ſich die Anhänglichkeit der Seinen gewinnen und — erkämpfen. Darum unterzog er ſich gleich dem geringſten ſeiner Krieger allen Strapazen, gleich unempfindlich gegen Sommerhitze und Winterfroſt, wie gleichgültig gegen die Gefahren der Feldſchlacht. Nach dem Zeugniſſe ſeines Gegners Demoſthenes hatte er Stichwunden durch Hand und Oberſchenkel erhalten, das Schlüſſelbein einmal gebrochen und ſogar ein Auge verloren, ohne deswegen an kriegeriſchem Ungeſtüme nachzulaſſen.

Solche Eigenſchaften haben von jeher auf Unterthanen mit niedriger Bildung einen hinreißenden Zauber ausgeübt und das Band zwiſchen ihnen und dem Herrſcher enger und feſter geknüpft. Freudig ſcharten ſich daher Edle und Volk um den König. Die Ritterſchaft des Landes wurde zu einer glänzenden berittenen Garde des Königs, dem Agema, vereinigt, in welcher die vornehmſten Jünglinge anfänglich als Pagen dienten und allmählich zu immer höheren Ehren aufſtiegen. Denn dieſe Truppe war zugleich die Pflanzſchule für die Feldherren aller übrigen Heeresteile, aus der auch faſt ſämtliche Heerführer Alexanders hervorgegangen ſind. Außerdem wurde auch eine leichte Reiterei mit langer Pike (Sariſſa), die ſogenannten Sariſſenreiter (Fig. 34: die Begleiter Alexanders links auf dem Bilde) geſchaffen, ſowie ein nach Art der griechiſchen Peltaſten bewaffnetes leichtes Fußvolk, die Hypaſpiſten, aus denen gleichfalls eine ſtehende Elitetruppe, die ſogenannten Genoſſen, als Umgebung des Königs gebildet wurde. Weitaus die wichtigſte Neuerung Philipps war die Einrichtung der macedoniſchen Phalanx, in welcher die kräftigſten ſeiner Unterthanen als Schwerbewaffnete Verwen-

dung fanden. Ihre Ausrüstung bestand in dem kleinen Rundschilde und der Sarissa, jener gewaltigen Pike, deren Länge zwar oft in den Berichten alter Schriftsteller übertrieben wird, aber immerhin etwa fünf und ein halbes Meter betragen haben mag; denn über die Schultern des ersten Gliedes ragten noch die Lanzen des zweiten bis sechsten hervor. So wurde eine unangreifbare Front gebildet, deren Vorrücken jeden Widerstand brach, zumal die Tiefe der Aufstellung eine beträchtliche war und wohl selten unter zwölf bis sechzehn Mann betrug, die Hintermänner aber durch Druck nach vorn, die Piken gegen heranfliegende Geschosse nach oben gerichtet, die Wucht der vordersten Linien steigerten.

Die Stärke dieser Phalanx war je nach dem Aufgebote verschieden. Den gesamten Sollbestand machten sechs Regimenter aus, jedes zu viertausend Mann. In dieser Zahl wird aber schwerlich jemals das macedonische Heer ausgerückt sein. Alexander führte nach Teilung seiner Streitkräfte nur neuntausend Mann Schwerbewaffnete mit sich; größer wird ihre Zahl auch kaum in den Feldzügen seines Vaters gewesen sein. In solcher Stärke erfüllte diese Truppe vollkommen ihre Aufgabe, den festen Stützpunkt der Schlachtordnung zu bilden. Eine Angriffsrolle wurde ihr weder von Philipp noch seinem Nachfolger zugedacht, sondern lediglich der auf den Flügeln vorbrechenden Reiterei, deren Bestand im macedonischen Heere von bedeutender Stärke gewesen sein muß. Schon beim Tode Philipps betrug sie nicht unter dreitausend Mann; allein zweitausend davon kämpften bei Chaironeia.

Um diese Streitkräfte kriegstüchtig zu machen, unterließ ihr Schöpfer weder Anstrengungen noch Geldopfer: überall her wurden Exerziermeister berufen, um in großen Standlagern die Mannschaften auszubilden; weite Feldmärsche und Manöver im Sommer sollten auf die Anstrengungen der

Feldzüge gehörig vorbereiten; durch Anlegung großartiger Geſtüte wurde der Bedarf an Pferden für die Reiterei gedeckt, außerdem alle neu erfundenen Kriegs- und Belagerungsmaſchinen in ſtattlichen Mengen angeſchafft.

Die Früchte ſeiner Arbeit genoß Philipp ſchon ſelbſt, indem er die barbariſchen Nachbarvölker zu Boden warf und zinspflichtig machte, dann aber den durch allmähliche Eroberungen und Machterweiterungen auf Koſten der Griechen längſt vorbereiteten Schlag gegen dieſe führen konnte. Noch mehr aber ſein Sohn Alexander, dem er zwar einen leeren Staatsſchatz, aber ein mit allen Kriegsbedürfniſſen reichlich verſehenes, wohl geſchultes Heer hinterließ, an deſſen Spitze der jugendliche Held im unaufhaltſamen Siegeslaufe Aſien bis zum Indus durcheilte. Dazu genügte ihm ſchon eine Hälfte der macedoniſchen Streitmacht; die andere blieb in Europa zurück, um ihm für alle Fälle den Beſitz ſeines Erbreichs zu ſichern. Als Verſtärkung traten zur Feldarmee die Aufgebote der griechiſchen Staaten, zu deren Bundesfeldherrn gegen Perſien ſich Philipp nach der Schlacht bei Chaironeia hatte ernennen laſſen, die der Theſſalier, Paionier und Thraker, ſowie fünftauſend Söldner, ſo daß das ganze Heer beim Übergange nach Aſien etwa dreißigtauſend Mann Fußvolk und viertauſend Reiter zählte.

Eine Geſchichte des nun folgenden Feldzuges zu geben würde hier zu weit führen. Es iſt zur Genüge bekannt, wie der jugendliche Held, ſein eigenes Leben gering achtend, an der Spitze ſeiner Kerntruppe, der Reiterei, ſeitwärts gedeckt von der Phalanx, mit zerſchmetterndem Stoße die perſiſchen an Zahl weit überlegenen Heeresmaſſen durchbrach und wie er nachdrücklicher als bisher den Sieg bis zur völligen Auflöſung und Vernichtung des Gegners verfolgte, nach der Schlacht bei Arbela ſogar durch einen Gewaltritt bis Mitternacht. Dabei waren ſeine eigenen Verluſte un-

verhältnismäßig gering. Weit mehr Opfer forderten sicherlich der Marsch durch unwirtliche Gegenden und die Krankheiten, von welchen die Soldaten befallen wurden. Andere nicht unbedeutende Abgänge vom Hauptheere bildeten die Besatzungen, welche zur Behauptung der wichtigsten festen Plätze oder zur Sicherung der Etappenstraße nach Europa in die eroberten Städte gelegt wurden. Den erforderlichen Ersatz lieferten anfangs Macedonien und Griechenland, doch konnte bei weiterem Vorrücken in Asien dieser Nachschub nicht mehr genügen. Deshalb wurden soviel wie möglich Söldnerscharen angeworben, bei denen Sehnsucht nach der Heimat und der Wunsch zu geordneter Lebensweise zurückzukehren nicht zu befürchten war, demnach auch kein des Anführers Pläne durchkreuzender Widerstand. Auch die Bewohner eroberter Gebiete, deren Anhänglichkeit an ihren bisherigen Herrn ohnehin nicht unerschütterlich fest gewesen war, verpflichtete er zur Heeresfolge, wie er auch früh darauf bedacht war, die heranwachsende Jugend des besiegten Reiches für seinen Dienst heranzuziehen. Schon im Jahre 331 wurde von ihm der Anfang damit gemacht. Dreißigtausend persische Knaben wurden ausgewählt und erhielten Unterricht im Griechischen, um dereinst dem macedonischen Heere einverleibt zu werden. Namentlich wurden auch die Soldatenkinder aus Mischehen zwischen Europäern und Asiatinnen zur späteren Ergänzung für die Armee bestimmt. Gleich ihren Müttern erhielten die Knaben Sold und waren zum Besuche der Feldschule unter griechischen Lehrern verpflichtet.

Bald verzichtete Alexander darauf, weitere Hilfstruppen von den hellenischen Staaten zu verlangen, auch aus seinem Vaterlande bezog er keinen Nachschub mehr, so daß von den Macedoniern, mit denen er über den Hellespont gezogen war, schließlich nur noch ein geringer Rest vorhanden war, lediglich gehalten durch den reichen Sold und die großartigen

Geſchenke, durch welche der König ihre Ergebenheit zu belohnen und ſie an ſeine Perſon zu feſſeln wußte. Aus den bei ihm gebliebenen Hypaſpiſten errichtete er eine Garde mit ſilberüberzogenen Schilden, die Argyraſpides (Silberſchildner), erſparte aber zugleich den alten Kampfgenoſſen die Kränkung nicht, daß er auch Aſiaten in ſeine unmittelbare Nähe als Leibwachen zu ziehen anfing und ſogar kurz vor ſeinem Tode den Gedanken faßte nur in den vier erſten Gliedern die Phalanx aus Macedoniern zu bilden, die zwölf übrigen aus Perſern. Unzufriedenheit äußerte ſich daher nicht nur bei den Generalen, auch bei den Soldaten in mehr oder weniger ſcharfen und gehäſſigen Urteilen über den König. Zur Abſchreckung wurden die Mißvergnügten entweder hingerichtet oder zu Strafkompagnien vereinigt, die vom übrigen Heere abgeſondert, wie es ſcheint, nicht der Ehre gewürdigt wurden vor dem Feinde Verwendung zu finden, wohl meiſt zum Beſatzungsdienſte befehligt und vermutlich auch bei den Schenkungen ausgeſchloſſen wurden. Gewiß die härteſte Strafe für die habgierigen Soldaten! Denn Alexander belohnte königlich, nachdem ihm die unermeßlichen Schätze der perſiſchen Herrſcherſitze zugefallen waren. Nicht nur wurden hervorragende Leiſtungen einzelner durch hohe Belohnungen und goldene Kränze ausgezeichnet, auch das Heer erhielt Mann für Mann reiche Geſchenke, deren für jene Zeit hoher Betrag, bis zu ſechs Minen (etwa 450 Mark), deutlich das Beſtreben des Königs zeigte die Genoſſen ſeiner Kämpfe und Gefahren dauernd an ſich zu feſſeln. Die zehntauſend entlaſſenen Veteranen erhielten ſogar nach dem Berichte Arrians bei ihrer Rückkehr in die Heimat von ihm jeder ein Talent, andere durch Verwundungen kampfunfähige Krieger ſiedelte er öfter in eroberten Städten an. Auch ſonſt zeigte er ſich um das Wohlbefinden der Seinen im Felde bemüht. Der Verpflegung wandte er unausgeſetzt ſeine Aufmerkſamkeit zu, ebenſo waren für das

Obdach der Soldaten lederne Zelte vorhanden, deren Decken mit Nägeln am Boden befeſtigt wurden. Solche Fürſorge iſt um ſo höher anzuſchlagen, als durch den Transport des Zeltmaterials eine bedeutende Menge von Wagen erforderlich wurde, deren langſames Fortrücken in unwegſamen Gegenden die Beweglichkeit des Heeres ſehr beeinträchtigte, und als ohnehin ein anſehnlicher Geſchütz- und Belagerungspark auf allen Zügen mitgeführt wurde. Die Wurfmaſchinen verwandte Alexander übrigens bereits nicht bloß gegen Städte, ſondern aus gedeckter Stellung auch im Felde. Es wird wenigſtens berichtet, daß er die Skythen jenſeits des Tanais mittelſt einer Strandbatterie erfolgreich beſchoſſen und zum Zurückgehen genötigt habe.

Auf Flußübergänge war bis dahin die Kriegswiſſenſchaft nur ungenügend eingerichtet, da in Griechenland wenig bedeutende Ströme zu überſchreiten waren. Das macedoniſche Heer half ſich, wenn Waſſerläufe von größerer Tiefe den Weg ſperrten, meiſt damit, daß zuſammengenähte Zelthäute mit Heu ausgeſtopft wurden und auf der dadurch gewonnenen Unterlage eine Brücke gebaut wurde. Erſt im ſpäteren Verlaufe des Feldzuges benutzte man auch Schiffbrücken; ein regelmäßiger Pontonpark ſcheint aber auch von da an nicht dauernd dem Heere gefolgt zu ſein.

Ebenſowenig brauchte Alexander die Elefanten für die Schlacht, obwohl er große Mengen derſelben erbeutet und ihre Verwendung und Furchtbarkeit im Kampfe kennen gelernt hatte. Möglich, daß er bereits erfahren hatte, wie unzuverläſſig ihre Hilfe war, wie ſie verwundet oder ſcheu Freund und Feind ohne Unterſchied niedertraten, und daß er deshalb in ſeiner und ſeines Heeres Tüchtigkeit eine beſſere Bürgſchaft für den Erfolg erblickte als im unvernünftigen Wüten jener Tierkoloſſe. Nur als Erinnerung an ſeine Siege oder als Paradeſtücke führte er ſie in ſeinen

letzten Lebensjahren mit ſich, als eine weitere Belebung des abwechslungsvollen Bildes, welches der immer mehr anſchwellende Heereszug darbot.

Um unter ſolchen Völkermaſſen einigermaßen geordnete Zuſtände in Verwaltung und Verpflegung zu ſchaffen, machte ſich ein ausgedehntes Beamtenperſonal aller Art für die Kriegskaſſe und die Auszahlung des Soldes, für den Verkauf der Beute, Führung der Soldatenliſten u. a. notwendig. Vor allem zahlreich aber war die Umgebung des Königs. Hofgeſchichtsſchreiber beſorgten die Tagebücher des Königs und ſetzten die amtlichen Schlachtberichte auf, Dichter hatten dieſe in poetiſcher Darſtellung auszuſchmücken und zu verklären, Bildhauer formten die Standbilder der gefallenen Edlen zum dauernden Gedächtnis, Geheimſchreiber beſorgten den Briefwechſel mit fremden Fürſten und unterworfenen Staaten, Kammerherren führten auswärtige Geſandtſchaften beim König ein, und Leibärzten war die Sorge um ſein und ſeiner Umgebung körperliches Wohl anvertraut, wie dem durch die glückliche Heilung Alexanders in Tarſos berühmten Philippos oder dem durch ſein unglückliches Ende bekannten Glaukias, der ſeine angeblichen Mißgriffe in der Behandlung Hephäſtions am Kreuze büßen mußte. Auch war für die nach allgemeiner griechiſcher Sitte im Felde ſtattfindenden Opfer die nötige Prieſterſchaft vorhanden, obgleich der Brauſekopf Alexander nicht immer geneigt war ihren Beſcheiden vom Willen der Gottheit einen beſtimmenden Einfluß auf ſeine Entſchließungen einzuräumen. Eher verſtand er ſich noch dazu, nach erfolgter glücklicher Entſcheidung ſeiner Dankbarkeit gegen die Himmliſchen Ausdruck zu geben, ſo namentlich gegen den von ihm adoptierten Vater Ammon, der durch ſeinen Orakelſpruch bekanntlich den erſten Keim zu dem im Eroberer immer feſter wurzelnden, durch die orientaliſche Unterwürfigkeit genährten Größenwahnſinn gelegt hatte, vor deſſen vollſtändigem Ausbruche

seine Freunde und Unterthanen nur durch den frühen Tod des Helden bewahrt wurden.

In den Kriegen, welche die Nachfolger Alexanders, die Diadochen, jahrzehntelang in Asien und Europa unter einander führten, behielt man zunächst die bewährte Kampfweise der macedonischen Könige möglichst bei. Da jedoch nun auf beiden Seiten gleich gut geübte und feldtüchtige Soldaten sich gegenüber standen, so mußte man darauf sinnen, durch anderweitige Mittel sich das Übergewicht über den Gegner zu sichern. Riesenheere, wie sie bis dahin noch nie von Griechen aufgestellt worden waren, wurden geschaffen — bei Ipsos betrugen beide Heere zusammen über hundertundfünfzigtausend Mann —, immer gewaltiger wurden die Schiffsbauten, immer mächtiger die Maschinen zur Bezwingung feindlicher Festungen. Nunmehr fanden auch die Kampfmittel des Orients, die Sichelwagen und Elefanten ausgedehnte Verwendung. Die plumpen Dickhäuter erscheinen selbst auf europäischen Feldzügen, sogar in der Peloponnes bei der Belagerung von Megalopolis, konnten aber dort nicht viel ausrichten, da ein ehemaliger Soldat Alexanders zur Anlage von Fallgruben mit Eggen auf dem Boden riet, in denen viele der Tiere ihren Tod fanden oder schwere Wunden davontrugen. Noch origineller war das Auskunftsmittel der Megareer, die ihnen pechbestrichene, brennende Schweine entgegengetrieben haben sollen. In der Schlacht wurden die mächtigen Tiere in größeren Abständen von einander aufgestellt und die Lücken durch Leichtbewaffnete ausgefüllt. Im Kampfe zwischen Antiochus von Syrien und Ptolemäus von Ägypten wurden die Elefanten sogar gegen einander gehetzt, während die Insassen der Türme auf ihrem Rücken einander mit den langen macedonischen Sarissen angriffen. Bei dieser Gelegenheit wurde übrigens die Wahrnehmung gemacht, daß die libyschen Elefanten weder den Geruch noch die Stimme der indischen

aushalten konnten und nicht dazu zu bringen waren, jenen ſtandzuhalten. Daß man überhaupt dieſen Tieren ſo großen Wert beimaß, kann nur als Verirrung bezeichnet werden. Man überließ dadurch mehr als je die Entſcheidung der Schlachten dem Walten des Zufalls, nicht der Tapferkeit und der Feldherrnkunſt. Die Aufſtellung zur Schlacht verlor an Planmäßigkeit, weil das Ineinandergreifen der einzelnen Truppenteile nicht mehr ſo leicht durchführbar war als in den Alexanderſchlachten. So verlernte man mehr und mehr die großartigen Gedanken jenes Meiſters zu erfaſſen und ſich zu eigen zu machen. Statt deſſen verfiel man auf eine Menge taktiſcher Spielereien, die in ihren Einzelheiten ſehr verwickelt und ſchwierig waren, daher höchſtens auf dem Exerzierplatze klappten, im Ernſtfalle aber ſich nicht bewährten und darum wertlos waren. Selbſt die macedoniſche Phalanx büßte unter unfähigen Heerführern in der Folgezeit ihre Bedeutung ein, wie namentlich die Kämpfe mit den Römern bewieſen, die trotz ihrer anfänglichen Furcht vor der undurchdringlich ſcheinenden Speermaſſe dieſe ſchließlich durchbrachen und zertrümmerten.

Auch in Griechenland ſelbſt verfiel das Kriegsweſen immer mehr. Zu nachhaltig war durch die Einführung von Söldnerheeren die Wehrhaftigkeit der Bürgeraufgebote geſchwächt worden, als daß ein Wiederaufleben der früheren Tüchtigkeit möglich geweſen wäre. Selbſt großartig angelegte Feldherrntalente, wie der Arkadier Philopoimen vermochten nicht auf die Dauer den Verfall aufzuhalten und aus den entarteten Zeitgenoſſen eine Kriegsmacht zu ſchaffen, die befähigt geweſen wäre ihren Unabhängigkeitskampf gegen Rom ſiegreich zu beſtehen.

VI.

Griechisches Geschützwesen.

Seit dem vierten Jahrhundert vor Chriſtus gehörte zur Ausrüſtung eines Heeres auch eine Anzahl Geſchütze, Wurfmaſchinen für Pfeile oder Steine, die Katapelten (Fig. 37 und 38). Zuerſt unter den Griechen ſoll ſie Dionyſios der Ältere von Syrakus haben bauen laſſen, als er ums Jahr 400 großartige Rüſtungen gegen Karthago betrieb. Ob indes ihm oder den in ſeinem Dienſte thätigen Technikern das Verdienſt der Erfindung gebührt, iſt bezweifelt worden. Nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß Phönizier oder Karthager zuerſt auf den Gedanken gekommen ſind, ein Kriegswerkzeug zu ſchaffen, das in ſeinen Leiſtungen die Menſchenkraft weit zu überbieten befähigt war, und daß von Karthago aus der ſiciliſche Tyrann von der neuen Waffe Kunde erhielt. Bald bemächtigte man ſich auch im Oſten des wirkſamen Kampfmittels, ſo namentlich Philipp von Macedonien bei ſeinen zahlreichen Belagerungen. Zu ſolchem Zwecke waren die Geſchütze des Altertumes auch im weſentlichen beſtimmt, ſeltener zum Gebrauch im Gefechte, und dann nur in einer gedeckten Stellung hinter Feldſchanzen oder am Ufer eines Fluſſes als Strandbatterie. Nur einmal ſind ſie vor der Front aufgeſtellt worden, von

Machanidas in der Schlacht bei Mantineia gegen Philopoimen, mit welchem Erfolge, wird nicht berichtet.

In ihrer Geſtalt laſſen ſie ſich am beſten mit großen Armbrüſten vergleichen. Nur beſtand der Bügel nicht wie bei dieſen aus einem Stücke, ſondern aus zwei getrennt von einander befeſtigten Armen. Als Triebkraft brauchte

Fig. 37. Horizontalgeſchütz (Euthytonon).

man die Torſionselaſticität, welche dadurch erzielt wird, daß man mehrere an ihren Endpunkten dicht neben einander befeſtigte Schnuren oder Stricke mittelſt eines dazwiſchen geſteckten Pflockes zuſammendreht.*) Im Altertum be-

*) Die Spannvorrichtung am Rahmen der [illegible] mit dem kräftig zurückſchnellenden Bolzen in der Mitte [illegible] veranſchaulicht im kleinen jene Kraft am deutlich[illegible]

nutzte man zu dieſem Zwecke zwei aus langen, ölreichen Frauenhaaren oder auch aus Tierſehnen geflochtene ſtarke Taue, die Spannerven genannt (d)*), welche oberhalb und unterhalb des Spannkaſtens (c) mittelſt eiſerner, auf einer viereckigen Unterlage, dem Spannkopfe, ruhender Bolzen befeſtigt wurden, nachdem ſie durch die ſogenannte Spannleiter bis zu zwei Drittel der urſprünglichen Dicke ſtraff ausgereckt und eingezogen worden waren. Die zwiſchen den Enden der Bogenarme (e) befeſtigte Sehne (e') beſtand gleichfalls aus geflochtenem Haare und wurde auf dem verſchiebbaren Läufer (f) im Schloſſe befeſtigt, beim Spannen zugleich mit dieſem durch Kurbeln auf der Geſchoßbahn (b) zurückgezogen und mittelſt eines hebelartigen Abzuges abgedrückt.

Nach der Lage der Geſchoßbahn unterſchied man Horizontalgeſchütze, Euthytona, (Fig. 37), welche geradeaus oder mit nur geringer Erhebung, und Winkelgeſchütze, Palintona, (Fig. 38), welche unter einem Winkel von 45^0 ſchoſſen. Erſtere ſchleuderten Pfeile, letztere große bis fünfundſiebzig Kilogramm ſchwere Steine, Eiſenkugeln, wohl auch geſpitzte Balken. Das Kaliber wurde durch die Länge des Pfeiles und die Schwere des geworfenen Steines bezeichnet. Außer in dem Gewicht des Geſchoſſes beſtand namentlich in der Bauart des Geſtelles zwiſchen beiden Formen der weſentlichſte Unterſchied. Das leichte Geſchütz, die Euthytona, für die man vor jedem Schuſſe das Ziel ſuchte, ruhte mit drehbarem Geſtelle (Fig. 37: a) auf einem Pfeiler, das ſchwere, die Palintona, welche ihre zerſtörende Thätigkeit namentlich gegen die Befeſtigungen richteten und da-

*) Die Buchſtaben beziehen ſich auf beide Figuren. Letztere (aus Müllers Handbuch der klaſſ. Altertumswiſſenſchaft Bd. IV) ſind moderne Rekonſtruktionen. Die aus dem Altertume erhaltenen Darſtellungen beſchränken ſich auf Andeutung der den Feinden zugewandten Aufſenſeite und geben gerade über die wichtigſten Fragen, die Einzelheiten der Schufsvorrichtung, keinen Aufſchlufs.

her nicht vor jedem Wurfe nach einer anderen Richtung geſtellt zu werden brauchten, auf einem vierſäuligen, unbeweglichen Balkengerüſte von bedeutender Stärke (Fig. 38: a).

Wie weit und mit welcher Kraft die Geſchoſſe geſchleudert worden ſind, läßt ſich aus den zerſtreuten Angaben der Alten nur ſehr unvollkommen und höchſtens annähernd er-

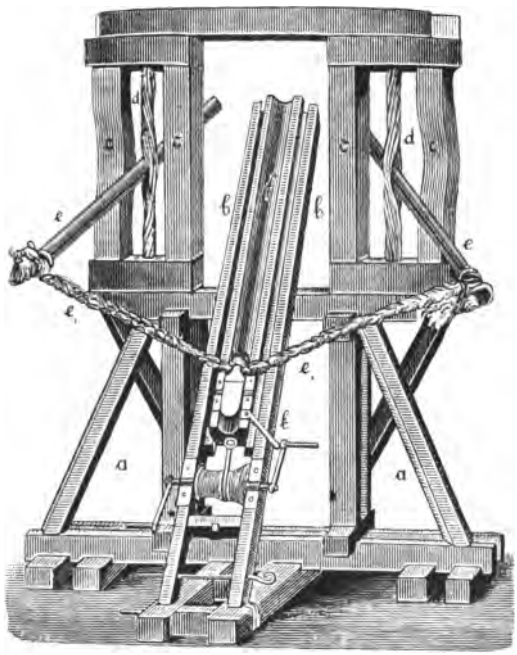


Fig. 38. Winkelgeſchütz (Palintonon).

mitteln. Die Wurfweite des leichten Geſchützes ſcheint reichlich 400 Meter betragen zu haben und auch die Wucht des Pfeiles nicht unbedeutend geweſen zu ſein. Alexander dem Großen wurde bei Gaza nach dem Berichte Arrians durch einen Katapeltenpfeil Schild und Panzer durchbohrt, außerdem eine nicht unbedeutende Wunde zugefügt; ein Skythe

wurde jenſeits eines breiten Stromes trotz ſeiner Rüſtung tödlich getroffen, und als Beweis für die übermenſchliche Körperkraft des indiſchen Königs Porus wird angeführt, daß er die Wurfſpieße beinahe ebenſo wuchtig geſchleudert habe, als die Katapelten die Pfeile. Noch furchtbarer muß die Wirkung der ſchweren Palintona geweſen ſein, wenn ſie zum Breſcheſchießen oder zur Zerſtörung feindlicher Mauertürme in Thätigkeit traten. Freilich glichen ſie in ihrer Größe faſt kleinen Gebäuden, waren ſchwierig zu transportieren, koſtſpielig herzuſtellen und darum auch nur in verhältnismäßig geringer Anzahl vorhanden. Auch konnten ſie nur in längeren Zwiſchenräumen ihre Schüſſe abgeben, obgleich ihre Bedienungsmannſchaften zahlreicher waren als die der Euthytona und mit Hilfsmaſchinen arbeiteten. Daß dieſe Leute, welche, gleich unſerer Artillerie, eine beſondere Truppe bildeten, techniſch geſchult waren, iſt deshalb anzunehmen, weil die größeren Geſchütze ſicher für den Transport auseinandergenommen wurden und jedesmal vor dem Gebrauche von neuem zuſammenzuſetzen und zu ſpannen waren. Dabei wurde ſehr genau und peinlich verfahren: beide Spannervenpaare mußten ſo gleichmäßig eingezogen werden, daß ſie wie die Saiten muſikaliſcher Inſtrumente denſelben Ton ergaben; auch die Arme mußten gleich lang einander genau gegenüberliegen, weil jede Abweichung die Trefficherheit geſchädigt hätte.

Im Frieden lagerten die Geſchützteile in den Arſenalen. Welch bedeutende Vorräte davon bei den kriegführenden Völkern vorhanden waren, iſt vielfach bezeugt. Im Jahre 149 v. Chr., unmittelbar vor dem dritten puniſchen Kriege, lieferten die Karthager, um den Kampf mit den Römern abzuwenden, ihnen gegen zweitauſend Katapelten aus. Dieſe Zahl mag im Hinblick auf die heutigen Verhältniſſe auffallend hoch erſcheinen, indes iſt zu berückſichtigen, daß man zur Ausrüſtung der Flotten vieler Geſchütze bedurfte

und daß dieſelben leichter der Abnutzung und den Einflüſſen der Witterung ausgeſetzt waren als die Gußſtahlkanonen der Gegenwart.

Jene Unvollkommenheiten wurden übrigens ſchon im Altertum wohl empfunden. Die alexandriniſchen Mechaniker, welche zuerſt die Lehre vom Bau der Wurfmaſchinen wiſſenſchaftlich begründet und für die zweckmäßigſten Größenverhältniſſe zwiſchen den einzelnen Beſtandteilen und dem Geſchoſſe die mathematiſchen Formeln berechnet haben, ſtellten vielfache Verſuche an, um die fühlbar gewordenen Mängel abzuſtellen. In erſter Linie ſuchte man für die Spannerven, welche bei ſtarkem Feuchtigkeitsgehalte der Luft ihren Dienſt verſagten oder nur unvollkommen verrichteten, nach einem geeigneten Erſatze. Einen ſolchen glaubte man in der Federkraft des Stahles oder auch in dem Widerſtande ſtark zuſammengepreßter Luft gefunden zu haben. Eine lebensfähige Neuerung wurde indes, wie es ſcheint, durch jene Verſuche nicht geſchaffen, da weder Griechen noch Römer von der bisherigen Herſtellungsweiſe abwichen. Ebenſowenig fand das Magazingeſchütz Verbreitung, welches Dionyſios von Alexandreia für die Rhodier erbaute, eine Art Katapelte mit einem über der Läuferbahn befindlichen, trichterförmig zulaufenden Pfeilbehälter, aus deſſen unterer Mündung durch eine zur Aufnahme des Geſchoſſes tief geriefte Welle nach jedem Schuſſe ein neuer Pfeil auf die Geſchoßbahn befördert wurde, während man inzwiſchen mittelſt einer ſinnreich konſtruierten Kurbel die Sehne von neuem ſchnell ſpannte.

Außer den Euthytona und Palintona waren auch große Armbrüſte mit elaſtiſchem Bügel in Gebrauch, die „Bauchſpanner“, in welchen wir vielleicht die Urform erblicken können, von welcher die Geſchützbaukunſt ausgegangen iſt.

VII.

Festungen und Belagerungswesen.

Ebenſo uralt wie der Städtebau iſt auch das Beſtreben der Menschen ihren Wohnſitz, ihre mit Mühe und Koſten erbauten Behauſungen vor feindlichen Angriffen nach Kräften zu ſchützen. Im Orient wie in Griechenland begegnen wir Bauten, die Zeugnis davon ablegen, mit welchem Aufgebote von Menſchenkraft ſich namentlich die Herrſcher ihre Burgen befeſtigen. Wahrhaft unglaublich klingen die Berichte Herodots über die Feſtungswerke Babylons, ein Quadrat von zwölf geographiſchen Meilen Umfang, mit Mauern von zweihundert Fuß Höhe und fünfzig Fuß Breite, wenn wir nicht wüßten, daß der treuherzige Geſchichtſchreiber das, was er geſehen, mit großer Gewiſſenhaftigkeit erzählt hat, und wir nicht an andern Rieſenbauten des Altertums, den Pyramiden Ägyptens und den kyklopiſchen Mauern von Tiryns und Mykenai in Griechenland, noch heutzutage uns überzeugen könnten, über welche Mengen von Arbeitern die Herrſcher in vorhiſtoriſcher Zeit verfügten. Namentlich die Burg (Akropolis) auf einer Anhöhe befeſtigten ſie noch ſtärker als den Ort zu deren Füßen, um im Falle feindlichen Angriffs einen letzten Rückhalt zu beſitzen oder unter Umſtänden ſich gegen ihre eigenen Unterthanen ſchützen zu können.

Jene älteſten Reſte griechiſchen Mauerbaues beſtehen aus mächtigen Felsſtücken, die urſprünglich unbehauen

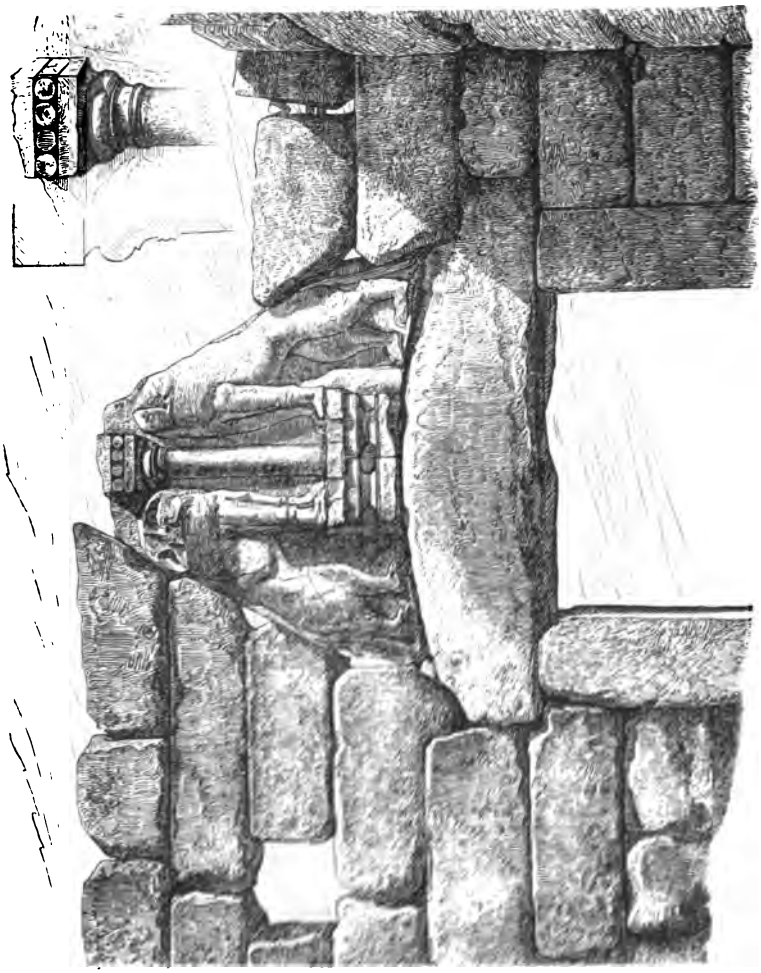


Fig. 39. Löwenthor von Mykenai.

blieben, und aus kleineren Steinen, mit welchen man die Lücken ausfüllte, wie in Tiryns, ſpäter aus bearbeiteten

Blöcken mit regelmäßiger Vorderſeite, wie am Löwenthor von Mykenai (Fig. 39).

Auch die Befeſtigungen von Troja mit ſtattlichen Thoren und hohen Türmen, nach der Sage ein Werk Poſeidons und Apollons, erſcheinen in der Beſchreibung Homers ziemlich ſtark, ſo daß ein Sturmangriff wenig Ausſicht auf Erfolg haben konnte.

So gewaltigen Bollwerken gegenüber erwies ſich in den älteſten Zeiten die Belagerungskunſt ziemlich machtlos. Nur ausnahmsweiſe mochte es gelingen, unter der Deckung des Schildes gegen Steinwürfe von oben herab, durch gewaltſames Erbrechen der Thore oder durch Überſteigen der Mauern auf Leitern zum Ziele zu gelangen, wie es in alten Darſtellungen abgebildet iſt (Fig. 40 u. 41). Für eine regelrechte Einſchließung aber, bei welcher der feindliche Platz von allen Verbindungen abgeſchnitten und ſchließlich durch Hungersnot zur Ergebung gezwungen worden wäre, verfügte der Angreifer nicht immer über die erforderliche Anzahl von Kriegern. Daher ſehen wir auch in den älteſten Beſchreibungen von Belagerungen, der von Troja und der Feſte auf dem Schilde des Achilleus, die Gegner nicht ringsherum ſondern nur der Stadt gegenüber gelagert. Die Troer bebauen ungeſtört ihre Äcker auf der den Griechen abgewandten Seite von Ilion und verſtärken ſich ungehindert durch Zuzug von Bundesgenoſſen aus dem Hinterlande. Nur durch Liſt gelingt es endlich den Achaiern, nach beinahe zehnjähriger Belagerung und ſchweren Kämpfen die verhaßte Stadt zum Fall zu bringen. Auch aus den Berichten über die Eroberung der gewaltigen Königsſitze Aſiens geht hervor, daß weit weniger oft gewaltſamer Angriff zum Siege führte, als Trug und Verrat. Ebenſo waren die Lacedämonier lange Zeit nicht im ſtande die Burgen der Meſſenier, deren letzte Zufluchtsſtätten, zu bezwingen. Erſt als die zuſammengeſchmolzene Beſatzung von Ithome ihren Abzug bewerkſtelligt hatte,

konnten sich die Belagerer in den Besitz des Bollwerkes setzen; die Felsenburg Eira erstürmten sie erst, als der Befehlshaber in derselben, Aristomenes, infolge einer Verwundung seinen nächtlichen Rundgang bei den Wachen nicht abhalten konnte und diese in regnerischer Nacht ihren Posten pflichtvergessen verlassen hatten.

Überhaupt waren die Spartaner im Festungskampfe wenig geschickt, wie sie auch selbst im Vertrauen auf die hohen Gebirgswälle an den Grenzen ihre Stadt ohne Verteidigungswerke gelassen hatten. Daß sie aber den Wert eines festen Platzes wohl zu schätzen wußten, beweist ihr Widerspruch gegen das Vorhaben der Athener, als diese nach dem Abzuge der Perser ihre Stadt und ihre Häfen durch Ringmauern vor einer Wiederholung der durch Xerxes erlittenen Verwüstung zu schützen unternahmen. Bekanntlich gelang es dem gewandten Themistokles, die eifersüchtigen Nebenbuhler zu überlisten und die Vollendung des begonnenen Werkes zu ermöglichen, durch welches sowohl Athen in einem Umkreise von etwa elf Kilometern als auch seine Hafenstädte gegen einen feindlichen Angriff ausreichend gesichert wurden. Einen großartigen Abschluß erhielten diese Befestigungen durch Perikles, der drei lange Mauern von der Stadt bis zum Meere aufführen ließ und es so einem Gegner unmöglich machte, die Verbindung zwischen beiden zu unterbrechen.

Wie massig diese Bauten waren, beweist die Angabe, daß auf den Mauern des Peiraieus zwei Wagen neben einander fahren konnten. Auch ihre Höhe muß sehr beträchtlich gewesen sein, denn bis auf Sulla wurde nie von einem Feinde ein Sturmangriff auf die Befestigungen Athens und seiner Häfen gewagt.

Gleich gewaltig waren die Profile der Festungsanlagen bei den übrigen Städten Griechenlands, da man

namentlich das Augenmerk darauf richtete, vor dem Gegner den Vorteil einer erhöhten Stellung voraus zu haben. Deshalb waren in die Mauern, einen Pfeilſchuß von einander entfernt, noch mehrſtöckige Türme eingebaut, häufig über oder zu beiden Seiten der Thore. Auf dem Wallgange zwiſchen ihnen waren die Verteidiger durch Zinnen geſchützt und

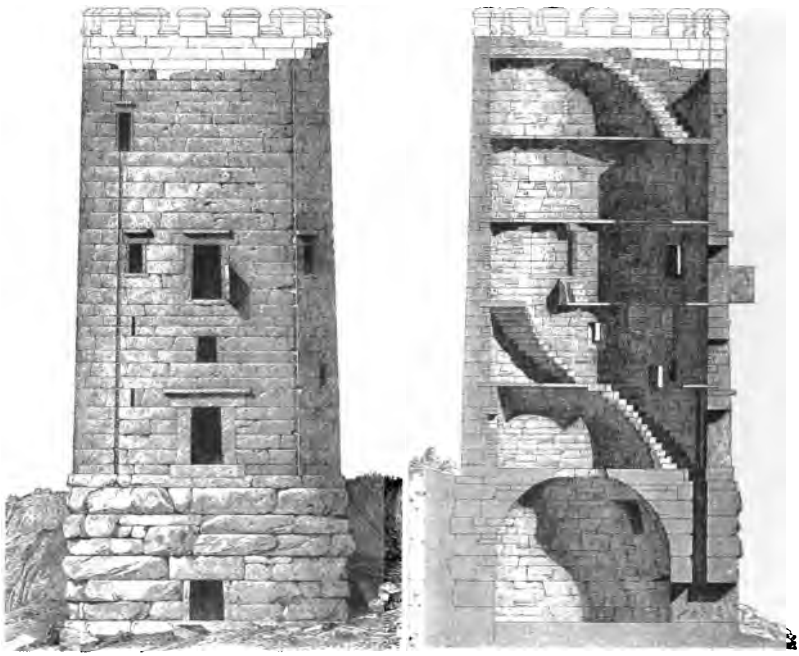


Fig. 42. Wachtturm zu Andros.

Treppen führten von hier hinab nach der Stadt. Gräben rings um die Befeſtigungen ſcheinen jedoch nur ausnahmsweiſe angelegt worden zu ſein, da man meiſt mit Steinen baute und deshalb keine Erde zum Aufſchütten auszuſchachten brauchte.

Feſtungsbauten zu rein militäriſchen Zwecken kannten

die Griechen nicht; höchſtens hatte man an den Grenzen kleine Forts als Beobachtungspoſten angelegt, wie Phyle in Attika, oder an beſonders wichtigen Punkten Wachttürme errichtet (Fig. 42), in welche bei unvermuteten Raubeinfällen die Umwohnenden ſich und ihre Habe flüchteten, und von denen aus verdächtige Wahrnehmungen nach der Hauptſtadt, dem Mittelpunkte der Landesverteidigung, gemeldet wurden. Nur in vereinzelten Fällen erlag auch dieſe der Berennung der Feinde und meiſt nur dann, wenn ſie von ſo geringem Umfange war, daß eine vollſtändige Abſperrung durchgeführt werden konnte. Dann ſuchte man zunächſt womöglich das Quellwaſſer den Belagerten abzuſchneiden, führte mächtige Dämme bis zur Höhe der feindlichen Werke auf, um durch Pfeilſchüſſe oder Lanzenwürfe die Verteidiger von ihren Poſten zu vertreiben und ſchließlich an einer ungeſchützten Stelle auf Leitern emporzuklimmen. Häufig grub man auch Minengänge, um unbemerkt in den angegriffenen Platz zu gelangen, oder auch nur, um den Zuſammenſturz der Mauern zu bewirken. War man bis unter dieſe gelangt, ſo zündete man die Zimmerung der Stollen an. Dadurch nahm man dem Erdreiche darüber den Halt, ſo daß es dem Drucke der Mauern nachgab. Dieſe ſtürzten nach, und ſo entſtand eine Breſche, durch welche der Belagerer eindrang.

Die Bewohner der eingeſchloſſenen Stadt ließen inzwiſchen auch ihrerſeits kein Mittel unverſucht. Lange unterirdiſche Gänge, dem Gegner unbekannt, vermittelten nicht ſelten den Verkehr mit der Außenwelt und ermöglichten die Herbeiſchaffung von Lebensmitteln und Waſſer. Hatte man die Richtung der feindlichen Minengänge erkundet, ſo trieb man Gegenminen, in welchen man beim Herannahen des Gegners Weſpenſchwärme losließ oder Stoffe verbrannte, welche erſtickenden Qualm entwickelten. War der Belagerer unaufmerkſam oder erſchöpft, ſo ſuchte man ihn

durch Ausfälle zu schädigen und die von ihm aufgeführten Angriffswerke zu zerstören.

Eine ganz neue Gestalt erhielt der Festungskrieg durch die Einführung der Belagerungsmaschinen, welche zuerst Perikles bei der Belagerung von Samos durch Artemon von Klazomenai anfertigen ließ und in Anwendung brachte. Bei jener Gelegenheit sollen namentlich der sogenannte Widder (Fig. 43) und die Schildkröten erfunden worden sein. Ersterer war ein Mauerbrecher aus einem oder mehreren aneinander gefügten eisenbeschlagenen Balken, der an Ketten oder Tauen in der Schwebe hing und durch eine größere Anzahl Leute in Bewegung gesetzt wurde, um durch die Stöße seiner festen Eisenspitze die feindlichen Bollwerke zu erschüttern. Vermutlich um dieselbe Zeit oder nicht lange nachher kam auch der Mauerbohrer auf, mit dem man eine Menge tiefer Löcher in die Mauern grub. Dann wurden die Öffnungen mit Holz ausgefüllt und dieses angebrannt, was den Einsturz des Gesteins herbeiführte.

Fig. 43. Widderschildkröte.

Zur Deckung bei allen diesen Arbeiten dienten die sogenannten Schildkröten (Fig. 43), Schutzdächer aus starkem Gebälk, welche auf Rädern gingen und gegen den belagerten Ort vorgeschoben wurden. Man unterschied besonders zwei Arten: Breschschildkröten, unter denen Widder und Mauerbohrer in Thätigkeit waren, und Schüttschildkröten, welche die zum Ausfüllen des Grabens vorgesandten Mannschaften zu decken bestimmt waren.

Seitdem wurden diese Belagerungsmaschinen, wie früher die Leitern, regelmäßig von einem ins Feld ziehenden

Heere mitgeführt, ebenſo wie die zu ihrer Herſtellung notwendigen Zimmerleute und ſonſtigen Handwerker. Sogar die Lacedämonier machten bei der Belagerung von Plataiai ſich die neue Erfindung zu nutze. Nachdem ſie in ſiebzigtägiger ununterbrochener Arbeit einen doppelten Wall gegen die Belagerten und gegen ein von Athen zu erwartendes Entſatzheer aufgeführt hatten und die von den Gegnern ihrem Damme zugefügten Schäden durch Körbe mit geſtampftem Lehm wieder ausgebeſſert hatten, begannen ſie durch Widderſtöße die Stadtmauern zu erſchüttern, aber ohne den gewünſchten Erfolg. Denn die Plataier brachen dem Sturmbocke durch herabgelaſſene Balken die Spitze ab oder ſuchten ihn durch Schlingen emporzuziehen und dadurch den Stoß wirkungslos zu machen. Ebenſowenig glückte es dem Einſchließungsheere, durch ein großes Feuer von außen die Stadt anzuzünden, weil ein ſtarker Regenguß den Brand löſchte. Erſt nach zweijährigen Mühen und Anſtrengungen gelang es, die infolge des Durchbruchs von zweihundertundzwanzig Mann in ihrem Beſtande erheblich geſchwächten Verteidiger zu bezwingen und die Stadt auf Leitern zu erſteigen.

Wenige Jahre nachher bedienten ſich die Thebaner bei ihrem Angriffe auf Delion eines eigentümlichen Mittels, um die feindlichen Werke in Brand zu ſetzen. In nächſter Nähe derſelben ſtellten ſie einen mit brennendem Schwefel und Pech gefüllten Keſſel auf. In dieſen reichte eine eiſenbeſchlagene Röhre hinein, durch welche mittelſt eines Blaſebalges ein ſtarker Luftſtrom in das Feuer getrieben wurde. Die emporſchlagende Flamme ſetzte bald die Holzteile der in Eile aufgeführten Befeſtigungen in Brand, der Aufenthalt auf der Mauer wurde den Verteidigern unerträglich, und die Stadt fiel in die Hände der Belagerer. Doch ſcheint es nicht, daß dieſes Verfahren anderwärts Nachahmung gefunden hat.

Wohl die großartigſte und ausgedehnteſte Belagerung während des peloponneſiſchen Krieges war die von Syrakus, deren Mißglücken ſo verhängnisvoll für Athen werden ſollte. So raſch auch der Anführer Nikias ſeine Maßregeln traf, die Stadt vollſtändig einzuſchließen, ſo gelang ihm doch ſein Vorhaben nur unvollkommen. Denn die Belagerten wußten durch hohe, ſenkrecht gegen die Längenrichtung der Umwallungslinie aufgeführte Dämme, deren Eroberung erſt viel Zeit und Menſchenleben koſtete, die Belagerungsarbeiten ſo zu hindern, daß ſie bei Ankunft des lacedämoniſchen Entſatz heeres noch nicht zum Abſchluß gediehen waren und den Angriffen desſelben erlagen, zumal es auch an den nötigen Mannſchaften fehlte, um die weit ausgedehnten Linien dauernd zu behaupten. Das Unternehmen war daher für die Athener nicht nur erfolglos, ſondern endete auch mit vollſtändiger Vernichtung ihrer unter ſchweren Opfern ausgerüſteten Streitmacht.

Über die Einzelheiten des Beſatzungsdienſtes in den eingeſchloſſenen Städten und die zu wirkſamer Verteidigung derſelben notwendigen Maßregeln belehrt uns ein nicht lange nach dem peloponneſiſchen Kriege entſtandenes Schriftchen, ein Bruchſtück eines größeren Werkes über die Belagerungskunſt, als deſſen Verfaſſer ein gewiſſer Aineias, mit dem Beinamen Taktikos, genannt wird. Er beginnt ſeine Vorſchriften mit der Forderung, bei allgemeiner Bedrängnis der Vaterſtadt alle inneren Zwiſtigkeiten ruhen zu laſſen und auf Erhaltung von Frieden und Ordnung bedacht zu ſein. Deswegen ſollen die Reichen durch Schuldenerlaß und freigebige Schenkungen aus ihren Vorräten die ärmeren Bürger bei guter Stimmung erhalten und zu entſchloſſenem Widerſtande begeiſtern. Dann ſoll eine Art Belagerungszuſtand eingeführt werden, während deſſen der heimliche Beſitz von Waffen, Verſammlungen und Zuſammenrottungen aller Art, Gaſtmähler, außer

den beſonderer Genehmigung unterliegenden Leichen- und Hochzeitsſchmäuſen, unterſagt, das Verhalten von Ausländern, der Thorverkehr und ſogar der Briefwechſel von Privatperſonen genau überwacht werden ſoll. Alle wehrfähigen Einwohner werden, nach Stadtvierteln eingeteilt, unter den Befehl eines Quartiermeiſters geſtellt, welcher ſeine Leute auf freien Plätzen verſammelt und ihre Verwendung zum Wacht-, Runden- und Patrouillendienſte oder als Reſerven anordnet. Zur Unterſcheidung von Freund und Feind wird eine Loſung beſtimmt, meiſt der Name einer Gottheit, wie Artemis, Hermes, Herakles, außerdem eine Nebenloſung, die bei heller Nacht in einem Zeichen, wie Auf- und Abnehmen des Helmes, Bewegung des Speeres u. ſ. w., bei größerer Dunkelheit in einem hörbaren Laute, Pfiff oder Huſten beſteht. Die Ablöſungen beim nächtlichen Wachtdienſte werden nach der Waſſeruhr geordnet und finden zweimal ſtatt.

Iſt der Feind noch im Anmarſche begriffen, ſo werden Vorpoſten bei Nacht oder in der Morgendämmerung, meiſt zu dreien, weit vorgeſchoben. Sie geben durch optiſche Zeichen von jeder auffälligen Wahrnehmung nach der Stadt Nachricht oder eilen, wenn ſie ſelbſt gefährdet ſind, raſch dahin zurück.

Weitere Anweiſungen betreffen den Verſchluß der Thore, welchen der Platzkommandant ſelbſt jeden Abend prüfen ſoll, den Bau von Gegenwiddern, welche den Stößen des feindlichen Mauerbrechers begegnen ſollen, das Wiederaufleſen der tagsüber heruntergeworfenen Steine durch Leute, welche an Seilen herabgelaſſen werden, die Anlegung von Fallgruben hinter den Stadtthoren, von Fallgattern in denſelben u. a. m. Beſonders ausführlich verweilt der Schriftſteller bei den verſchiedenen Mitteln, von der Feſtung aus einen vor den Feinden geheimzuhaltenden Briefwechſel mit Chiffreſchrift zu führen. In einem bei Polybios er-

haltenen Bruchſtücke aus einem verlorenen Teile ſeines Werkes empfiehlt er ſogar an Stelle der ſonſt üblichen, ſeit den älteſten Zeiten gebrauchten Feuerzeichen eine Art Telegraphie, welche ähnlich wie die Waſſeruhren eingerichtet war. An den beiden mit einander korreſpondierenden Orten wurden gleich große, durch einen Spund verſchließbare Gefäße voll Waſſer aufgeſtellt. Auf letzterem ſchwamm eine Korkſcheibe, durch welche ein Stab gebohrt war. Auf dieſem ſtanden in Abſtänden von einander die verabredeten Worte, wie „Reiter“, „Kreter“, „Hopliten“, „Schiffe“. Hatte der Beobachter eine Mitteilung zu machen, ſo öffnete er das Spundloch und gab dem Empfänger durch ein Fackelzeichen die Weiſung ein Gleiches zu thun. Sobald das Waſſer ſo weit geſunken war, daß das zu meldende Wort mit dem Rande des Gefäßes in gleicher Höhe ſtand, ſo wurde ein zweites Signal zum Schließen der Abflußöffnung gegeben, und dadurch erhielt z. B. der Empfänger die Nachricht, daß Reiter im Anzuge ſeien.

So ſinnreich dieſe Erfindung war, ſo unvollkommen mußte ſie ſich doch erweiſen, weil nur eine Anzahl verabredeter Worte ohne jeden weiteren Zuſatz gemeldet werden konnte, für andere Mitteilungen aber die Einrichtung verſagte. Deshalb erfanden Kleoxenes und Demokleitos einen alphabetiſchen Telegraphen, der zwar einer weit ſpäteren Zeit angehört, aber an dieſer Stelle kurz beſchrieben werden ſoll.

Man ſtellte innerhalb einer Verzäunung fünf Tafeln auf, auf deren jede fünf Buchſtaben des Alphabets geſchrieben wurden, auf die erſte A-E, auf die zweite die nächſten fünf, u. ſ. w. Wollte man mit einer Mitteilung beginnen, ſo hob man zur Linken ſoviel Fackeln empor, als nötig waren, um die Tafel zu bezeichnen, auf welcher der Buchſtabe zu ſuchen war. Ein zweites Zeichen zur Rechten gab dieſen ſelbſt an. Wollte man z. B. K telegraphieren, den fünften Buchſtaben der zweiten Tafel, ſo hob man zwei Fackeln zur Linken

dann fünf zur Rechten in die Höhe. Der Empfänger zeichnete ſich dann Buchſtaben für Buchſtaben auf und konnte ſo, wenn er und der Abſender die nötige Übung beſaßen, raſch jede beliebige Nachricht in einem vollſtändigen Satze erhalten. Eine Vereinfachung der eben geſchilderten Telegraphie hält Polybios zwar immer noch für wünſchenswert, doch wird nirgends berichtet, ob es ſpäter gelungen iſt, mit weniger Mitteln und geringerem Zeitaufwande auszukommen.

Um ſo eifriger waren ſeit dem vierten Jahrhundert die griechiſchen Techniker in der Erfindung von Bauten und Werkzeugen für den Feſtungskrieg, beſonders als man ſeit Einführung der Geſchütze über viel wirkſamere Mittel zum Angriffe und Schutze befeſtigter Plätze verfügte als zuvor. Namentlich Philipp von Macedonien verfolgte aufmerkſam alle Fortſchritte im Belagerungsweſen und wußte ſie wirkſam zu verwerten. In ſeinem Dienſte ſtand der Theſſalier Polyeidos, unter deſſen Leitung die Berennungen von Perinthos und Byzantion ſtattfanden, nebſt ſeinen Schülern Chaireas und Diades, den Ingenieuren Alexanders des Großen in Aſien.

Da die genannten Städte gleich den Macedoniern weittragende Wurfmaſchinen beſaßen welche den ganzen Raum vor den Mauern mit ihren Geſchoſſen beherrſchten, ſo war es für die Belagerer unmöglich, Geſchützſtände im Schußbereiche der Feinde zu bauen. Polyeidos erfand deshalb die Wandeltürme, hohe hölzerne Gebäude, die auf Rollen bis an die feindlichen Werke herangeſchoben wurden und in ihren oberen Stockwerken das leichte, in den unteren das ſchwere Geſchütz hinter Schießſcharten bargen. Ihre Vorderſeite wurde zum Schutze gegen feindliche Brandpfeile mit friſchgegerbten Häuten behangen oder mit Metallblech beſchlagen.*)

*) Der grauſame ſiciliſche Tyrann Agathokles hing ſogar Gefangene aus der angegriffenen Stadt an die Belagerungstürme, um deren Beſchießung zu verhindern.

Schon vor Perinthos hatte Philipp derartige Bauten in der Höhe von über hundert Fuß im Gebrauch. Trotzdem er die Bruſtwehren der Stadt unaufhörlich mit Geſchoſſen beſtrich, den Mauerbrecher Tag und Nacht unter regelmäßigen Ablöſungen der Bedienungsmannſchaften wirken ließ und bereits durch Breſche und Sturmangriff ſich in Beſitz der Außenwerke geſetzt hatte, konnte er doch nichts Entſcheidendes ausrichten, weil die Belagerten, begünſtigt durch die terraſſenförmige Lage des Ortes, nach Preisgabe der erſten Mauer hinter dieſer eine zweite neue aufgeführt hatten und entſchloſſen waren jede weitere Stufe ebenſo hartnäckig zu verteidigen.

Auch der Angriff auf Byzantion blieb wegen des von Athen der Stadt geleiſteten Beiſtandes erfolglos. Immerhin hatte die Belagerungskunſt für die Folgezeit durch jene Unternehmungen Philipps wichtige Fingerzeige erhalten. Gleich ihm richtete man in Zukunft alle ſeine Kräfte gegen einen Punkt, um hier den Durchbruch zu erzwingen. „Früher hatten der Belagerte und der Angreifer mit einander in langer Umarmung gerungen, bis einem von ihnen der Atem ausging; jetzt ſtieß der Angreifer an wohl gewählter Stelle das Schwert durch den Panzer.“

Dasſelbe Verfahren befolgte auch Alexander gegen die ſtarken, uneinnehmbar ſcheinenden Feſtungen Aſiens. Nachdem er bereits im Beginn des Krieges die Bewohner von Halikarnaſſos ſo hart bedrängt hatte, daß ſie ihre Stadt preisgaben und anzündeten, erwarb er ſich den Ruf eines unwiderſtehlichen Gegners namentlich durch die Erſtürmung von Tyros. Hier waren ungewöhnliche Hinderniſſe zu bewältigen; hier rang die Zähigkeit und der verzweifelte Todesmut der Semiten bei der Verteidigung der geliebten Heimat — wie ſpäter in Karthago und Jeruſalem — mit dem vor keiner Schwierigkeit zurückſchreckenden Ungeſtüm eines jugendlichen Eroberers, dem ſchon der Gedanke unerträglich war, durch Verzicht auf weiteren Kampf die Überlegenheit

eines Gegners anerkennen zu müſſen. Andere würde der Anblick der rings vom Meere umgebenen Feſte und der nach der Landſeite hundertfünfzig Fuß hohen Mauern entmutigt haben. Nicht ſo Alexander; er ließ durch den etwa ſiebenhundertfünfzig Meter breiten Meeresarm zwiſchen dem Feſtland und der Inſel einen Damm führen, der trotz aller Gegenmaßregeln der Belagerten, welche namentlich von der Flotte aus die Arbeiter beſchoſſen, und trotz zahlreicher Verluſte zum Abſchluß gebracht und durch die Geſchütze der auf der vollendeten Strecke erbauten Wandeltürme wirkſam verteidigt wurde. Aber auch die Tyrier, unter denen ſich viele geſchulte Waffenhandwerker befanden, ließen nichts unverſucht. Sie rüſteten Brandſchiffe aus, polſterten ihre Mauern gegen die Steinwürfe der feindlichen Palintona mit ausgeſtopften Säcken, ſetzten gegen die Pfeilſchüſſe auf den Zinnen Räder in Bewegung, welche die Geſchoſſe ablenkten, harpunierten mit Dreizacken die Schilde der Macedonier auf den gegenüberſtehenden Türmen und zwangen den Träger, um nicht hinabgeriſſen zu werden, die Waffe fahren zu laſſen, warfen Netze über die auf den Fallbrücken vorrückenden Feinde und zogen ſie herab oder zerſchnitten mit Sicheln die Taue der Mauerbrecher. Ihre Wurfmaſchinen ſchleuderten glühende Eiſenklumpen oder ſtark erhitzte Schilde voll Sand in die Reihen der Stürmenden, deſſen Körnchen in alle Fugen der Rüſtungen drangen und ſchwere Brandwunden verurſachten. Auch mit der Flotte ſuchte man dem Belagerer auf alle Weiſe Abbruch zu thun, weil dieſer von den Schiffen aus ſein ſchweres Geſchütz gegen die Stadt richtete und keinen Teil der Werke mit ſeinen Angriffen verſchonte. Man durchhieb die Ankertaue der feindlichen Fahrzeuge, verſenkte Felsſtücke rings um die Mauern, um das Landen zu erſchweren, und durchbrach die Sperrkette, mit welcher die Gegner den Hafen abgeſchloſſen hatten.

Trotz dieses heldenmütigen Widerstandes gelang es endlich Alexander, von den Schiffen aus mittelst herabgelassener Fallbrücken Fuß auf den Werken von Tyros zu fassen und im Straßenkampfe die Bewohner der Stadt nach verzweifelter Gegenwehr zu bezwingen. Wenige Monate später fiel auch Gaza in die Hände der Macedonier. Da gegen die hochgelegene Stadt mit den Wandeltürmen allein nichts auszurichten war, so mußte für diese durch einen Damm von zweihundertfünfzig Fuß Höhe eine Unterlage geschaffen werden. Dann erst wurde die Berennung eröffnet, welcher der Platz nach zwei Monaten erlag.

Mit gleichem Erfolge führte Alexander alle Belagerungen in Asien durch. Meist selbst an der Spitze der Stürmenden bezwang er die Festen, die bisher als uneinnehmbar gegolten hatten. Den sogenannten Sogdianischen Felsen, auf dem der Baktrerkönig Oxyartes sich so sicher wähnte, daß er nur von geflügelten Menschen einen Angriff befürchtete, erklommen, durch hohe Belohnungen angefeuert, dreihundert für das Felsenklettern eingeübte Soldaten, indem sie eiserne Zeltnägel in die steile schneebedeckte Felswand schlugen und sich an Stricken emporzogen. Gegen dreißig stürzten bei dem Wagnis ab, die übrigen erreichten das Ziel und erschreckten durch ihr Erscheinen auf der Höhe den ahnungslosen Gegner so sehr, daß er bestürzt jeden Gedanken an Widerstand aufgab.

Waren die örtlichen Schwierigkeiten nicht so außergewöhnlich groß, so leitete in der Regel der Geschützkampf den Sturm ein. Sobald ein Teil der Mauer eingestürzt war, rückte man durch die Bresche vor. In vielen Fällen vermochte man schon durch unausgesetzte Beschießung der Zinnen mit Pfeilen und Schleudern eine Strecke der Werke von Verteidigern zu säubern und dann auf Fallbrücken in die angegriffene Festung zu steigen, um im Nahkampfe die Überlegenheit gegen die Asiaten weiter auszubeuten.

Immer aber befolgt Alexander das Verfahren gegen einen Punkt mit konzentrierter Kraft ſeine Stöße zu führen. Wo er abweicht und von verſchiedenen Seiten zugleich angreift, geſchieht es entweder nur, wenn beſonders zwingende Veranlaſſung vorliegt, wie vor Tyros, oder wenn beabſichtigt wird die Belagerten einzuſchüchtern und mutlos zu machen.

In den Feſtungskriegen der Diadochenzeit machte ſich namentlich Demetrios der Städtebezwinger (Poliorketes) durch ſeine Erfindungen einen Namen. Am berühmteſten unter dieſen iſt die Helepolis, ein Belagerungsturm von rieſigen, noch nie dageweſenen Größenverhältniſſen, in Form einer abgeſtumpften Pyramide, deren Seitenkanten ſich über vierzig Meter hoch über einer quadratiſchen Grundfläche von ungefähr zwanzig Meter Seitenlänge erhoben. Der ganze Bau beſtand aus neun nach oben kleineren Stockwerken, von denen die unterſten als Stände für die ſchweren, die oberſten für die leichten Geſchütze beſtimmt waren. Die drei den feindlichen Geſchoſſen ausgeſetzten Seiten der Helepolis waren zum Schutze gegen Brandpfeile mit Eiſenblech beſchlagen, die Schießſcharten durch Läden von Tierhäuten verſchließbar. Der Verkehr zwiſchen den einzelnen Stockwerken wurde durch zwei Leitern vermittelt, von welchen die eine den Heraufſteigenden, die andere den Herabſteigenden zum Gebrauche angewieſen war. Der ganze Bau aber ruhte auf acht drei Fuß ſtarken, mit Eiſenreifen beſchlagenen Rädern und beanſpruchte zur Fortbewegung die Kraft von dreitauſendfünfhundert Männern, welche teils im Innern, teils von außen ſchoben; letztere fanden Deckung durch die vom Lager aus angelegten, vermutlich gleichzeitig mit dem Rieſenturme vorwärts bewegten überdachten Gänge.

Auch die übrigen Belagerungswerkzeuge ſoll Demetrios in gewaltigen Verhältniſſen hergeſtellt haben. So berichtet Diodor, er habe einen Mauerbrecher gebaut, der von tauſend Mann in Bewegung geſetzt werden mußte. Überhaupt ſei

keine Mauer fest genug gewesen, die gegen ihn den Belagerten habe Schutz gewähren können.

Mit der Kunst Städte zu zwingen hatte aber auch die Kunst sie immer kräftiger zu schützen Schritt gehalten. Unverkennbar zeigt sich dieser Aufschwung bei der Anlage der seit dem vierten Jahrhundert vor Christus geschaffenen Festungswerke. Schon bei der Gründung von Messene, nach der Schlacht bei Leuktra, hatte man nicht nur durch hohe und feste Mauern das neu angelegte Bollwerk gegen Lacedämon geschützt, man hatte auch den am meisten gefährdeten Punkten des Befestigungsgürtels, den Thoren, ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet (Fig. 44 a u. b).

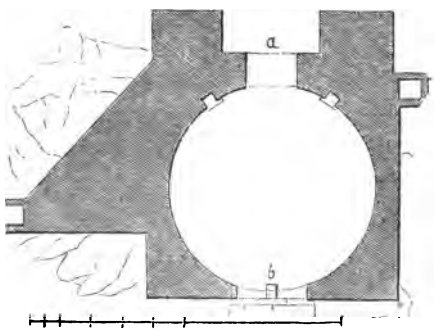


Fig. 45. Grundriss eines Thors zu Messene.

Auf beiden Seiten derselben erhoben sich mehrstöckige, starke Türme mit Schießscharten, von denen aus der Feind vor den Mauern beschossen werden konnte. Besonders aber hatte der eingedrungene Gegner im kreisförmigen Hofe (Fig. 45) zwischen den beiden Ausgängen (a und b) einen vernichtenden Hagel von Wurfgeschossen, Steinen und Balken oder Ströme siedender Flüssigkeiten zu erwarten, namentlich wenn ein starkes inzwischen von den Belagerten herabgelassenes Reservegatter den Rückweg versperrte und auch die Pforte nach der Stadt zu fest verrammelt war.

Bei anderen Festungsbauten legte man das Thor an der rechten Seite der zwischen beiden Türmen befindlichen Mauerstrecke an, so daß die vordringenden Gegner auf der vom Schilde ungedeckten Seite den Würfen der Belagerten

Plane gewährte, namentlich auch dadurch zu nutze, daß für die Bewegungen größerer Heeresabteilungen im Innern der Feſtung breite gerade Straßen geſchaffen wurden.

Weitere nennenswerte Fortſchritte hat die Befeſtigungswiſſenſchaft der Griechen nicht zu verzeichnen. Nirgends findet ſich eine Spur davon, daß man auch nur den Anfang damit gemacht hätte, durch tiefere Gliederung des Grundriſſes hervorſpringende Werke zu ſchaffen, um den Gegner beim Vorrücken auch von der Seite zu faſſen, wie es bei den Feſtungsanlagen der neueren Zeit beabſichtigt wird. Ebenſowenig dachte man daran, die Grenzen durch eine Kette feſter Plätze zu ſichern, hinter denen der Aufmarſch eines Heeres für den Feldzug gedeckt zu werden pflegt und denen vom Gegner nicht ungeſtraft die Beachtung verſagt werden kann. Die Hauptaufgabe der Feſtungen war in Griechenland Leben und Habe der Bewohner zu ſchirmen, die ihrem Schutze anvertraut waren. Zugleich mit den Mauern ſtand und fiel die Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit des Staates, welcher das Bollwerk geſchaffen hatte.

VIII.

Griechisches Seewesen.

Ob die Griechen in ihrem Seewesen alle Entwicklungsstufen vom kanoeartigen, aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehenden Boote bis zum Segelschiffe nach einander selbständig durchgemacht haben oder eine bereits bis zu einer gewissen Vollkommenheit ausgebildete Form der Fahrzeuge von den Nachbarvölkern überkommen haben, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit entscheiden. Die ältesten Urkunden hellenischer Kultur, die homerischen Gedichte, kennen die Schiffahrt bereits großartig entwickelt. Handel zur See treiben neben den Phöniciern auch Kreter und andere griechische Staaten, schon wird von weiten abenteuervollen Zügen in ferne Länder berichtet, wie von der Argonautenfahrt nach Kolchis, schon bewegt man nicht mehr die Schiffe lediglich mit Rudern, man kennt bereits den Gebrauch der Segel, des Mastes sowie des Steuerruders. Fast jeder Staat verfügt über eine Flotte; die der gesamten Griechen vor Troja giebt der Schiffskatalog im zweiten Buche der Ilias zusammen auf 1186 Fahrzeuge an, von denen die größten mit hundertundzwanzig Kriegern bemannt sind, also von bedeutender Größe gewesen sein müssen. Das zum Heereszuge aufgebotene Gefolge der

Fürſten wird zugleich als Ruderer verwendet, die der Reihe nach auf den Bänken ſitzen und die mit Lederſchlingen an die Pflöcke befeſtigten Ruder bewegen.

Wie man damals beim Baue der Schiffe verfuhr, berichtet uns das fünfte Buch der Odyſſee. Von Kalypſo losgegeben und in ſeinen Vorbereitungen zur Heimkehr unterſtützt, zimmert ſich der Held ein Fahrzeug, unter dem wir nicht nach der landläufigen Annahme ein Floß, vielmehr einen ſogenannten Prahm uns vorzuſtellen haben. Er fügt die Spanten (Rippen) dicht an einander, verbindet ſie durch Langhölzer längs der Seiten, erhöht dieſe durch Weidengeflecht, errichtet im Boden den Maſt, giebt dieſem in der Höhe des Deckes durch einen Querbalken größeren Halt, zimmert das Steuerruder, befeſtigt Segel und Taue, ſchichtet Laubwerk als Lager auf und rollt zuletzt das ſeefertige Schiff auf Stämmen in die Salzflut.

Wie bei dem Fahrzeuge des Odyſſeus war auch ſonſt in der homeriſchen Zeit das Verdeck offen; nur unter dem hoch emporragenden Hinter- und Vorderteile mochte ſich ein Verſchlag befinden, in dem man Lebensmittel und ſonſtige Habſeligkeiten vor der Näſſe ſchützte. Um das Eindringen des Waſſers in den unteren Raum zu verhüten, wurde der Rumpf mit Pech beſtrichen, was zu der Bezeichnung „ſchwarze Schiffe“ den Anlaß gegeben hat. Daneben braucht der Dichter häufig auch das ausſchmückende Beiwort „purpurwangig“, um die Bemalung des Vorderteiles, des Antlitzes, mit bunten Farben anzudeuten.

Der Tiefgang ſcheint ſelbſt bei größeren Fahrzeugen ſehr gering geweſen zu ſein: beim Landen an flacher Küſte laufen ſie bis zur Hälfte ihrer Länge auf den Strand auf. Wollte man nur kurze Zeit Halt machen, ſo warf man ſchwere durchbohrte Steine, in deren Öffnung das Tau befeſtigt war, an Stelle der erſt ſpäter erfundenen Anker aus. War dagegen ein längerer Aufenthalt beabſichtigt, ſo wur-

Fig. 47. Seeräuber im Kampfe gegen ei

Handelsschiff. Vase aus Caere. Zu Seite 109.

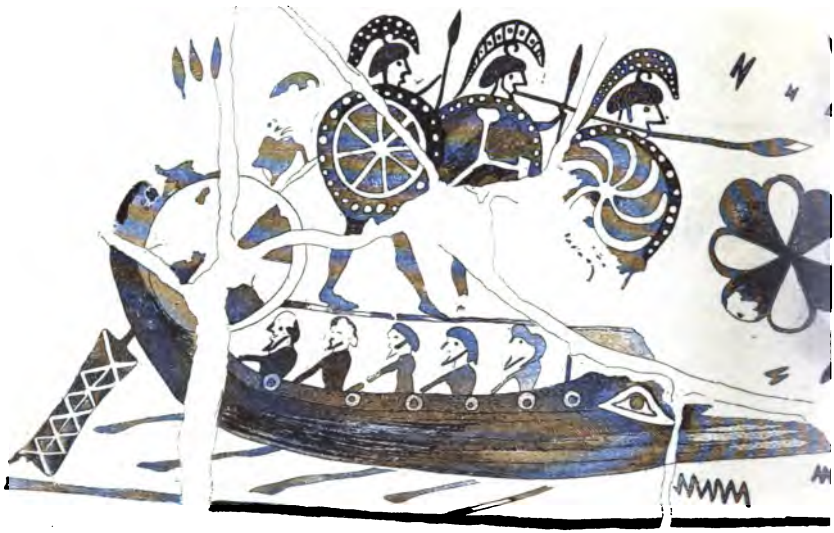
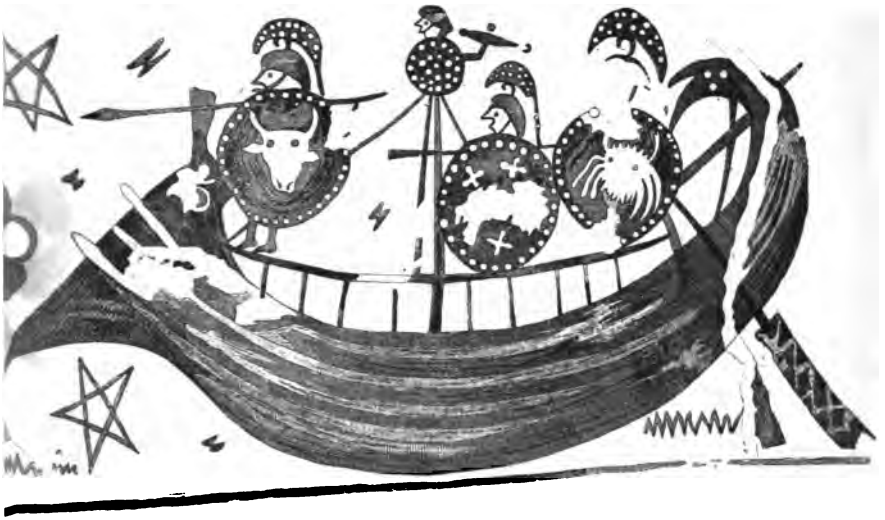


Fig. 47. Seeräuber im Kampfe gegen ein



„Handelsſchiff. Vaſe aus Caere. Zu Seite 109.

dessen Stöße das Angriffsobjekt an der Wasserfläche trafen und zum Sinken brachten (Fig. 47 links, 48 und 49). Mit je größerer Schnelligkeit und je stärkerer Ruderkraft der Angreifer heranfuhr, um so furchtbarer mußte die Wirkung des

Fig. 48. Stachelschiff auf einer Dipylonvase.

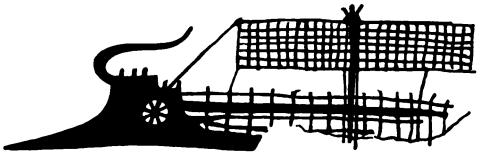


Fig. 49. Stachelschiff auf einer Dipylonvase.

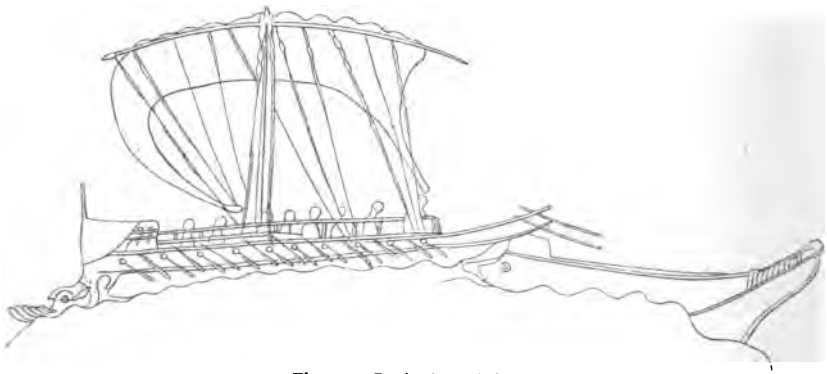


Fig. 50. Zweiruderer (Diere).

Rammens und um so klaffender das entstandene Leck sein. Deshalb baute man lange, schmale Fahrzeuge, die von dreißig bis fünfzig Mann gerudert pfeilschnell das Wasser durchschnitten. Später verdoppelte man durch Anlage einer zwei-

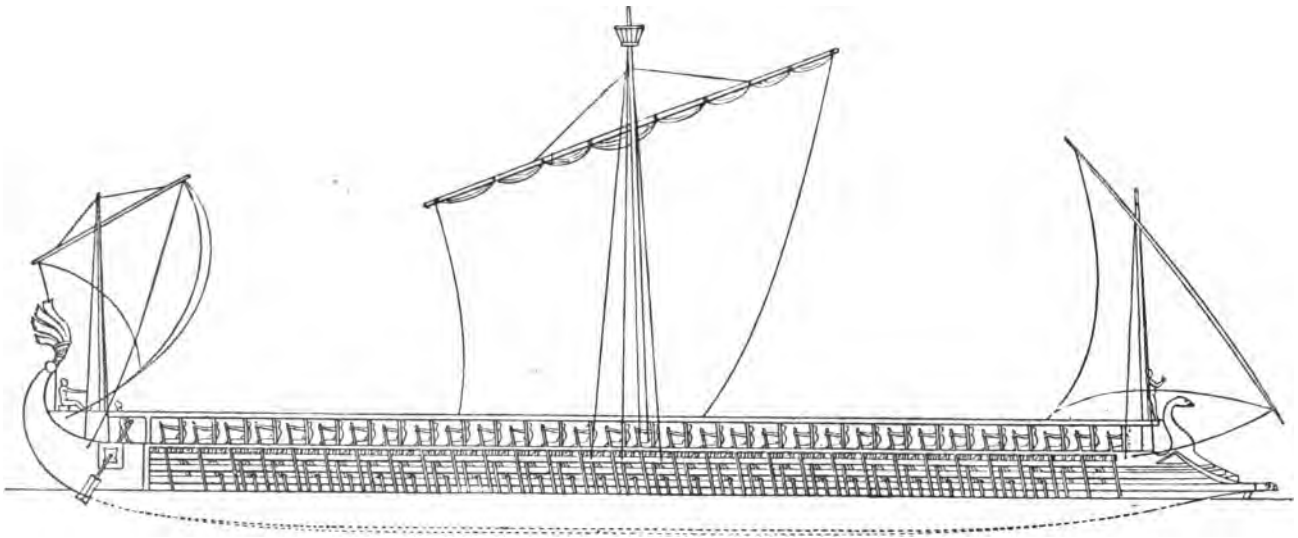


Fig. 51. Attiſche Triere, Geſamtanſicht.

ten Reihe die Zahl der Ruder (Fig. 50) und Mannſchaften und ſchließlich erfand man — der Überlieferung nach um das Jahr 700 v. Chr. in Korinth — den Dreiruderer, die Triere (Fig. 51 und 52), welche jahrhundertelang das Schlachtſchiff für die Seekämpfe der Griechen wurde*). Wie der Name beſagt, beſtand der Fortſchritt der neuen Erfindung darin, daß nunmehr drei Reihen von Rudern über einander angebracht waren, deren jedes von einem Manne bedient wurde. Zu oberſt in einem aus der Schiffswand hervorragenden Gange ſaßen die zweiundſechzig Thraniten, wenig tiefer innerhalb des Bordes die vierundfünfzig Zygiten, unter

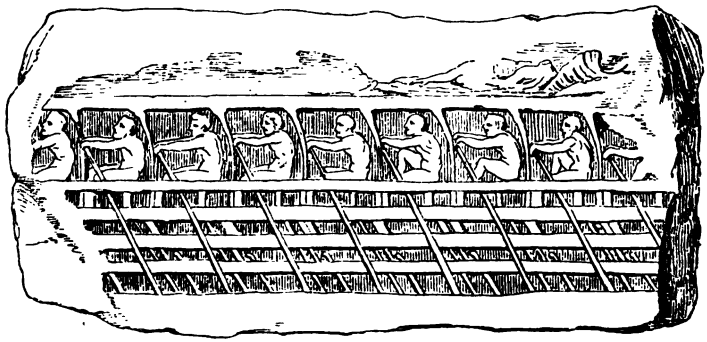


Fig. 52. Relief mit einer Triere, beim Erechtheion gefunden.

dieſen im Innern die vierundfünfzig Thalamiten, ſo daß die Geſamtzahl des Ruderperſonals hundertundſiebzig Mann betrug. Dazu kamen der Kapitän (Trierarch), die Matroſen, der Steuermann und der Keleuſtes, Obmann der Ruderer,

*) In der beigegebenen Rekonſtruktion einer vollſtändigen Triere (Fig. 51) befinden ſich mehrere Unrichtigkeiten: Das Segel am Hinterſchiff hat niemals exiſtiert; ebenſowenig kannten die Griechen eine dreieckige Form desſelben; ferner iſt die Vorrichtung zu vermiſſen, mittelſt welcher die Segelfläche während der Fahrt vermindert werden konnte (Fig. 50). Auch hat der kleine Maſt nicht ſenkrecht, ſondern ſchräg geſtanden.

welcher während der Fahrt, unterſtützt von einem Flötenſpieler, den Takt angab, ſowie eine kleine Abteilung von Schwerbewaffneten und Pfeilſchützen, in der Regel wohl ſelten mehr als zwanzig Mann, ſo daß ſich als Zahl der geſamten Beſatzung etwa zweihundert Mann ergiebt. Soviel nennt auch Herodot in ſeinem Berichte über die Schlacht bei Salamis.

Trotz ihrer Größe ſcheinen die Trieren durchaus nicht von ſo feſtem und widerſtandsfähigem Baue geweſen zu ſein, wie man bei der Vorſtellung von einem Schlachtſchiffe unwillkürlich annimmt. Es wird berichtet, daß in wagerechter Richtung rings um den Rumpf ſtarke Taue gelegt waren, daß nach zweijährigem ununterbrochenen Dienſte die Dreiruderer nicht mehr ſeetüchtig waren, daß man ſie ſogar über Landengen in das jenſeitige Meer transportierte. Auch ihr Tiefgang ſcheint nicht ſehr bedeutend geweſen zu ſein. Während der Fahrt waren neben den Rudern auch die beiden Segel in Thätigkeit, das große am Maſte in der Mitte und ein kleineres am Vorderteile. Um die nicht allzu feſte Leinwand widerſtandsfähiger zu machen, waren ſie gitterförmig mit Riemen benäht. Am Hinterſchiffe befand ſich der Wimpel an einem Flaggenſtocke, die beiden Steuerruder zum Lenken und hoch emporragend meiſt in der Form eines Fiſchſchwanzes das ſogenannte Aphlaſton, lateiniſch Aplustre, (Fig. 52).

Am Buge ſprang der ſtarke eiſerne Schiffsſchnabel zum Rammen weit hervor, auf beiden Seiten desſelben Balken, um den feindlichen Stoß zu parieren und abzulenken. Darüber waren auch die Anker mit dem nötigen Tauwerke befeſtigt, aber nicht hart an der Schiffswand, ſonſt würde dieſe beim Fallenlaſſen und Aufwinden Beſchädigungen erlitten haben, ſondern an einem wagerecht über Bord ragenden Balken (Fig. 53).

Vorn am Buge befand ſich außerdem ein metallenes

Bildnis — meiſt das einer Gottheit (Fig. 54), wie der Pallas bei den Athenern oder des Poſeidon mit dem Dreizacke (Fig. 55) — und dahinter an der Seite die Tafel mit dem Namen des Schiffes. Denn der Brauch die Fahrzeuge zu benennen war ebenſo durchgängig durchgeführt wie heutzutage, nur wählte man zur Bezeichnung meiſt weibliche Subſtantiva, wie „Freiheit“, „Hoffnung“, „Hilfe“, „Demo-

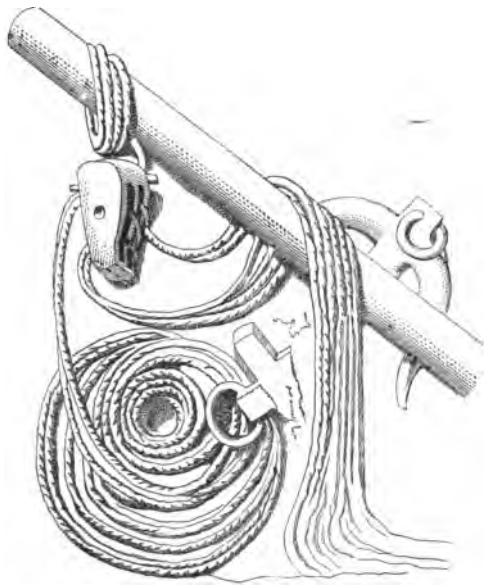


Fig. 53. Anker und Tauwerk. Relief vom Triumphbogen zu Orange.

kratie“, „Tapferkeit“, „Einſicht“; auch Tiernamen kommen vor, wie „Taube“, „Pantherkatze“ u. a. m.

Längs des Bordes lief ein Geländer, das bei hohem Gange der See oder im Gefechte zum Schutze der Thraniten und der Mannſchaften auf dem Verdecke eine Schanzbekleidung aus Planken, Decken oder Häuten erhielt. Beim Landen bediente man ſich einer am Hinterteile befeſtigten Treppe.

Vor der Schlacht wurden die Segel gerefft und die Maſten geſenkt, weil alle Bewegungen und Wendungen des Schiffes im Kampfe nur durch die Ruder ausgeführt wurden. Dabei wären die Segel nicht nur nicht förderlich, ſondern ſogar ein unbequemes Hindernis geweſen. Selbſt bei völliger Windſtille hätten ſie ausgeſpannt einen Gegendruck der Luft hervorgerufen, welcher durch die Ruderkraft hätte überwunden werden müſſen.

Namentlich durch zwei Angriffsweiſen ſuchte man dann die feindlichen Kriegsſchiffe in den Grund zu bohren

Fig. 54. Bronzenes Bugbild eines antiken Fahrzeuges. Gefunden bei Actium.

Fig. 55. Bronzemünze des Hadrian.

oder wehrlos zu machen: dadurch, daß man ſie mit dem Schiffsſchnabel anrannte und durch das geſtoßene Leck zum Sinken brachte, oder dadurch, daß man mit voller Wucht hart am feindlichen Schiffe vorüberfuhr, in nächſter Nähe die eigenen Ruder raſch einzog, mit dem Rumpfe die des Feindes abbrach und dann enterte.

Bei Ausführung dieſer Bewegungen erwieſen ſich namentlich die Athener außerordentlich geſchickt, wie ſie überhaupt mit ihrer Flotte ſeit den Perſerkriegen die Hauptrolle in den Seekämpfen auf griechiſchen Meeren geſpielt haben.

Vorher war die bedeutendſte Seemacht von Hellas Korinth gewesen, das durch ſeine Lage zwiſchen zwei Meeren von Natur zum Handelsplatz erſten Ranges beſtimmt ſchien und außer einer zahlreichen Kauffahrerflotte eine ſo bedeutende Anzahl von Trieren beſaß, daß es mit denſelben ſogar ein Leihgeſchäft treiben konnte. Wenigſtens wird erzählt, daß die Athener gegen eine tägliche Miete von fünf Drachmen (gegen vier Mark) ſich von ihnen Dreiruderer zum Kampfe gegen die Aigineten geborgt haben, zu einer Zeit, als ſie ſelbſt noch über geringe Beſtände von Kriegsſchiffen verfügten.

Zur Bedeutung als Seemacht gelangten ſie erſt, als Themiſtokles ſeinen Flottengründungsplan durchgeführt hatte. Seinem Scharfblicke war nicht entgangen, welche Aufgabe in dem bevorſtehenden Rachekriege des Xerxes gegen Griechenland der von den ſeetüchtigen Phöniciern und kleinaſiatiſchen Griechen geſtellten Flotte zugedacht war, daß in ihr ein weit gefährlicherer Gegner zu bekämpfen ſei als in der Landmacht. Nicht minder umſichtig wußte er auch zur Verwirklichung ſeiner Gedanken die nötigen Mittel ausfindig zu machen. Bisher hatte jeder Bürger aus dem Ertrage der fiskaliſchen Silberbergwerke im Lauriongebirge eine jährliche Dividende von zehn Drachmen (gegen acht Mark) bezogen, einen Betrag, durch deſſen Ausfall den einzelnen keine erhebliche Einbuße traf, während der Staat eine beträchtliche Summe innebehalten konnte. So gewann man die Mittel, jährlich zwanzig Kriegsſchiffe zu bauen. Bis dahin waren achtundvierzig Abteilungen der Bürgerſchaft, die ſogenannten Naukrarien, jede zur Herſtellung und Inſtandhaltung einer Triere verpflichtet geweſen. Dieſe Einrichtung wurde, vermutlich auf Anraten des Themiſtokles, aufgegeben und man betraute mit der Ausrüſtung der Flotte reiche Bürger, welchen der Staat einen Betrag zur Anſchaffung von Rumpf und Maſt überwies, dafür aber die Verpflichtung auferlegte ein ſeetüchtiges

Fahrzeug zu liefern, die gezahlte Summe aber zurückzuerſtatten, wenn dasſelbe bei der angeſtellten Prüfung durch Sachverſtändige ſich als mangelhaft herausſtellte. Außerdem hatten dieſe Männer, Trierarchen genannt, das geſamte Takelwerk und alles ſonſtige Gerät für das ihnen überwieſene Schiff aus eigenen Mitteln zu liefern. Beſonders opferfreudige Reiche erbauten ſogar in Fällen beſonderer Not einen Dreiruderer vollſtändig auf ihre Koſten, ſo Kleinias, der Vater des Alcibiades vor der Schlacht bei Salamis. Im allgemeinen aber war die Unluſt für das Vaterland ein ſo bedeutendes Opfer zu bringen ebenſo verbreitet als heutzutage die Abneigung gegen das Steuerzahlen. So kam es, daß im Laufe der Zeit die Anforderungen des Staates an die Trierarchen immer mehr ermäßigt und dieſe ſchließlich nur verpflichtet wurden nach Beendigung des Feldzuges oder ſpäteſtens nach einem Jahre an den Staat, beziehentlich ihren Nachfolger Ausrüſtung und Zubehör des Dreiruderers in demſelben Zuſtande wieder abzuliefern, wie ſie es von den Staatswerften erhalten hatten. Auch jetzt waren die Koſten für den Trierarchen immer noch bedeutend, nach unſerem Gelde mindeſtens dreitauſend Mark. Da von einer gewiſſen Höhe des Vermögens an anfänglich alle gleichmäßig zu dieſer Leiſtung herangezogen worden waren, hatten ſich manche Härten fühlbar gemacht, bis Demoſthenes das Geſetz durchbrachte, daß nur je zehn Talente Vermögen zur Ausrüſtung einer Triere verpflichteten, ſo daß von nun an manche Bürger nur zu einem Bruchtheile mit andern gemeinſam den Aufwand für ein Schiff beſtritten, reiche für mehrere zugleich.

Trotz aller dieſer Erleichterungen hatte der Staat noch ſehr viel Unannehmlichkeiten mit den zur Trierarchie Verpflichteten: manche prozeſſierten erſt mit einem nach ihrer Meinung Wohlhabenderen, um auf dieſen die Leiſtung abzuwälzen; andere gewannen einen Unternehmer, der für

möglichſt geringe Bezahlung ſie in ihren Obliegenheiten meiſt ungenügend vertrat; am meiſten aber hatten die Marinebehörden ihre Not mit denen, die für fehlende Ausrüſtungsſtücke aufzukommen hatten. Nach Ausweis der erhaltenen Rechnungsurkunden ſchleppten ſich Namen ſolcher ſäumiger Schuldner jahrelang in den Liſten fort, und ſelbſt ſtrenge Geſetze vermochten ſolchem Unweſen nicht auf die Dauer zu ſteuern.

Ärmere Bürger dienten neben Sklaven und angeworbenen Fremden als Ruderknechte auf der Flotte; als beſonders lohnend war der Dienſt auf der Paralos und der Salaminia geſucht, den beiden Staatsſchiffen, die als Schnellſegler zu Botſchaften an auswärtige Staaten verwendet wurden oder auch den Verkehr zwiſchen der Heimat und dem Kriegsſchauplatze beſorgten. Ihre Bemannung erhielt doppelt ſo hohen Sold als die auf den übrigen Trieren, mochte allerdings auch bisweilen beſonders hohen Anforderungen zu genügen haben, wenn Gefahr im Verzuge war.

Außer für das Kriegsgeſchwader benötigte man für für einen überſeeiſchen Feldzug noch zahlreiche Mannſchaften für die begleitenden Transportſchiffe, meiſt einreihige Fünfzigruderer, die Lebensmittel, Hopliten, Handwerker, zum Teil auch Pferde nachführten. Im Jahre 415 v. Chr. waren im Heereszuge nach Sicilien allein hundertundſiebzig derartige Fahrzeuge.

So großartig und rieſig wie die Flotten Athens waren auch die Werften und Arſenale in ſeinen Häfen, wo die Schiffe gezimmert und für den Verwendungsfall aufbewahrt wurden. Rumpf, Ruder, Maſten und Raaen befanden ſich in den Schiffshäuſern, Segel, Taue und ſonſtiges Gerät in den Zeughäuſern, den Skeuotheken. Welch ſtattliche Bauten dies waren, lehrt das inſchriftlich erhaltene Submiſſionsausſchreiben, das für die Ausführung eines ſolchen Gebäu-

des, der Skeuothek im Hafen Zea, erlaſſen wurde. Aus dem ſehr ausführlichen und eingehenden Bauprogramme ſei an dieſer Stelle nur mitgeteilt, daß das Zeughaus vierhundert Fuß lang, fünfzig breit und ſiebenundzwanzig hoch war. Das Innere beſtand aus drei durch zwei Säulenreihen getrennten Schiffen; das mittelſte derſelben diente in einer Breite von zwanzig Fuß als Durchgang für das Volk, in den andern zu beiden Seiten waren drei Lagerböden über einander angelegt, in denen das Tauwerk aufbewahrt wurde, während die Segel und das leinene Schutzzeug in großen Schränken oder Käſten zu ebener Erde lagerten. Auch für ausreichende Ventilation in allen dieſen Räumen wurde geſorgt, was in einem Zeughauſe für Schiffsgerät beſonders notwendig erſcheint.

Die Oberaufſicht über alle dem Seeweſen dienenden Gebäude und Anlagen ſowie über den Bau der Schiffe führten die zehn Aufſeher über die Werften mit ihren zahlreichen Unterbeamten. Sie hatten namentlich auch den Geſchäftsverkehr mit den Trierarchen zu beſorgen und etwaige Streitigkeiten unter dieſen zu erledigen. In den Krieg ſelbſt ſcheinen ſie nicht mitgezogen zu ſein; dort befehligten die Flotte die Strategen, jedes einzelne Schiff die Trierarchen oder deren Stellvertreter.

Im Vergleiche mit der Seemacht Athens erſcheint lange Zeit die Spartas nur unbedeutend. Erſt im peloponneſiſchen Kriege entſchloſſen ſich die Lacedämonier ihren bis dahin unbedeutenden Beſtand an Schiffen zu vermehren und größere Geſchwader unter dem Oberbefehle eines Nauarchen und ſeines Stellvertreters, des Epiſtoleus, ins Feld zu ſenden. Doch hatten ſie öfter Mißerfolge als Erfolge in ihren Kämpfen zur See zu verzeichnen; in vielen Fällen verdankten ſie die Siege ihren Bundesgenoſſen, weniger der eigenen Geübtheit und Tüchtigkeit. Deshalb waren ſie ſchon nach den Perſerkriegen ihrer Führerrolle in Grie-

chenland verluſtig gegangen, als Athen die zahlreichen Inſelſtaaten des ägäiſchen Meeres unter ſeiner Oberhoheit zu einem Seebunde vereinigte, der über weit bedeutendere Mittel verfügte als die Peloponneſier mit Sparta an der Spitze, zumal da die meiſten Mitglieder des Verbandes die Verpflichtung, Schiffe und Bemannung zu ſtellen, durch Zahlung eines jährlichen Tributes abgelöſt batten. Denn ſo war Athen nicht nur in der Lage die ganze Flotte in ſeinen Häfen immer kampfbereit zu halten, es beſaß auch eine wohlgefüllte Kriegskaſſe ſowie einen nur im Falle der höchſten Not angreifbaren Reſervefonds und erzielte ſo bedeutende Überſchüſſe, daß es ohne eigene Opfer die glanzvollen Bauten ausführen konnte, welche den Hügel der Akropolis für alle Zeiten zu einer Weiheſtätte der Kunſt, zu einem noch in ſeinen Trümmern ehrwürdigen Wallfahrtsort für die Bewunderer antiker Schönheit geſchaffen haben.

Leider hatte das glänzende Bild auch eine recht häßliche Kehrſeite. Die Athener verſtanden es nicht, durch weiſe Maßhalten das Vertrauen ihrer Bundesgenoſſen zu gewinnen und dadurch ihre Machtſtellung dauernd zu feſtigen. Über ihre Härte und Habſucht wurde nicht bloß von den untergebenen Staaten bittere Klage geführt, auch einſichtsvolle Mitbürger empfanden deren Berechtigung. Kein Wunder, daß in Zeiten der Bedrängnis, wie im peloponneſiſchen Kriege, die Gegner bei ihren Beſtrebungen, durch Abtrünnigmachung der Bundesmitglieder deren Oberhaupt vernichtend zu treffen, vielfach ein bereitwilliges Entgegenkommen fanden, und daß ſchon vor dem Friedensſchluſſe von 404, durch welchen Athen formell ſeiner Hoheit über die Inſelſtaaten entſagen mußte, die meiſten abgefallen waren.

Wie hart Sparta außerdem gegen den überwundenen Nebenbuhler damals verfuhr, daß es deſſen Flotte bis auf zwölf Schiffe herabſetzte und das Bollwerk ſeiner Macht,

die langen Mauern, ſchleifen ließ, iſt bekannt. Um ſo bewundernswerter iſt es, daß es dem ſo tödlich getroffenen Staate in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang, von ſeinen Wunden zu geneſen und aus der Ohnmacht Spartas nach der Niederlage bei Knidos Nutzen zu ziehen. Ein neuer Seebund wurde gegründet, der freilich nicht dieſelbe Ausdehnung wie der frühere gewann und auch den Athenern nicht dieſelbe Machtſtellung wiedergab. Nicht „Tribute“, nur noch „Beiträge“ zu den gemeinſamen Koſten zahlten die Mitglieder des neu geſchaffenen Verbandes, dem ohnehin keine lange Dauer beſchieden war. Schon erhob ſich Macedoniens Macht drohend im Hintergrunde, und bei dem Verluſte ſeiner Selbſtändigkeit mußte der führende Staat auch in die Auflöſung des Bundesverhältniſſes willigen.

Immerhin blieb die Flotte Athens noch bedeutend. Man hatte bereits damals angefangen größere Schiffe als die Trieren zu bauen: in den amtlichen Liſten begegnet uns ſchon eine ſtattliche Zahl von Vier- und Fünfruderern (Tetreren und Penteren), deren Erfindung vermutlich von den Karthagern ausgegangen und über Sicilien auch den Griechen des Oſtens bekannt geworden war.

In der Diadochenzeit, als die kriegführenden Parteien einander in der Rieſigkeit der Kampfesmittel zu überbieten trachteten, konſtruierte man ſogar Zehn- bis Sechzehnruderer. Ja, der König Ptolemäus Philopator ſoll einen Vierzigruderer haben herſtellen laſſen, ein Experiment, das allerdings mehr auf koſtſpielige Spielerei hinauslief, als von praktiſcher Bedeutung war. Auch ohne die ausdrücklichen Zeugniſſe der Alten begreifen wir leicht, daß die Anordnung der Ruderreihen bei einem ſolchen Gebäu ſo ſchwierig ſein mußte, daß alle Bewegungen desſelben nur ſchwerfällig und unbeholfen ſein konnten.

Schon die Sechzehnruderer waren mehr Schauſtücke als Schlachtſchiffe. Als die Römer den geſchlagenen König Philipp von Macedonien zwangen ſeine Flotte auszuliefern,

ließen sie ihm gern das unschuldige Vergnügen das prächtigste Stück seiner Kriegsrüstung, sein sechzehnrudriges Admiralschiff, zu behalten, „weil es von unbeholfener Größe war.“ Derartige Kolosse mochten höchstens als schwimmende Batterien für die schweren Geschütze, namentlich bei Belagerungen, von einigem Werte sein. Später errichtete man auf ihnen auch Türme, von denen aus Schleuderer und Pfeilschützen das feindliche Verdeck bestrichen, oder koppelte mehrere zusammen, um Belagerungstürme oder Fallbrücken gegen die angegriffene feindliche Stadt vorzuschieben. Für den Kampf zur See erwiesen sich die Drei- bis Fünfruderer nach wie vor am verwendbarsten.

IX.

Rom.

Vorbemerkungen.

Über das Kriegsweſen der Römer erfahren wir etwas Zuverläſſiges erſt aus den letzten Jahrhunderten vor Chriſtus, aus einer Zeit, als ſie den größten Teil der Apenninenhalbinſel bereits unbeſtritten beſaßen und durch Erwerbung außeritaliſchen Gebietes den erſten Grund zu ihrer Weltherrſchaft gelegt hatten. Die frühere Geſchichte der Stadt iſt wegen Mangels an zeitgenöſſiſchen Berichten in ein Dunkel gehüllt, welches vollſtändig aufzuhellen wohl kaum jemals möglich ſein wird. So viel aber geht unzweifelhaft aus jenen ſagenhaften Berichten über Roms Vorzeit hervor, daß die anfänglich unbedeutende Bauerngemeinde am Tiber ihren allmählichen Zuwachs an Beſitz nur unter ſchweren fortwährenden Kämpfen erwerben und behaupten konnte. Nur Schritt für Schritt wurde die Stadtmark vergrößert, jede Gebietsvermehrung aber ſofort durch geeignete Maßregeln dem feſten Gefüge des Staatskörpers dauernd einverleibt. Während in Griechenland der Bevölkerungsüberſchuß in fernen Kolonien ſich anſiedelte, die meiſt ohne ſtaatlichen Zuſammenhang mit der Mutterſtadt blieben, zwar noch die Götter der Heimat verehrten, auch die Feſte in der Vaterſtadt durch Abgeſandte beſchickten, ſonſt aber von dieſer unabhängig waren, nicht ſelten ſogar ihre erklärten

Feinde wurden, verfuhren die Römer wie beſonnene Landwirte, die nur ſoviel von wüſtem Grunde urbar machen und bebauen, als ſie erfolgreich bewirtſchaften können. Jede neue Kolonie wurde als neuer Stein in das ſtolze Gebäude der Weltherrſchaft feſt und dauernd eingefügt und war in erſter Linie dazu beſtimmt, das friſch erkämpfte Gebiet mit Waffen nachdrücklich und für immer zu behaupten. Ein immer weiter ſich ausſpannendes Netz feſt angelegter Straßen, mit der Hauptſtadt im Mittelpunkte, diente dem Verkehre zwiſchen dem Sitze der Geſamtverwaltung und den äußerſten Grenzbezirken und ermöglichte es, einem bedrohten Punkte im Falle der Not raſch ausgiebige Hilfe zu bringen. Denn was einmal römiſch geworden war, wieder aufzugeben entſchloß man ſich nicht einmal im Falle höchſter Bedrängnis, ja, gerade in ſchwerer Zeit zeigte ſich die Kraft und Opferfreudigkeit der Bürgerſchaft am ungebrochenſten. „Dann ſind die Römer am furchtbarſten“, ſagt Polybios, „wenn ſie eine wirkliche Gefahr bedroht“; und in einem ſeiner Lieder zum Preiſe der Weltſtadt vergleicht Horaz ſein Volk mit der Hydra, der immer neue Köpfe anſtatt der abgeſchlagenen wuchſen, mit der Eiche, aus deren Wurzelſtock, wenn der Stamm gefällt iſt, wieder lebenskräftige Schößlinge treiben, und fährt fort:

„Zu Boden wirf's, nur ſtolzer erhebt es ſich,
Verwund' es, ruhmvoll ſtreckt es die friſche Kraft
Des Siegers hin und liefert Schlachten,
Die noch die Frauen der Enkel preiſen.“

Oft kam es vor, daß ein Feind durch eine bisher noch nicht gekannte Kampfweiſe den Römern gegenüber bei den erſten Begegnungen im Vorteile war und ihnen ſchwere Niederlagen zufügte; ſie ließen ſich aber nicht entmutigen, vielmehr ſuchten ſie gelehrig vom Sieger zu lernen und ruhten nicht, bis ſie ihrem bisherigen Meiſter überlegen waren und ihm die erlittene Schlappe mit Zins und Zinſeszins

heimgezahlt, zugleich aber durch ſehr wirkſame Mittel die Luſt zu neuem Kriege für lange Zeit benommen hatten. Durch entſetzliches Morden wurde der Sieg über den weichenden Feind vollſtändig gemacht, und mögen auch die Zahlen der gefallenen Gegner in den Angaben der Chroniſten meiſt auf Übertreibung beruhen, jedenfalls beweiſen ſie, daß die Mahnung Vergils:

„Schonen die Unterworfnen und niederwerfen die Stolzen"

höchſtens in ihrer zweiten Hälfte ſtets getreulich befolgt wurde, in der erſten nicht viel mehr als fromme Redensart war und blieb. Noch grauſamer verfuhren Roms Krieger in eroberten Städten. Polybios erzählt, nach Einnahme Neukarthagos ſei der Befehl ergangen, nicht eher zu plündern, als das Zeichen dazu gegeben werde, bis dahin aber alles niederzuhauen. „Ich glaube", fährt er fort, „dies thun die Römer, um Schrecken zu verbreiten. Deshalb kann man oft ſehen, daß nach der Eroberung von Städten von den Römern nicht nur alle Menſchen hingeſchlachtet, ſondern auch die Hunde in Stücke gehauen werden und daß losgetrennte Glieder von Tieren in Menge umherliegen."

Auf Vertrauen und Ergebenheit konnte darum der Sieger bei den Unterworfenen nicht rechnen, eher befürchten, daß dieſe jede Gelegenheit, ihrem grauſamen und unerbittlich ſtrengen Herrn zu ſchaden, bereitwillig ergreifen würden. Darin ſah aber der römiſche Staat nicht eine Mahnung zur Milde und Menſchlichkeit, ſondern nur eine Aufforderung, die Leiſtungsfähigkeit ſeiner Heere bis aufs höchſte zu ſteigern. Faſt unglaubliche Strapazen wurden den Kriegern zugemutet, ſchwere, unter der Glut italieniſcher Sonne faſt unerträgliche Laſten ihnen während des Marſches aufgebürdet. Die Folge davon war ihre Widerſtandsfähigkeit gegen jedes Klima, in den rauhen Wäldern Germaniens wie im Wüſtenſande Afrikas und Aſiens. Nicht minder hart war die Zucht

im Heere. Ungehorsam oder voreiliges Handeln gegen die Befehle des Vorgesetzten wurden ungewöhnlich streng, meist mit dem Tode, bestraft. Selbst gegen den eigenen Sohn gestattete das Staatsgebot dem Vater keine Nachsicht. Was galt auch das Leben des einzelnen gegenüber den Vorteilen, die dem Gemeinwesen durch eine starre, rücksichtslose Durchführung seiner Forderungen erwuchsen? Nicht nur für die kriegslustigen Alleinherrscher in der sagenhaften Königszeit, auch für den Senat war bei Beginn eines Feldzuges oft nur die eine Erwägung ausschlaggebend, es möchten in zu langer Friedenszeit die Unterthanen das Waffenhandwerk verlernen und künftig als Gegner nicht mehr gefürchtet werden. Vor solcher Erschlaffung konnte nur der Krieg bewahren, der in harter aber heilsamer Schulung die Volkskraft frisch, das Pflichtgefühl lebendig erhielt, zugleich aber zu unermüdlichem Weiterarbeiten an den Heereseinrichtungen die fruchtbarsten Anregungen gab. Mit den Waffen in der Hand haben die Römer die Mittel kennen gelernt, welche der Scharfsinn der Hellenen und Karthager für den Seekampf und zur Bezwingung feindlicher Bollwerke ersonnen, und mit praktischem Blicke haben sie ausgewählt, was ihnen am vorteilhaftesten und nachahmungswertesten erschien. Auch die Einteilung und Aufstellung der Legion, die Ausrüstung und Verwendung der einzelnen Truppenteile, die Einführung neuer Waffengattungen sind mehr oder minder erkennbar durch die Erfahrungen veranlaßt, welche man im Laufe der Zeit gegen die verschiedenartigsten Feinde gesammelt hatte.

X.

Das Heer der Königszeit und Republik.

a) Einteilung.

Die älteſte Formation der römiſchen Bürgerwehr muß eine Truppe von tauſend Mann geweſen ſein; dies beweiſt der lateiniſche Name für Soldat, miles, Tauſender (von mille, tauſend). Soviel ſtellte jede der drei Tribus, Ramnes, Tities und Luceres zu der Legion (ſoviel wie Aufgebot oder Aushebung), an deren Spitze der König in den Kampf zog. Die Hauptwaffe dieſes älteſten Heeres war vermutlich die lange Stoßlanze; ſeine Aufſtellung erfolgte in einer geſchloſſenen Phalanx. Gleichzeitig ſoll auch eine Reiterſchar von dreihundert Mann und eine ebenſo ſtarke Leibgarde (Celeres) des Königs vorhanden geweſen ſein. Mit der Zunahme der Bevölkerung behielt man für die neu gebildeten Truppenkörper die alte Einteilung bei. Jeder Legion von dreitauſend Mann wurden dreihundert Reiter beigegeben, denen auf beiden Flügeln ihr Platz während des Kampfes angewieſen wurde.

Die Wehrpflicht erſtreckte ſich auf alle Mitglieder der Geſchlechtertribus und dauerte vom ſiebzehnten bis zum ſechzigſten Jahre, wie in den griechiſchen Staaten. Wie dort hatte jeder Krieger ſeine Ausrüſtung aus eigenen Mitteln anzuſchaffen.

So blieb es bis zur Einführung der Servianiſchen Verfaſſung, durch welche die Dienſtpflicht und Bewaffnung nach der Größe des Grundbeſitzes geregelt und jeder Anſäſſige in das Heer eingereiht wurde, als Entgelt für ſeine Leiſtungen aber auch das Recht an allen wichtigen, dem Volke zuſtehenden Abſtimmungen teilzunehmen zugeſtanden bekam.

Nach der übereinſtimmenden Darſtellung der Alten teilte Servius Tullius die wehrfähige Bevölkerung, gleichviel ob Bürger oder Schutzverwandte, nach der Größe und dem Ertrage ihres Grundbeſitzes in hundertunddreiundneunzig Centurien (Hundertſchaften). Die erſten achtzehn, welche aus den Reichſten beſtanden, beſtimmte er zum Reiterdienſte. War das Vermögen im Beſitz einer Witwe, ſo mußte dieſe wenigſtens ein Pferd unterhalten und im Falle des Bedarfes dem Staate zur Verfügung ſtellen. Die übrigen hundertfünfundſiebzig Centurien teilte er in ſechs Klaſſen ein. Die erſte Klaſſe von achtzig Centurien war verpflichtet mit Helm, Panzer und Beinſchienen ſich auszurüſten; die zweite von zwanzig Centurien führte dieſelben Waffen, war aber von der Anſchaffung des Panzers befreit; die dritte mit gleichviel Centurien tru gweder dieſen noch Beinſchienen; die vierte und fünfte Klaſſe von zwanzig, beziehentlich dreißig Centurien waren nur mit Schleudern und leichten Spießen verſehen.

Die ſechſte Klaſſe, die Beſitzloſen, bildete eine einzige Centurie, war vom Dienſte mit der Waffe befreit und nur zum Erſatz Gefallener in deren Rüſtung verpflichtet.

Außerdem wurden noch zwei Centurien Handwerker, Zimmerleute und Schmiede, und zwei von Muſikern, Hornbläſern, errichtet.

Jede der ſechs Klaſſen zerfiel in zwei Aufgebote, das der Jüngeren und das der Älteren. Das erſte umfaßte alle Wehrmänner bis zum vollendeten ſechsundvierzigſten Jahre und ſtellte die Feldarmee; das zweite beſtand aus allen,

welche dieſe Altersgrenze überſchritten hatten, und blieb in der Regel zum Schutze der Stadt zurück. Der Anführer einer Hundertſchaft hieß Centurio; alle hundertundſiebzig wurden in vier Legionen eingeteilt, von denen zwei in der Regel ins Feld rückten, zwei als Beſatzung zurückgelaſſen wurden.

Die Aufſtellung zur Schlacht erfolgte in der Weiſe, daß die vier erſten Glieder von den vollſtändig ausgerüſteten Kriegern der erſten Klaſſe, das fünfte und ſechſte von denen der zweiten und dritten gebildet wurden. Die Leichtbewaffneten der vierten und fünften hatten entweder als ſiebentes und achtes Glied hinter der Phalanx ihren Platz oder ſchwärmten ſeitwärts von derſelben aus.

Den Oberbefehl über das Heer im Felde führte der König, über die Reiterei ein Oberſt, nach der Abſchaffung der Monarchie die höchſten Beamten der Republik, die Konſuln, wie auch ihr älteſter Name Prätoren (von praeire, voranziehen, wie das deutſche „Herzog“) beſagt, ſpäter, als viele Heere gleichzeitig im Felde ſtanden, Prätoren, Prokonſuln und Proprätoren. Schwebte der Staat in großer Gefahr, ſo wurden die Machtbefugniſſe aller Behörden aufgehoben und alle Gewalt in die Hand eines Diktators gelegt, der unumſchränkt und unverantwortlich in ſeinem Oberbefehle ſich ſelbſt in einem Reiteroberſten einen Stellvertreter ernannte.

Um einen Mißbrauch ſo außerordentlich weitgehender Rechte zu verhüten, wurde die Dauer der Diktatur auf höchſtens ſechs Monate feſtgeſetzt. Häufig legte der Inhaber ſein Amt ſchon früher freiwillig nieder, wenn er die ihm geſtellte Aufgabe als erfüllt anſah oder mit Einbruch des Winters der Feldzug ohnehin ein Ende genommen hatte. Denn auch die Römer kannten in der älteſten Zeit nur Kriege im Sommer. Erſt ſeit der langjährigen Belagerung von Veji durch Camillus blieb das Heer während des ganzen

Jahres unter Waffen. Bis dahin hatte der Kriegsdienſt unentgeltlich geleiſtet werden müſſen, was für die minder Bemittelten ein ſchweres Opfer bedeutete und ihnen wiederholt Grund zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Nunmehr erhielten die Krieger Sold. War derſelbe auch gering, ſo ſcheint doch die Neuerung weittragende Veränderungen im Gefolge gehabt zu haben. Infolge der gleichmäßigen Bezahlung im Felde wurden zwiſchen den unteren Vermögensklaſſen die Unterſchiede auch in der Bewaffnung mehr und mehr verwiſcht; allem Anſcheine nach iſt damals die vierte bisher leicht bewaffnete Klaſſe zum Dienſt unter dem ſchweren Fußvolk herangezogen worden. Ob neben einigen, ſpäter darzuſtellenden Verbeſſerungen in der Bewaffnung Camillus damals auch die Manipularſtellung eingeführt hat, erſcheint fraglich. Mit größerer Wahrſcheinlichkeit verlegt man jene Umgeſtaltung in die Zeit der Kriege mit den Samniten. In dem gebirgigen Lande dieſes tapferen, erſt nach zähem Widerſtande zu Boden geworfenen Stammes war die geſchloſſene Phalanx in langer Front unmöglich verwendbar. Man gliederte daher die Legion in eine größere Anzahl von Truppenhaufen, von acht Mann Front und ebenſoviel Tiefe, die klein genug waren, um auch bei den ungünſtigſten Bodenverhältniſſen den Zuſammenhang beizubehalten, und getrennt von einander kämpften, um nicht durch einreißende Verwirrung bei benachbarten Abteilungen in Unordnung zu geraten.

Dieſe feſtgeſchloſſenen Haufen oder Bündel von Soldaten nannte man Manipel*). Im Laufe der Zeit bildete man ſie in einer Stärke von je hundertundzwanzig Mann aus zwei Centurien zu ſechzig Mann, deren jede von

*) Die vielfach zu findende Angabe, dieſer Name ſtamme von dem als Feldzeichen in den einzelnen Abteilungen geführten Bündel Heu oder Stroh, iſt ebenſo unwahrſcheinlich als geſchmacklos.

einem Hauptmann (Centurio) befehligt wurde. So wenigſtens ſchildert der Grieche Polybios, der Zeitgenoſſe und Freund des jüngeren Scipio, der Augenzeuge der Zerſtörung Karthagos, in ausführlicher, für ſeine Landsleute berechneter Darſtellung die damalige Zuſammenſetzung der Legion.

Nach ſeinem Berichte gliederte ſich dieſe in drei Treffen von Schwerbewaffneten: Hastati, Principes und Triarii*). Jedes derſelben beſtand aus zehn Manipeln, die bei den beiden erſten hundertundzwanzig, bei dem dritten nur ſechzig Mann zählten. Die einzelnen Abteilungen waren ſchachbrettartig (in der Form der Quincunx, der Fünf auf dem Würfel) aufgeſtellt; die Zwiſchenräume des erſten Treffens entſprachen der Frontlänge der Manipel im zweiten, ſo daß dieſes im Falle der Not zum Einrücken in die vorderſte Linie Platz fand. Etwas zurück, als Reſerve, ſtanden die Triarier, die noch die Waffe der alten Phalanx, die Stoßlanze führten, während Haſtati und Principes bereits mit dem Wurfſpieße ausgerüſtet waren. So mußte der Feind den Sieg dreimal gewinnen. „Zuerſt arbeiten die Haſtaten, wenn ohne Erfolg, die Principes mit Wurfſpieß und Schwert; gewinnen auch dieſe keine Entſcheidung, ſo ziehen ſich beide in die Intervallen der Triariermanipel zurück und ſchließen ſich an dieſe feſt an; in eine zuſammenhängende Phalanx geordnet gehen nun alle, die geſchonten Reſerven mit gefälltem Spieß, zum letzten Angriff gegen den, wo nicht erſchütterten, ſo doch ermüdeten Feind vor.“

Außer den Schwerbewaffneten gehörten zur Legion noch zwölfhundert Leichtbewaffnete, die mit dem kleinen leichten Schilde, dem Schwerte und ſieben leichten Wurf-

*) Die Namen ſelbſt ſtammen aus früherer Zeit und waren zur Zeit des Polybios, vermutlich aber ſchon weit früher, mehr Titel als unterſcheidende Bezeichnungen für die Bewaffnung oder Obliegenheiten im Kampfe.

lanzen versehen, auf die einzelnen Manipeln verteilt waren und entweder zwischen diesen fochten und ihre Flanken deckten oder auch vor Beginn der Schlacht seitwärts vorgingen, um den Gegner zu beunruhigen.

Bei dieser Truppe begann der römische Bürger seinen Kriegsdienst; dann war er hastatus, später princeps, schließlich, als ergrauter und erprobter Soldat, Triarier.

Die Gesamtstärke der Legion berechnet sich für jene Zeit demnach auf viertausendzweihundert Mann. Indes sagt Polybios selbst, daß in Zeiten besonderer Kraftanstrengung des Staates die übliche Zahl wesentlich überschritten und bis auf fünftausend gebracht worden sei.

Demselben Schriftsteller verdanken wir eine ausführliche Beschreibung des bei der Aushebung befolgten Verfahrens. Sollten, wie es seit dem zweiten punischen Kriege die Regel war, vier Legionen ausgehoben werden, so wählte man zunächst die Stabsoffiziere für die zu bildenden Truppenteile, die Tribunen, je sechs für jede Legion. Vierzehn von diesen mußten wenigstens fünf, die übrigen zehn mindestens zehn Jahre Dienst hinter sich haben. Unter ihnen wurde der Oberbefehl über die Legion derart geordnet, daß immer je zwei auf die Dauer von zwei Monaten kommandierten und dabei entweder täglich abwechselten oder jeder die Hälfte der ganzen Zeit ununterbrochen die Führung übernahm.

Die neu ernannten Befehlshaber teilten hierauf die von den Censoren bestimmten Reiter in vier Schwadronen von je dreihundert Mann jeder Legion zu und verschritten dann zur Aushebung für die Truppenteile, zu der alle dienstpflichtigen Städter bei Vermeidung schwerer Strafen, wie Gefängnis, Einziehung des Vermögens, Verkauf in die Sklaverei, sich zu stellen hatten. Damit nun bei der Auswahl jede Legion gleich brauchbare Mannschaften zugewiesen erhielt, wurde für alle vier die Musterung gleichzeitig

vorgenommen. Unter den vier zuerſt vortretenden Leuten hatten zuerſt die Tribunen der erſten Legion die Wahl, dann die der andern, unter den nächſten vier die der zweiten, dann die der dritten und ſo fort, bis die gewünſchte Stärke der auszuhebenden Truppen erreicht war. Dann folgte die Vereidigung, bei der ein jeder Gehorſam gegen die Oberen und willige Ausführung ihrer Befehle gelobte, und die Wahl der Hauptleute (Centurionen), meiſt älterer Soldaten, die, wie heutzutage die Feldwebel, von der Pike auf gedient und in früheren Feldzügen Proben ihrer Tüchtigkeit abgelegt hatten, zu höheren Stellen in der Zeit der Republik in der Regel auch nicht gelangen konnten.

Andere Offiziersſtellen zwiſchen den Centurionen und den Führern der Legion gab es nicht. Dieſe nahm bei ihrer tiefen, geſchloſſenen Stellung im Kampfe weit weniger Raum ein als in der Jetztzeit ein Regiment oder eine Brigade in der Auflöſung zum Gefecht; da größere Unterabteilungen zu ſelbſtändigem Handeln nicht ausgeſchieden wurden, benötigte man für ſolche auch nicht beſonderer Befehlshaber.

Gleichzeitig mit der Aushebung in Rom fand auch die bei den latiniſchen Bundesgenoſſen ſtatt, welche ſeit dem Jahre 493 v. Chr. zur Feldarmee des Oberhauptes ihre vorgeſchriebenen Kontingente zu ſtellen hatten. Da es unthunlich erſchien, ihre Aufgebote zu Legionen zu vereinigen, ſo wurden aus den Angehörigen der einzelnen Gemeinden nur Kohorten in der Stärke von etwa vierhundert Mann gebildet, welche ihre Befehlshaber aus den eigenen Landsleuten erhielten, zuſammen aber den aus Römern gewählten Anführern der Bundesgenoſſen unterſtellt waren. Letztere, zwölf an der Zahl, wechſelten, ähnlich wie die Tribunen, mit dem Kommando.

Beſonders ſtark wurden die Gemeinden der Latiner zum Reiterdienſte herangezogen, zu dem ſie dreimal ſoviel Mannſchaften ſtellen mußten als die Hauptſtadt. Ihre

Schwadronen (alae) zerfielen in fünf Züge zu sechzig Mann und hatten ebenso wie das Fußvolk ihren besondern Anführer und Zahlmeister. Aus beiden Truppengattungen wurde als besondere Kerntruppe die sogenannten Extraordinarii ausgewählt, die ein Drittel der Berittenen, ein Fünftel der Kohorten zu Fuß ausmachten und auf dem Marsche, im Lager und im Gefecht besondere Ehrenplätze innehatten, also ähnlich bevorzugt wurden wie die Leibgarde (Cohors praetoria) des römischen Feldherrn, die dieser in seiner nächsten Umgebung aus Freunden, persönlichen Anhängern, jungen Adligen und ausgedienten Soldaten vereinigte.

Das Gesamtergebnis einer Aushebung in Rom und bei den Bundesgenossen betrug in einem Jahre ungefähr vierzigtausend Mann. In langen Feldzügen, wie in den punischen Kriegen, konnte man an Entlassung der Heere nicht denken, mußte vielmehr das Ersatzgeschäft mehrere Jahre hinter einander vornehmen. So kam es, daß im Verlaufe des hannibalischen Krieges gleichzeitig über zwanzig Legionen mit den dazu gehörigen Kontingenten von Latinern im Felde standen. Sicherlich keine geringe Kraftanstrengung für die Hauptstadt und die Gemeinden der Eidgenossenschaft, wie namentlich deren Klagen über Erschöpfung und Entvölkerung ihrer Gebiete beweisen.

Trotz alledem bestand der Bund gegen Hannibal seine Probe aufs glänzendste. Die Hoffnung des Karthagers, seine gelichteten Reihen mit abtrünnigen Verbündeten der Gegner wieder vollzählig zu machen, erwies sich als ebenso trügerisch wie sein Vertrauen auf rechtzeitige Verstärkung seitens der Vaterstadt, während Rom selbst in trübster Zeit neben den Truppen für den italischen Kriegsschauplatz genug Streitkräfte aufzubringen vermochte, um auch gleichzeitig in Spanien und Sicilien seine Erwerbungen zu behaupten und durch neue Eroberungen zu erweitern.

b) Bewaffnung.

Für eine Darſtellung der römiſchen Bewaffnung liegt zwar in den ziemlich zahlreichen Kriegerdenkmälern mit getreuer Wiedergabe der Ausrüſtung und in mehr oder minder gut erhaltenen Waffenreſten ein reichhaltiges Quellenmaterial vor, doch reicht daſſelbe meiſt nicht weiter zurück, als bis in das letzte Jahrhundert der Republik und kann nur dann für die Schilderung der in früherer Zeit üblichen Formen Verwertung finden, wenn die Beſchreibung zeitgenöſſiſcher Schriftſteller mit dem Befunde der erhaltenen Darſtellungen oder Originale in Einklang gebracht werden kann.

Fig. 56. Etruskiſcher Krieger. Bronze in Florenz.

Denn wenn die Römer als gelehrige Schüler ihrer Gegner unabläſſig an der Vervollkommung ihres Kriegsweſens arbeiteten, ſo galten ſolche Beſtrebungen nicht zum wenigſten der Einführung neuer Waffen. Gerade diejenigen, denen ſie ihre meiſten Erfolge zu verdanken hatten, ſind nach übereinſtimmenden Ausſagen der Alten Nachahmungen fremder Formen geweſen. Schon für die Ausrüſtung der Krieger in der Königszeit ſcheinen die Etrusker von vorbildlichem Einfluſſe geweſen zu ſein (Fig. 56). Von ihnen ſtammt

vermutlich der Rundschild, der Panzer (Fig. 57) und die Beinschienen, welche nach der Bestimmung des Servius Tullius

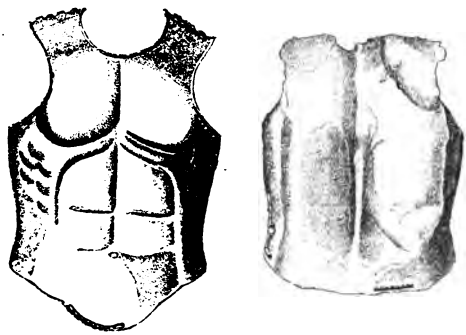


Fig. 57. Brust- und Rückenharnisch,
aus einem etruskischen Grabe. Carlsruhe, Grosh. Sammlung.

Fig. 58. Marsch im Viereck (Agmen quadratum). Von der Antoninssäule.

die wohlhabendsten Bürger sich anzuschaffen hatten. Später entlehnte man, wie es heißt, von den Samniten den großen Langschild von Holz in der Form eines durchschnittenen

Cylinders (Fig. 58), das Scutum, deſſen Eiſenbeſchläge in der Mitte und am Rande von Camillus eingeführt ſein ſollen. Anſtatt des früher nur einſchneidigen Schwertes wurde ſeit dem zweiten puniſchen Kriege das zweiſchneidige ſogenannte hiſpaniſche (Fig. 59) gebraucht, das, an der Spitze gut gehärtet, für Hieb und Stich gleich verwendbar war. Mit welchem Erfolge, bezeugt eine Stelle des Livius, der erzählt, die Macedonier ſeien von Schauder ergriffen worden, als ſie die Wunden erblickt hätten, die von römiſchen Hieben herrührten.

Fig. 59. Römiſches Schwert.

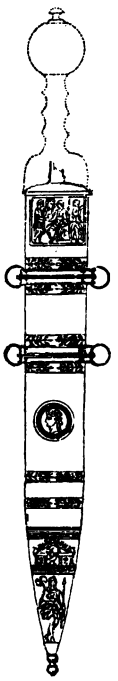


Fig. 60. Römiſches Schwert m. Scheide.

Dabei war die Waffe nicht einmal von bedeutender Länge (etwa 0,50 m) und konnte deshalb an der rechten Seite getragen werden. Die Scheide des Schwertes war bei vornehmen Kriegern reich verziert, wie ein bei Mainz gemachter Fund ausweiſt (Fig. 60). Man trug es entweder an einem von der linken Schulter nach der rechten Hüfte herabhängenden Bandelier, oder wohl noch häufiger am Gürtel (Fig. 61). Dieſer beſtand aus einem mehrfach um den Leib geſchlungenen Riemen, bisweilen auch nur aus einem einfachen, metallbeſchlagenen, breiten Bande (Fig. 62). Vom Schloſſe abwärts hingen zum Schutze des Unterleibes vier bis fünf lederne Streifen, die gleichfalls durch einen Überzug mit Blech widerſtandsfähiger gemacht wurden

(Fig. 61). An der linken Seite trug man außerdem noch einen kurzen Dolch (Fig. 63) für das dichteſte Handgemenge.

Fig. 61. Grabſtein des Legionars Q. Petilius. Gef. bei Bonn.

Als Panzer diente ein Lederkoller, das von den Hüften aufwärts aus einer Anzahl horizontaler Lederſtreifen beſtand; derſelbe Schutz findet ſich an den Schulterblättern und am Oberarme. (Beſonders deutlich auf Fig. 58.) Der eiſerne Harniſch ſcheint früh in Wegfall gekommen zu ſein, Reiche trugen anſtatt deſſen ein Panzerhemd aus Maſchen. Wer ein ſolches aus ſeinen Mitteln nicht anſchaffen konnte, trug ein kreisförmiges Eiſenblech (Pectorale) auf der vom Schilde nicht gedeckten Seite der Bruſt. (Siehe unten Fig. 67 zu Seite 142). Auch eherne Beinſchienen werden von Polybios noch erwähnt, ſcheinen aber ſpäter wenigſtens vom gemeinen Soldaten nicht mehr getragen worden zu ſein. Am Fuße trug man den ſogenannten Soldatenſchuh aus Riemenwerk (Fig. 64); darüber blieb das Bein nackt; erſt ſpäter legte man zum Schutze gegen das rauhe Klima der nördlichen Länder, Germaniens, Britanniens,

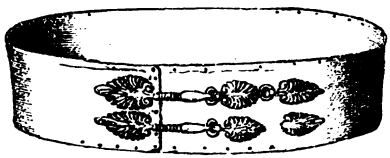


Fig. 62. Gürtel. Gef. bei Neapel.

Nordgalliens, Beinkleider an, wie die Barbaren. (Siehe Fig. 67.) Bis dahin trug man als Untergewand nur die Tunika, über der Rüſtung den deckenartigen Mantel, das Sagum. Der Helm der Legionsſoldaten (Fig. 65) beſtand entweder aus Leder mit

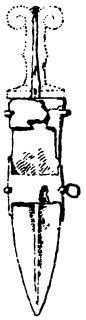


Fig. 63. Römiſcher Dolch.

Fig. 64. Soldatenſchuh (caliga).

ſtarken Eiſenbeſchlägen oder ſeit Camillus ganz aus Metall und war zur Zeit des Polybios mit einem hohen Federbuſche geziert, durch den, wie dieſer Schriftſteller etwas

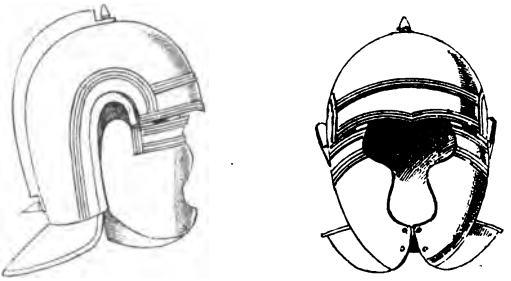


Fig. 65. Römiſcher Helm.

übertreibend behauptet, der Krieger noch einmal ſo groß als ſonſt erſchienen ſei. In ſpäterer Zeit findet ſich jener Schmuck wenigſtens nicht durchgängig dargeſtellt, meiſt nur bei Gardetruppen oder Anführern. Der gemeine Soldat

trägt die Eiſenhaube. Daneben erſcheinen Kopfbedeckungen, die mit Backenſtücken ausgeſtattet, den größten Teil des Geſichtes bedecken oder auch nur die Augen freilaſſen. Während des Marſches oder der Lagerarbeit wurde der Helm abgeſetzt und an einem Lederriemen vorn an der Bruſt getragen.

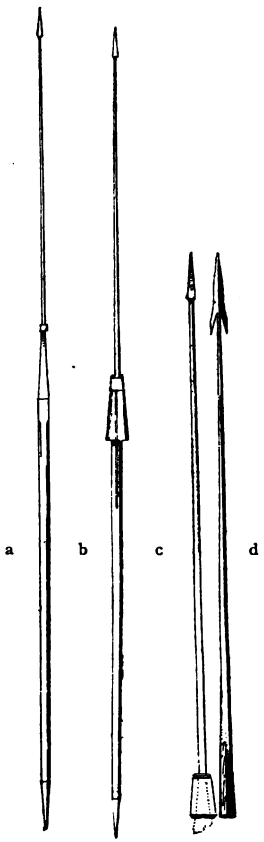


Fig. 66.
Römiſches Pilum.

Weitaus die wichtigſte und zugleich eigenartigſte aller römiſchen Waffen war das übermannshohe (Fig. 61) Pilum (Fig. 66), das etruskiſchen Urſprunges ſein ſoll. Was dieſen Spieß von allen ähnlichen Wurfgeſchoſſen anderer Völker weſentlich unterſchied, war die ſchlanke, leicht ſich biegende Klinge, die nicht abgehauen oder abgebrochen werden konnte, wenn ſie in den Schild oder Panzer des Feindes eingedrungen war, und von gleicher Länge war wie der hölzerne Schaft. In dieſen war ſie mit einer zungenförmigen Verbreiterung eingelaſſen und mittelſt eiſerner Stifte vernietet. Vermutlich in ſpäterer Zeit wurde die Verbindung zwiſchen Schaft und Klinge dadurch hergeſtellt, daß letztere mittelſt einer Tülle über jenen geſchoben und befeſtigt wurde (b und c).

Über die Wirkung des Pilums belehren uns Verſuche, die man mit der rekonſtruierten Waffe in der Neuzeit angeſtellt hat: auf dreißig Schritte Entfernung wurde ein

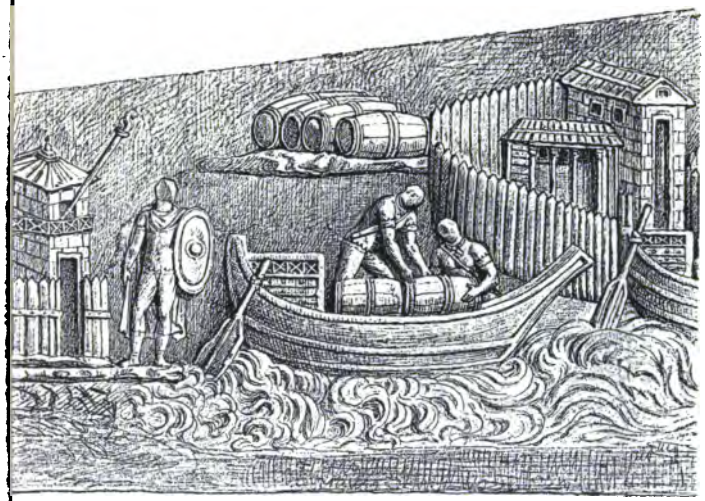
tannenes Brett von 3 cm Dicke, ſogar eine auf beiden Seiten mit Eiſenblech beſchlagene Scheibe aus Eichenholz von 1,5 cm Stärke durchbohrt. Die den Einbruch der Legionen in die Reihen des Feindes vorbereitende Salve muß deswegen bei dieſem ſchon furchtbar aufgeräumt und gewaltige Lücken geriſſen haben, die ſich gegen den Angriff mit dem Schwerte nicht raſch genug ſchließen konnten.

Kein Wunder, daß die hervorragendſten Neuerer und Verbeſſerer im römiſchen Kriegsweſen der Vervollkommnung des Pilum ihre ganz beſondere Aufmerkſamkeit zuwandten. Marius erſetzte einen der beiden eiſernen Stifte zur Befeſtigung der Klinge im Schaft durch einen hölzernen, der beim Eindringen der Spitze durch die Schwere des Holzes abbrach und es ſo unmöglich machte, das Geſchoß zurückzuwerfen. Denſelben Zweck erreichte Cäſar, indem er nur die Spitze der Klinge ſtählen, den übrigen Teil aus weichem Eiſen herſtellen ließ, welches ſich leicht bog, wenn das Ziel getroffen war. Er erzählt in ſeinen Kommentarien über den galliſchen Krieg, daß die Helvetier in der Schlacht bei Bibrakte nach vergeblichen Verſuchen das in den Schild gedrungene Pilum loszureißen ſich entſchließen mußten denſelben fahren zu laſſen. An einer ſpäteren Stelle ſeiner Werke erwähnt er eine noch maſſigere Form des Wurfſpießes, das ſogenannte Mauerpilum, das aber nicht im freien Felde, ſondern nur zur Verteidigung von Befeſtigungen gebraucht und wahrſcheinlich nur von der im Lager zurückbleibenden Reſerve geführt wurde.

Obwohl das Gewicht der geſamten Rüſtung nicht unbedeutend war, bewegte ſich der Legionar ziemlich leicht. „Unſere Krieger“, ſagt Cicero, „ſehen Schild, Schwert, Helm ebenſowenig als Laſt an, wie Schultern, Arme, Hände; denn die Waffen nennen ſie die Glieder des Kämpfers.“ Weit drückender war die Laſt des Gepäckes, welches der einzelne auf dem Marſche zu ſchleppen hatte. Dazu gehörte

ein Korb mit Kleidungsſtücken zum Wechſeln, Kochgeſchirr, der Getreidevorrat, welcher auf ſiebzehn Tage in natura „gefaßt“ und erſt in ſpäterer Zeit durch Brot oder eine Art Zwieback erſetzt wurde, außerdem Schanzgerät, wie Hacken, Schaufeln und Pfähle für den Zaun des Lagers. Seit Marius wurden ſämtliche Stücke an einer gabelförmigen Stange auf einem Brettchen feſtgebunden, eine Vorrichtung, welche nach dem Erfinder vom Soldatenwitz der „Marianiſche Mauleſel“ getauft wurde, und auch auf Bildwerken der ſpäteren Zeit (Fig. 67) ſich dargeſtellt findet, in der Wirklichkeit aber ſchwerlich ſo zierlich und nippartig ſich ausgenommen haben wird, wie ſie aus künſtleriſchen Rückſichten faſt nur andeutungsweiſe, z. B. auf den Reliefs der Trajansſäule, behandelt worden iſt. Viel eher glauben wir den Zeugniſſen der Schriftſteller, welche den bepackten römiſchen Soldaten mit einem beladenen Saumtier vergleichen und ausdrücklich betonen, daß Nichtrömer außer ſtande geweſen ſeien mit einer ſolchen Laſt zu marſchieren, die auch von den Legionaren in Zeiten der Entartung und verfallenden Zucht mit Vorliebe auf Wagen oder Maultieren mitgeführt wurde. Während ferner die Truppen der Jetztzeit mit dem Torniſter auf dem Rücken jederzeit befähigt ſind in das Gefecht einzugreifen, mußte der römiſche Soldat ſich erſt ſeines Bündels entledigen, ehe er vorgehen konnte. „Bepackt“ heißt daher bei den Lateinern geradezu dasſelbe wie „am Kampfe behindert.“

Neben dem ſchwerbewaffneten Fußvolke waren ſeit dem zweiten puniſchen Kriege auch leichtbewaffnete Abteilungen auswärtiger Nationen im römiſchen Heere vorhanden, Bogenſchützen aus Numidien, ſpäter auch aus Kreta, und Schleuderer, letztere namentlich von den baleariſchen Inſeln, deren Bewohner wegen ihrer Sicherheit im Treffen ganz beſonders geſchätzt waren. Ihre Waffe beſtand aus einem beutelartigen, nach oben in Streifen zerſchnittenen Stück Leder



Zu Seite 201.

42.

mit einer Öffnung für das Geſchoß; den Vorrat an Munition führten ſie während des Kampfes in den Falten des mit der linken Hand aufgehobenen Kriegsmantels. Als Wurfmaſſe dienten geeignete Steine, ſpäter meiſt Bleiſtücke in Form von Eicheln mit dem Stempel der Legion (Fig. 68) oder Inſchriften wie: „Sprich mit Pompejus ein Wörtchen!“ oder „Gieb dem Octavianus eins hinten drauf!“ u. a.

Fig. 68. Schleuderbleie (glandes) aus Italien.

Schließlich iſt noch der Bewaffnung der Reiter zu gedenken. Die der Römer und Bundesgenoſſen trugen einen Panzer von Leder, einen dem Scutum ähnlichen länglichen Schild, die Cetra, und eiſernen Helm (Fig. 69) Außer dem langen Spieße zum Stoße führten ſie noch eine Anzahl kleinere zum Wurfe bei ſich. Das Pferd trug in der älteren Zeit weder Sattel noch Steigbügel, ſondern nur eine Decke und wurde mit dem Trenſenzügel gelenkt. Hufeiſen kannte man nicht; nur in Gebirgsgegenden beſchlug man die Hufe mit eiſernen Sohlen. Mit ſo unvollkommenen Mitteln konnte weder Roß noch Reiter etwas Bedeutendes leiſten. Meiſt diente daher die Kavallerie nur in abwartender Stellung zum

Fig. 69. Grabſtein des C. Marius, gef. bei Bonn.

Schutze der Flügel oder zur Verfolgung des Feindes. Selbſt die Verſuche ſie durch Miſchung mit leichtbewaffnetem Fußvolk verwendungsfähiger zu machen, ſcheinen zu nennenswerten Ergebniſſen nicht geführt zu haben. Als man daher am Beginn des letzten Jahrhunderts v. Chr. die römiſche Bürgerreiterei ganz eingehen ließ, geſchah dies ohne Einbuße für den Staat, und die Meiſter der römiſchen Kriegskunſt am Ende der Republik ſcheinen das Verſchwinden der überlebten Einrichtung mehr gebilligt als beklagt zu haben.

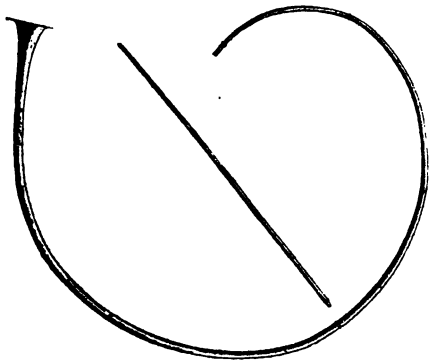


Fig. 70. Buccina.

Beritten blieb nur der Feldherr mit ſeinem Stabe. Als Abzeichen trug er eine purpurrote Schärpe, das Paludamentum, über der Schulter, von ſonſtigen Waffen nur das Schwert. Begab er ſich perſönlich ins Kampfgewühl, was ſpäter nur ausnahmsweiſe geſchah, ſo mußten ihn Soldaten mit ihren Schilden decken.

Als Muſikinſtrumente dienten das gekrümmte, waldhornartige Horn (buccina) (Fig. 70 und 67), die lange Trompete (tuba) und ein kurzes Signalhorn (cornu). Die Spielleute trugen ebenſo wie die Träger der Feldzeichen vom Kopfe über die Schultern herab das Fell eines wilden Tieres, deſſen Krallen auf der Bruſt über einander gekreuzt waren.

XI.

Lager- und Marschordnung.

So weit unſere Nachrichten über römiſche Kriegführung zurückreichen, immer wird der Vorſichtsmaßregel, für die Nacht ſich genügend durch Wall und Graben zu ſichern, Erwähnung gethan*). Sogar wo von den ſpäteren Schriftſtellern die Kämpfe der älteſten Zeit geſchildert werden, in der man noch nicht die Erfahrung gemacht hatte, von welchem doppelten Nutzen in der Schlacht ſowohl für den Angriff als für die Verteidigung ein gut befeſtigter Stützpunkt ſein mußte, wird vom Aufſchlagen eines Lagers wie von einer ſelbſtverſtändlichen, zu jeder Zeit vorhandenen Einrichtung geſprochen. Es wird aber wohl auch kaum ein Volk in der Geſchichte zu nennen ſein, das mit gleicher Beharrlichkeit, unter Umſtänden jeden Tag an einem anderen Orte, ſein Nachtquartier ſo ausreichend vor Überraſchungen zu bewahren ſuchte und lieber auf Ausnutzung des Sieges als auf ſolchen Schutz verzichtete. Nicht mit Unrecht haben daher Kenner der Kriegskunſt dem Spaten denſelben Anteil an der Gründung des Weltreiches zuerkannt, wie den männermordenden Waffen.

*) „Unſere Vorfahren", ſagt Livius, „ſahen in dem Lager einen Zufluchtshafen des Heeres gegen alle Wechſelfälle, von dem aus ſie zum Gefechte auszogen, und in den ſie ſich von den Stürmen des Kampfes erſchüttert zurückziehen konnten."

Nahte der Tagesmarsch der Legion seinem Ende, so sandte der Feldherr eine Anzahl Offiziere mit dem nötigen Vermessungspersonal unter der Deckung einer Heeresabteilung voraus, um einen geeigneten Platz für das Lager auszusuchen. Mit besonderer Vorliebe wählte man eine Anhöhe, deren Oberfläche eben oder nur sanft geneigt war und nicht von höher gelegenen Punkten aus überblickt werden konnte. Zugleich vergewisserte man sich, ob hinreichendes Wasser nicht weit entfernt war und auch das nötige Brennholz bald beschafft werden konnte, vermied aber aus Besorgnis vor einem Hinterhalte des Feindes die unmittelbare Nähe des Waldes.

Sobald ein Ort gefunden war, der möglichst vollständig den Anforderungen entsprach, so wurde zunächst für das Feldherrnzelt (Tabernaculum) und dessen Anbauten die Stelle bestimmt, das sogenannte Praetorium. Von hier aus wurde eine Straße abgesteckt, welche in einer Breite von fünfzig Fuß vorwärts nach dem Vorderthore des Lagers, der Porta praetoria, rückwärts nach dem hinteren Ausgang, der Porta decumana, führte. Vor dem Feldherrnzelte kreuzte sie sich mit den hundert Fuß breiten Principia oder der Via principalis, dem Verbindungswege zwischen den Seitenthoren, der Porta principalis dextra und P. p. sinistra, und zugleich der Grenze zwischen Vorder- und Hinterlager. Ersteres, etwa zwei Drittel der gesamten Fläche, wurde durch die Via quintana noch einmal halbiert. (Fig. 71.)

Waren die Hauptlinien gezogen, so machte die Anlage der Seitenstraßen zwischen den einzelnen Zeltreihen keine Schwierigkeiten mehr, zumal da der Grundriß in allen seinen Einzelheiten unveränderlich fest stand. Längs der Via praetoria lagerten die Reiter und Triarier, neben diesen auf beiden Seiten die Principes und Hastati. Die Bundesgenossen, welche in der Schlacht die beiden Flügel innehatten, nahmen den Raum zwischen den Legionen und der

Straße ein, welche innerhalb des Walles in anſehnlicher Breite um die äußerſten Zeltreihen ſich herumzog. Im Hinterlager befanden ſich rechts und links vom Feldherrn-

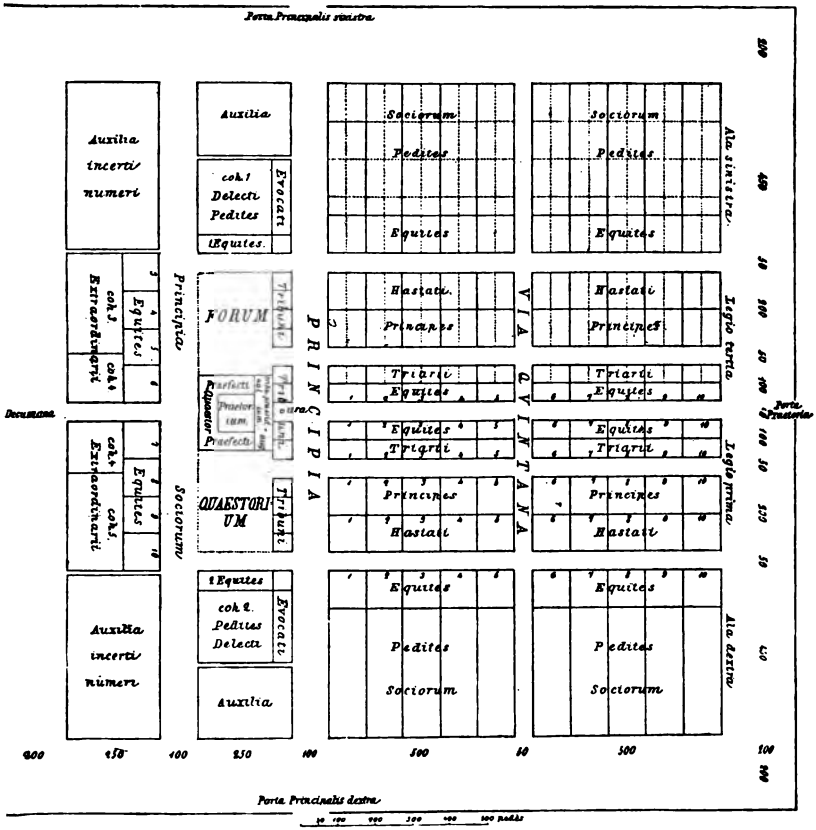


Fig. 71. Plan eines römiſchen Lagers.

zelte freie Plätze: das Quaestorium, wo die Vorräte lagerten, wohl auch Gefangene bewacht wurden, und das Forum, wo die Truppen verſammelt zu werden pflegten, wenn der Oberbefehlshaber ihnen wichtige Mitteilungen zu machen

hatte. Außerdem kampierten hinter den Principia die Garde-truppen, römiſche wie bundesgenöſſiſche, ſowie ſonſtige Hilfsvölker, in welcher Anordnung, iſt nicht ganz ſicher.

Während der Vermeſſung war das geſamte Heer herangekommen und ging unverzüglich an die Befeſtigungsarbeit. Rings um das Lager wurde ein Graben in der Breite von zehn bis zwanzig Fuß und in einer Tiefe von gewöhnlich neun Fuß ausgeſchachtet und die gewonnene Erdmaſſe zur Aufſchüttung des Walles verwendet, auf dieſem noch ein Paliſſadenzaun errichtet. Stießen bei zu ſteinigem Untergrunde die Erdarbeiten auf Schwierigkeiten, ſo ſchichtete man Holzmaſſen als Damm auf und begnügte ſich damit, nur zur Verkleidung und Befeſtigung nach außen Raſen oder Erde zu verwenden (Fig. 72).

Bei allen dieſen Arbeiten trug der gemeine Soldat — alle Chargen und Veteranen waren vom Schanzdienſte befreit — noch das Schwert im Gürtel und hatte auch die übrigen Waffen in ſeiner Nähe niedergelegt, um ſchnell kampfbereit zu ſein. Erſt nachdem die Außenwerke vollendet waren, wozu bei der außerordentlichen Übung der Römer drei bis vier Stunden genügt haben werden, ging man daran, die Zelte aufzuſchlagen. Dieſe beſtanden im Sommerfeldzuge aus Stangen mit darübergeſpannten Tierhäuten und boten, wenn auch etwas knapp, Raum für zehn Mann, über welche der Zeltälteſte die Aufſicht zu führen hatte. Feſter und behaglicher waren die Wohnungen der Offiziere, namentlich das Tabernaculum, das bei Cäſar ſogar mit Moſaikfußboden ausgelegt war. Vor demſelben ſtanden der Altar und die Stätte, wo die geſchlachteten Opfertiere auf günſtige und ungünſtige Zeichen in den Eingeweiden unterſucht wurden, ſowie das Tribunal, von welchem aus der Anführer Recht ſprach, Reden hielt und Belohnungen verteilte.

Vorſtehende Beſchreibung des römiſchen Lagers, ebenſo

wie der beigegebene Plan, gründet ſich im weſentlichen auf die ausführliche Darſtellung des Polybios, welcher die Anordnung und Größenverhältniſſe für eine konſulariſche Armee von zwei Legionen mit den dazu gehörigen Bundesgenoſſen im ſechſten Buche ſeines Geſchichtswerkes überliefert. Änderungen in der Stärke und Zuſammenſetzung der Heere bedingten nach und nach augenſcheinlich eine Reihe Abweichungen von der urſprünglichen Anlage, wie denn auch die Auseinanderſetzung, die Hyginus im vierten Jahrhundert nach Chriſtus über das Lager ſeiner Zeit hinterlaſſen hat, von der Polybianiſchen vielfach abweicht. Soviel aber wird behauptet werden können, daß in jeder einzelnen Periode der römiſchen Kriegstührung, zum wenigſten für jedes Heer während der Dauer des Feldzuges, ein in ſeinen Einzel-

Fig. 72. Soldaten einen Wall errichtend. Trajansſäule.

heiten feſtgeregelter und allen Soldaten wohlbekannter Plan befolgt worden iſt, der im Sommer wie im Winter ungefähr derſelbe war. Auch in der rauhen Jahreszeit konnte man ſich nicht entſchließen die Soldaten in Ortſchaften oder Städten einzuquartieren. Entweder wies man die Bewohner ganz oder teilweiſe aus, oder man ſchlug, wie es die Regel war, ein Winterlager auf, deſſen Bauten ausreichenderen Schutz gegen die Witterung gewährten, als das leichte Geſtell von Tierhäuten in den wärmeren Monaten. Man errichtete Hütten aus Holz mit Strohbedachung oder Baracken aus Fachwerk und Ziegeln; letztere wurden gebrannt und mit der Legionsnummer verſehen. Allem Anſcheine nach waren dieſe Behauſungen geräumiger als die Zelte, und auch die Ausdehnung des Lagers ſelbſt wurde reichlicher bemeſſen als im Sommerfeldzuge, wo mit dem Raume ſehr ſparſam umgegangen wurde, ſchon um den Feind über die Stärke der Truppen zu täuſchen. Auf friſch erobertem Gebiete bezogen häufig die Legionen weit entfernt von einander ihre Winterquartiere, um ſich einzeln leichter verproviantieren und in möglichſt weiter Ausdehnung das Verhalten der Bevölkerung überwachen zu können.

Übrigens baute man auch im Sommer für längere Zeit Standlager, wenn es geboten ſchien, den Feind in feſter Stellung zu erwarten. Dann verſtärkte man die Umwallung durch Schanzen, ſtellte Geſchütze auf (Fig. 73) und errichtete in regelmäßigen Abſtänden von einander hölzerne Türme mit Stockwerken und Plattform, die in ihrem Ausſehen den Steigerhäuſern für die Übungen unſerer Feuerwehren geglichen haben mögen und infolge ihrer einfachen Bauart ziemlich raſch herzuſtellen waren. In einer einzigen Nacht konnte z. B. Qu. Cicero, um ſich der Gallier zu erwehren, hundertundzwanzig auf ſeinen Wällen aufführen laſſen. Flußübergänge in der Nähe wurden durch Brückenköpfe

geſichert, große Schanzen, auf denen ebenfalls Türme bis zur Höhe von vier Stockwerken ſtanden.

Daß auch der Wachtdienſt ſtreng und genau beſorgt wurde, bedarf kaum beſonderer Hervorhebung. Tagsüber waren Reiterpoſten möglichſt weit vorgeſchoben, um jede Annäherung der Feinde rechtzeitig melden zu können; weiter zurück in geringerer Entfernung umgab das Lager eine Kette von Vorpoſten zu Fuß. Bei Nacht wurden dieſe

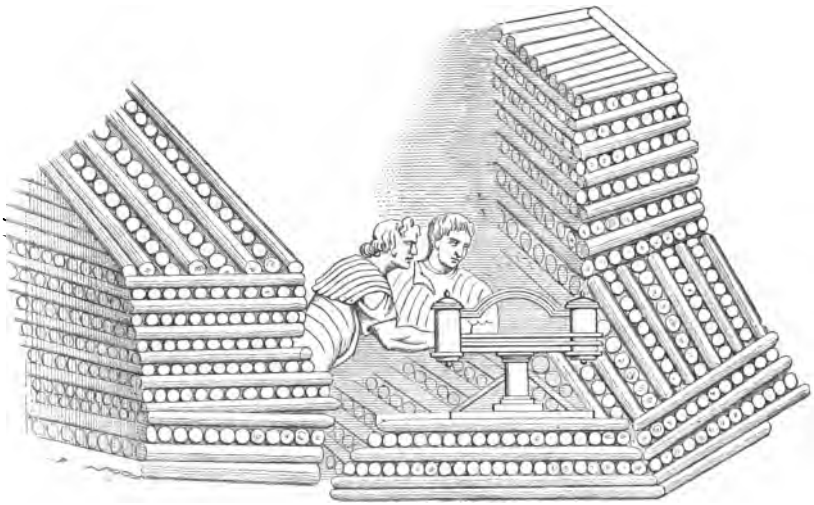


Fig. 73. Soldaten auf einem Damme ein Geſchütz aufſtellend. Trajansſäule.

Wachen zum größten Teile hinter den Wall zurückgenommen, dieſer aber ſowie alle Ausgänge um ſo zahlreicher beſetzt. An jedem Thore ſtellte die dort ſtationierte Kohorte zehn Mann zum Schutze desſelben, ſowie eine größere Anzahl zum Dienſte auf dem Walle. Außerdem ſtanden noch Wachen vor den Zelten der höheren Offiziere, und Patrouillen ſtreiften vor dem Lager. In Fällen beſonderer Gefahr erreichten ſolche Abteilungen die Stärke von einer oder mehreren Legionen. Der Nachtdienſt begann nach

der Abendmahlzeit mit dem von ſämtlichen Horniſten am Feldherrnzelte geblaſenen Zapfenſtreiche und zerfiel in vier Ablöſungen von durchſchnittlich drei Stunden Dauer. War die Zeit abgelaufen, ſo ertönten von neuem Hornſignale, zu denen der erſte Centurio der Triarier den Befehl gab.

Um die Gewiſſenhaftigkeit der Soldaten auf Poſten zu prüfen, war die Einrichtung getroffen, daß jeder aufziehende Mann eine Marke von Holz mit einem Zeichen erhielt, welche vom Offizier der Runde eingefordert wurde. Traf dieſer jemand ſchlafend, ſo ſtellte er mit ſeinen Begleitern den Thatbeſtand feſt und erſtattete Anzeige an den Kriegstribun, welcher den Schuldigen zur Rechenſchaft zog und den Kameraden zur Beſtrafung überantwortete. Unter zahlreicher Beteiligung wurde das Urteil durch Hiebe mit Knütteln oder durch Steinigung vollzogen, bis der Tod eintrat.

Nach dem Abblaſen der letzten Nachtwache erfolgte, wenn weiter marſchiert werden ſollte, der Abbruch des Lagers. Beim erſten Signale wurden die Zelte auseinandergenommen und auf die Packtiere geladen, beim zweiten ſchnürte der Soldat ſein Bündel, beim dritten erfolgte der Auszug.

In der Regel bildeten die Extraordinarii der Bundesgenoſſen die Vorhut, die Nachhut nur, wenn Gefahr im Rücken drohte. Unter den Legionen wechſelte die Reihenfolge täglich. Hinter jeder zog ihr Troß; nur wenn ein Zuſammenſtoß mit dem Feinde im Laufe des Tages zu erwarten war, wurden die Gepäckkolonnen hinter dem ſchlachtbereiten Heere hergeführt und durch die Abteilungen der Nachhut gedeckt. War man Beläſtigungen durch Reiterſchwärme oder einen an Zahl überlegenen Feind ausgeſetzt, ſo wurde im ſogenannten Agmen quadratum (Fig. 58) marſchiert: man bildete ein Viereck mit dem Gepäck im Innern und den Bewaffneten auf den vier Seiten. Die durchſchnittliche Dauer eines Tagesmarſches länger als ſechs

bis ſieben Stunden anzunehmen verbietet die Erwägung, daß ein großer Teil des Nachmittags auf den Bau des Lagers zu verwenden war und auch während des Morgens Ruhepauſen gemacht werden mußten.

Bedeutendere Marſchleiſtungen gehörten zu den Ausnahmen und wurden nur dadurch möglich, daß man auf die Mitnahme des Troſſes verzichtete. Dann konnten allerdings die Bewegungen des Heeres eine Schnelligkeit erreichen, die faſt unglaublich erſcheinen würde, hätten nicht auch unſere eigenen Landsleute 1870 vor den Schlachten bei Metz und Sedan den Beweis geliefert, welch hohen Anſprüchen die Ausdauer geſchulter Truppen zu genügen vermag.

XII.

Marius und Cäsar.

Mit dem Beginne des letzten Jahrhunderts v. Chr. vollziehen ſich im römiſchen Heere eine Reihe von Änderungen, die für die Kriegsführung ſowohl als für das Schickſal des Staates von unberechenbarer Tragweite wurden. Den Anfang damit machte Marius, der Retter Roms in ſchwerer Gefahr, ein politiſcher wie militäriſcher Emporkömmling, der nicht nach Art ſeiner Zeitgenoſſen in den Schriften der griechiſchen Taktiker, ſondern auf dem Schlachtfelde und in hartem Dienſte vom gemeinen Soldaten an ſeine Studien gemacht und während langer, an Auszeichnungen reicher Kriegerlaufbahn die Unhaltbarkeit der bisherigen Wehrordnung aus eigener Erfahrung zur Genüge kennen gelernt hatte. Als er dann, zum Konſul gewählt, in rückſichtsloſem Gebrauche ſeiner Machtbefugniſſe, nicht geſäumt hatte ſeine Verbeſſerungsgedanken zu verwirklichen, lieferte er durch ſeine Erfolge gegen Jugurtha, ſpäter gegen die Cimbern und Teutonen, den unwiderleglichſten Beweis, wie richtig er für Abhilfe der vorhandenen Mängel geſorgt hatte.

Der eine Übelſtand, der für die Dauer verhängnisvoll werden mußte, beſtand darin, daß die Bevölkerung der

Hauptſtadt in ihrer Zuſammenſetzung nicht mehr den Vorausſetzungen der noch zu Recht beſtehenden Verfaſſungsbeſtimmungen entſprach. Die Bauerngemeinde der älteſten Zeit war durch den aus den unterworfenen Ländern zuſammenſtrömenden Reichtum zur Großſtadt emporgewachſen, in welcher die Gegenſätze zwiſchen reich und arm ſich ebenſo unvermittelt und ſchroff wie heutzutage ausgebildet hatten, der eigentliche Bürgerſtand aber nahezu ausgeſtorben war. Der Grundbeſitz war in den Händen einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Familien vereinigt, deren Angehörige, von der Üppigkeit und Genußſucht des Auslandes angeſteckt, behagliches Wohlleben den Anſtrengungen der Feldzüge vorzogen, ſelbſt als der Anteil an der Siegesbeute erheblich größeren Gewinn brachte als früher. Wohl aber reizte die Ausſicht auf die reichen Geldſpenden den niederen, vermögensloſen Mann, der ſelbſt nach der Herabſetzung des militärpflichtigen Vermögens von elftauſend auf viertauſend As für die unterſte Klaſſe noch vom Heeresdienſte ausgeſchloſſen und bis dahin nur in Fällen höchſter Not eingereiht worden war. Marius, der aus eigener Erfahrung hinlänglich wußte, wie wenig im Ernſtfalle auf die nur widerwillig dienenden Reichen zu rechnen war, beſchloß den hauptſtädtiſchen Pöbel, deſſen Anwachſen durch Einwanderung aus den italiſchen Gemeinden in bedrohlichen Verhältniſſen erfolgt war und deſſen Gemeingefährlichkeit ſchon zur Zeit der gracchiſchen Unruhen nur zu deutlich erkannt worden war, bei der Bildung ſeiner Heere heranzuziehen. Als er für den Krieg gegen Jugurtha in Rom Truppen warb, brach er deshalb mit dem beſtehenden Brauche, er ſtellte in ſeine Feldarmee große Maſſen der capite censi, der unbemittelten Bürger ein und ſchuf ſich, von ihnen als geſchworener Gegner des Adels verehrt, dadurch einen ihm treu ergebenen, zu jedem Opfer bereiten Anhang. Bei dieſer Einrichtung blieb es, namentlich als nach dem

Bundesgenoſſenkriege ſämtlichen Italikern das römiſche Bürgerrecht verliehen worden war. Sie dienten von nun an nicht mehr in getrennten Truppenteilen, ſondern neben den Hauptſtädtern in den Legionen. Das Erſatzgeſchäft bei ihnen beſorgten herumziehende Werbeoffiziere, die gegen klingende Entſchädigung meiſt keine Schwierigkeiten machten, Unluſtige ganz vom Kriegsdienſte zu befreien.

So trat an Stelle der allgemeinen Wehrpflicht das Werbeſyſtem mit allen ſeinen Schattenſeiten. Nunmehr erblickte der Soldat nicht mehr im Staate ſein Oberhaupt, ſondern in ſeinem Anführer und verhalf dieſem, durch reiche Spenden geködert, zu ſeiner Machtſtellung im Staate. Mit ſolchen Heeren ſuchten Sulla, Pompejus und Cäſar ihre ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen, und nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert genügte, um den Freiſtaat in eine durch Waffengewalt geſtützte Monarchie zu verwandeln.

Seitdem ſo der Kriegsdienſt für ein gutes Teil der ärmeren Bürgerſchaft zum eigentlichen Lebensberufe geworden war, fielen die Entlaſſungen nach Beendigung des Feldzuges weg und wurden erſt zwanzig Jahre nach der erſten Einſtellung bewilligt. Auch dann folgten viele gern der Aufforderung des Feldherrn, in bevorzugter Stellung, frei von den gewöhnlichen Plackereien des Dienſtes, auch fernerhin bei den Fahnen zu bleiben. Sie traten dann häufig in die Leibgarde des Oberbefehlshabers, in der auch junge adelige Parteigenoſſen desſelben ſich die Sporen verdienten, um ſpäter in die Stelle eines Tribunen aufzurücken oder die für die höheren Staatsämter nötige, wenigſtens wünſchenswerte Erfahrung in der Kriegführung ſich anzueignen. Eine andere Möglichkeit ſolche Kenntniſſe zu ſammeln, gab es nicht, ſeitdem die römiſche Bürgerreiterei, die ohnehin zur vollſtändigen Bedeutungsloſigkeit herabgeſunken und hauptſächlich nur bei feſtlichen Aufzügen noch

aufgetreten war, ungefähr zur Zeit des Jugurthiniſchen Krieges vollſtändig aufgehört hatte.

Eine zweite Neuerung des Marius iſt die Aufgabe der bisherigen Manipularſtellung. An die geiſtigen Fähigkeiten der aus den niederen Bevölkerungsſchichten gebildeten Söldnerheere konnten nicht die Anforderungen geſtellt werden wie an die der früheren Legionen aus Vollbürgern. Eine Gliederung aber in kleine von einander unabhängig kämpfende Truppenhaufen ſtellte der Auffaſſungsgabe und Tüchtigkeit des einzelnen Mannes Aufgaben, denen der Durchſchnittsſoldat nicht mehr gewachſen war.

In den erſten Zuſammenſtößen mit den Cimbern und Teutonen waren daher die an Zahl überlegenen Nordländer mit unaufhaltſamer Wucht zwiſchen die einzelnen Manipel eingedrungen und hatten dieſe über den Haufen geworfen, ohne daß das zweite und dritte Treffen rechtzeitig eingreifen und eine günſtigere Wendung herbeiführen konnte.

Um vor ähnlichem Schickſal in Zukunft bewahrt zu ſein, verband Marius die drei bisher hinter einander ſtehenden Manipel zur Kohorte, in der Weiſe, daß ſie nunmehr in einer Front neben einander ſtanden. Von da an fielen die Unterſchiede in Alter und Bewaffnung der drei Treffen weg: alle führten das Pilum. Auch wurden die bisher aus Römern ausgehobenen Leichtbewaffneten durch Hilfstruppen aus den Provinzen erſetzt.

Wenn demnach durch die Kohortenſtellung das bisherige zweite und dritte Treffen ſeine Bedeutung als Reſerve einbüßte, ſo war es doch viel zu ſehr zum Grundſatze der römiſchen Kriegsführung geworden, eine am Kampfe unbeteiligte Truppe als Rückhalt für alle Fälle zur Verfügung zu haben, als daß man ohne weiteres alle zu Gebote ſtehenden Kräfte für eine Linie verbraucht hätte. Nur den Barbaren gegenüber, die alle auf einmal vorbrachen und es für Schmach hielten, dem Kampfe unthätig zuzu-

ſchauen, während die Brüder bluteten, konnte ſolche Taktik am Platze ſein. Deshalb wurden auch die Kohorten bald wieder in doppelter, dreifacher, ja vierfacher Reihe ſchachbrettförmig hinter einander aufgeſtellt.

Ebenſowenig nahm Marius den Manipeln ihre für den Zuſammenhalt in der Schlacht unentbehrlichen Feldzeichen (ſiehe Fig. 67 und 72)*). Ein ſolches erhielt durch ihn auch die Legion in dem ſilbernen, in ſpäterer Zeit goldenen Adler (Fig. 67 bei der Abteilung links) mit dem Blitze in den Fängen, der ſeinen Platz beim erſten Manipel der erſten Kohorte bekam, bei den Soldaten rührende, faſt abgöttiſche Verehrung genoß und im Lager an einem geweihten Platze, einer Art Kapelle mit Aſylrecht, aufgeſtellt wurde. Ob auch die als ſelbſtändiger Beſtandteil der Legion für ſich kämpfende Kohorte ein beſonderes Feldzeichen erhalten hat, iſt nicht beſtimmt zu bejahen; wenigſtens iſt ein ſolches nur bei den Hilfsvölkern (Fig. 74) und ſpäter bei

Fig. 74. Grabſtein des Signifer Pintaius von der V. Cohorte Asturer, gef. bei Bonn.

*) Bis dahin hatte man als Feldzeichen metallene Tierbilder — Wolf, Eber, Stier, Roſs — geführt; charakteriſtiſch für die neue Form wurde die Hand an der Spitze, ſowie die vier bis fünf kreisrunden Metallplatten längs des Schaftes.

den Prätorianern nachweisbar, die beide nur nach Kohorten eingeteilt waren. Ein anderes erhaltenes Feldzeichen (Fig. 75) iſt, weil unvollſtändig erhalten, ohne Beweiskraft. Anſprechend iſt indes die Vermutung, daß die Fahne des

a) Silbertafel.

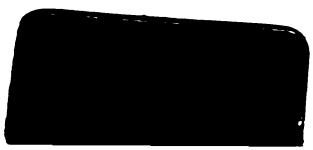
b) Erzbügel, hinter der Silberſcheibe c befeſtigt.

c) Vergoldete Silberſcheibe.

Fig. 75. Überreſte eines römiſchen Feldzeichens.

erſten Manipels zugleich als die der Kohorte gedient habe.

Daß Marius bei ſeinen Neuerungen neben dem Idealen auch das Praktiſche nicht unberückſichtigt ließ, beweiſen die bereits erwähnte Änderung am Pilum und die von ihm er-



fundene Erleichterung zum Tragen des Gepäckes. Ferner verwandte er, wie es bei einem ſtehenden Heere nunmehr möglich wurde, beſonderes Augenmerk darauf, ſeine Soldaten nach Art der Gladiatoren in der geſchickten Handhabung des Schwertes ausbilden zu laſſen, um ſie für den Zweikampf im Nahgefecht hervorragend zu befähigen.

Die Umwandlung des Bürgeraufgebots in ein Söldnerheer hatte indes zunächſt noch nicht den Verfall des römiſchen Kriegsweſens zur notwendigen Folge. Das beweiſen die Leiſtungen der Legionen, mit denen Cäſar ſeine Schlachten ſchlug. Sicher waren dem großen, auch als Feldherrn unerreichten Römer die Unzuträglichkeiten nicht entgangen, zu denen die Neuerungen ſeines Oheims führen mußten; aber gewohnt mit gegebenen Verhältniſſen zu rechnen und beſtrebt ſelbſt mit unzureichenden und ſpröden Mitteln das Höchſte zu leiſten, wußte er ſich ein Heer heranzubilden, das an kriegeriſchem Geiſte und an Tüchtigkeit damals nicht ſeinesgleichen hatte und das Vertrauen ſeines Führers ſelbſt in den ſchwerſten Entſcheidungen nicht zu Schanden machte. Freilich gehörten Jahre dazu, ſolche Erfolge vorzubereiten und Kerntruppen heranzuziehen, die voll Vertrauen auf ſich und ihre Genoſſen jeden an Zahl noch ſo überlegenen Gegner zu beſtehen wagten. Deshalb legte Cäſar den größten Wert darauf, daß ſeine Legionen zu immer feſterem Verbande zuſammenwuchſen. Lieber verzichtete er darauf, die von ſeinen Vorgängern überkommene Sollſtärke der Abteilungen zu erreichen, als daß er die Gleichartigkeit in der Zuſammenſetzung ſeiner Truppen durch Beimiſchung ungeübten Nachſchubs aufgehoben hätte. Während alſo ſeine älteſten Legionen im Verlaufe der Feldzüge nur noch halb ſo ſtark waren als die ſeiner Vorgänger — nicht viel über dreitauſend gegen ſechstauſend unter Marius — verwendete er die Ergebniſſe ſeiner Aushebungen dazu, um unter neuen Nummern weitere ſelbſtändige Trup-

penteile zu gründen, welche anfangs als Beſatzung und Reſerve, erſt ſpäter, nach mehrjähriger Schulung, vor dem Feinde Verwendung fanden. Sein Aushebungsbezirk war das cisalpiniſche Gallien; ſpäter bildete er ſogar aus Eingebornen der jenſeitigen Provinz eine Legion, die ſogenannte Alauda, deren Mannſchaften nach Beendigung des Krieges gegen Pompejus das römiſche Bürgerrecht erhielten.

Ein ſo geſchaffenes Heer war mit ſeinem langjährigen Führer ebenſo unauflöslich feſt verwachſen, wie abgeneigt einem anderen ohne weiteres zu folgen, und bedeutete daher eine große Macht für denjenigen, der mit den Waffen ſeine Stellung im Staate zu behaupten gezwungen war. Die Gegner, die einander in den Bürgerkriegen gegenüber ſtanden, hatten alle auf dieſe Weiſe ihre Streitkräfte herangebildet. Allerdings mußten ſie ſich zu mancherlei Zugeſtändniſſen gegenüber dem Treiben der Soldateska herbeilaſſen und konnten von Glück ſagen, wenn es ihnen gelang, wenigſtens im Dienſte und in der Schlacht pünktlichen Gehorſam zu finden. Cäſar geſteht ſelbſt, daß er ſeiner beſten, der zehnten Legion gegenüber öfters Nachſicht geübt habe, um auf ihre Treue unbedingt bauen zu können. Mit ihr allein wolle er gegen Arioviſt aufbrechen, erklärte er, als er vor dem Feldzuge mit den Germanen Verzagtheit und offenen Widerwillen bei ſeinen Truppen fand. „Sie werde ihm als Leibgarde dienen.“ Er hatte ſich dabei nicht verrechnet: faſt unmittelbar nach ſeiner Rede konnte er von einer Abordnung der durch ſeine Anerkennung hoch geehrten Truppe die Verſicherung bereitwilligſten Gehorſams entgegennehmen.

Bei ſolcher Stimmung erhielt aber der Feldherr ſeine Soldaten nur dadurch, daß er ihnen Führer gab, deren Erfahrung und Tüchtigkeit auch den ſchwerſten Proben gewachſen war und bei den Untergebenen über allen Zweifel erhaben war. Bei den jungen Adeligen, die

bisher nach verhältnismäßig kurzer Dienstzeit zu der verantwortlichen Stellung eines Tribunen und Legionsführers aufgerückt waren, konnten solche Eigenschaften nur in seltneren Fällen vorausgesetzt werden. Wie wenig Cäsar selbst ihnen zutraute, bewies er vor der Schlacht gegen die Helvetier, als er nicht nur sein Pferd, sondern auch die aller Offiziere weit hinter die Front zurückbringen ließ, um von vornherein allen den Ernst der Lage nachdrücklich klar zu machen und die Hoffnung auf Flucht zu benehmen. Er übertrug daher den Befehl über die Legionen, sowohl in der Schlacht als auch bei Abkommandierungen größerer Truppenteile und im Winterlager, seinen Legaten, erfahrenen Generalen, welche der Senat, vermutlich auf Vorschlag des Feldherrn, diesem als Gehilfen beigab. Sie bildeten mit dem Quästor, dem Verwalter der Kriegskasse, den engeren Kriegsrat des Oberbefehlshabers, während die Tribunen mehr und mehr zu Verwaltungsbeamten für den inneren Dienst herabgedrückt wurden.

Ganz besonders tüchtige Leute besaß Cäsar in seinen Subalternoffizieren, den Centurionen, die im Ernste der Schlacht durch todesmutige Tapferkeit ihre Abteilung zu begeistern, aber auch bei der Ausbildung neu eingestellter Mannschaften Gründlichkeit mit Strenge zu vereinigen verstanden. Ihre Beförderung war in der Weise geregelt, daß die in gleichem Range bei den verschiedenen Kohorten stehenden Zugführer zu Klassen vereinigt waren, von denen die oberste aus den ersten Centurionen der ersten, die unterste aus den letzten der dritten Manipel gebildet war, und daß jeder einzelne, wenn er nicht zur Belohnung besonderer Tüchtigkeit eine Reihe von Stellen oder Klassen überspringen durfte, im Laufe seiner Dienstzeit alle Staffeln, vom untersten Centurio der zehnten bis zum obersten der ersten Kohorte, dem Primipilus, zu durchlaufen hatte. Sie wurden, wie bereits früher erwähnt, aus den gemeinen Soldaten

ausgewählt, bei Bildung neuer Truppenteile aus den Beſtänden der älteren, von Cäſar vermutlich aus den Anteſignanen, einer Plänklerkette, die in der Stärke von dreihundert Mann bei jeder Legion vor der Front (ante signa) focht, zur Beſetzung wichtiger Punkte vorausgeſchickt, wohl auch unter die Reiterei gemiſcht wurde.

Eine weitere Vorzugsſtellung nahmen die Kapitulanten (evocati) ein, ausgediente Soldaten, die aus eigener Neigung oder auf Wunſch des Feldherrn noch bei den Fahnen verblieben und als Mitglieder ſeiner Leibgarde oder als wertvolle Verſtärkung der Linientruppen bei der erſten Centurie der erſten Kohorte weiter dienten. Im Solde und Range ſcheinen ſie den Centurionen der aktiven Truppe gleichgeſtanden zu haben.

Neben den Legionen befanden ſich im Heere Cäſars Pfeilſchützen und Schleuderer ſowie größere Abteilungen von unterworfenen Völkern (auxilia). Letzteren wurden indes nur ſelten und ungern wichtige Rollen im Kampfe zugeteilt, ihre Aufſtellung auf beiden Flügeln diente meiſt nur dazu, die Front zu verlängern und vor Umgehung zu ſchützen, während das römiſche Fußvolk zur Entſcheidung vorrückte. Nicht viel zuverläſſiger war die Reiterei der galliſchen Stämme. Nur für die Verfolgung aufgelöſt fliehender Feinde war ſie mit einigem Erfolge zu verwenden, in der Schlacht ſelbſt war ſie von geringem Werte; manchmal ließ ſie ſich ſogar abſichtlich von ihren Landsleuten ſchlagen. Deshalb warb Cäſar während ſeiner letzten Kriegsjahre in Gallien berittene Spanier und Germanen an; von letzteren nahm er auch die in ihrer Heimat übliche Kampfweiſe an, unter die Berittenen Fußkämpfer zu miſchen, welche gleichzeitig mit vorgingen, den Pferden der Gegner von unten den Leib aufſchlitzten und geſtürzten Feinden den Reſt gaben.

Ein einheitliches Ineinandergreifen der verſchiedenen Waffengattungen kannte jedoch die römiſche Taktik nicht,

und ſie bedurfte deſſen auch nicht. Meiſt auf den Angriff berechnet, verfügte ſie in der Pilenſalve vor dem Angriff mit dem Schwerte über ein wirkſames Mittel den Kampf einzuleiten, in dem hinterſten Treffen der Legion über einen ſtarken Rückhalt, durch deſſen Eingreifen nötigenfalls auch Bedrohungen in der Flanke erfolgreich zurückgewieſen werden konnten. Die Gefechtsſtellung iſt bei Cäſar in der Regel die dreifache. Abweichungen von dieſer Anordnung kamen ziemlich ſelten vor und nur unter dem Zwange örtlicher Verhältniſſe oder unter beſonderer Berückſichtigung der Kriegführung des Gegners. Ebenſo ungern begab man ſich der Vorteile, welche man durch den Angriff von einem höher gelegenen Punkte aus vor dem Feinde voraus hatte. Waren durch Aufhiſſen der Sturmfahne auf dem Feldherrnzelte und Trompetenſtöße die Soldaten zu den Waffen und ihren Reihen gerufen, durch eine kurze Anſprache des Höchſtkommandierenden zu treuer Pflichterfüllung gemahnt, ſo rückten ſie unter dem Geſchmetter ſämtlicher Hörner zuerſt, um ihre Kraft zu ſparen, langſam und gemeſſen vor, gingen im Bereiche der feindlichen Geſchoſſe zum Laufſchritte über und ſtürzten im unaufhaltſamen Anpralle vorwärts. Je ſtärker die Neigung des vorher zu durchmeſſenden Weges war, um ſo mehr mußte der Druck des Vorſtoßes die Reihen des Gegners erſchüttern. Es war daher ein ſchwerer Fehler des Pompejus, als er vor der Schlacht bei Pharſalus auf den Rat eines ſeiner Offiziere ſeinen Leuten den Befehl gab ſtehenden Fußes die Legionen Cäſars zu erwarten, um die Unordnung bei dieſen zu benutzen und die Kraft der heranfliegenden Pilen nicht durch Entgegenrennen zu verſtärken. Der Mißgriff war verhängnisvoll, denn wie der Sieger richtig bemerkte, war bei einer ſolchen Vorſchrift ganz überſehen worden, welches Übergewicht der Angreifer dadurch über den Gegner hat, daß ſeine Kampfesluſt durch den Anſturm entzündet und ge-

ſteigert iſt. Zu einem Angriff bergauf entſchloß ſich jedoch Cäſar ſelbſt nur mit Widerſtreben; lieber bewahrte er tagelang eine abwartende Haltung, als daß er unter ungünſtigen Verhältniſſen ſich in ein Gefecht einließ. Selten verrechnete er ſich dabei, am wenigſten gegen die Kelten, deren planloſe Haſt und unruhiges Drängen nach baldiger Entſcheidung nicht nur einmal der kalt rechnenden Beſonnenheit der Römer unterlag, zumal gegen einen ſolchen Meiſter der Feldherrnkunſt.

Daß Cäſar dies war, beweiſen die von ihm ſelbſt verfaßten Aufzeichnungen über ſeine Feldzüge, ein Werk, das von den größten Heerführern aller Zeiten ſtudiert und als nicht leicht übertroffenes Lehrbuch der Kriegskunſt gewürdigt worden iſt. Klar und verſtändlich wird darin hervorgehoben, welche Faktoren in erſter Linie zum Siege beitragen: Schnelligkeit in Entſchlüſſen und Bewegungen, gepaart mit der größten Vorſicht, genaue Kenntnis des Landes, in dem man kämpft, nicht zuletzt auch die Sorge für das körperliche Wohl der Untergebenen — alles Forderungen, von deren Erfüllung noch heute das Geſchick eines Heeres abhängig gemacht wird.

In ſtarken Eilmärſchen rückte Cäſar, wenn es galt, dem Feinde entgegen und konnte ſo den Anmarſch desſelben noch rechtzeitig hindern oder ihm in der Beſetzung beherrſchender Stellungen zuvorkommen, und oft mußte raſches Handeln den Mangel ausreichender Streitkräfte erſetzen. War das Land, durch welches der Marſch ging, ihm und ſeinen Soldaten unbekannt, ſo zog er, wo und von wem er konnte, vorher Erkundigungen ein. Nie unterließ er die Vorſichtsmaßregeln, die ihn vor Überraſchung durch den Feind ſchützen konnten. Vor den Legionen gingen Vortruppen (exploratores), meiſt Reiterei, zur Aufklärung des Geländes weit voraus — ſie melden z. B. die Stellung des Arioviſt in einer Entfernung von ſechsunddreißig Kilo-

metern — vor diesen häufig noch Kundschafter (speculatores), einzeln oder höchstens in Trupps von wenig Mann. Um den Rückzug zu sichern, blieben Teile des Heeres an wichtigen Punkten zurück und überwachten gleichzeitig das Verhalten der Bevölkerung in unruhigen Gebieten. Mit derselben Umsicht wurde auch für die Verpflegung des Heeres Sorge getragen. Die Beschaffung von Vorräten bildete die wichtigste Vorbereitung zum Feldzuge und wurde auch während desselben unausgesetzt betrieben — ganz im Gegensatze zu der Sorglosigkeit der Feinde, die von raschen Erfolgen träumend, oft nur für wenige Tage mit Speisen versehen waren und bald durch die Magenfrage zu unbedachten Entschließungen gedrängt wurden.

Trotz aller Überlegenheit aber wußte Cäsar von seinen Kräften unter weiser Schonung der Seinen besonnenen Gebrauch zu machen. Manchen anderen hätte es gereizt, in unbekannten Ländern erobernd vorzudringen, über Völker zu triumphieren, deren Namen noch nie in Rom gehört worden waren; er begnügte sich damit, durch Rekognoszierungszüge nach Britannien und Germanien seinen Hauptzweck zu erreichen, die Nachbarn Galliens von der Einmischung in die Verhältnisse dieses Landes abgehalten zu haben. Beide Male sorgte er mit besonderer Vorsicht für die Rückzugslinie. Während die Flotte über den Kanal ging, blieben drei Legionen auf dem Festland zurück, um die Küstenstriche zu behaupten; beim Übergange über den Rhein bediente er sich nicht der Schiffe, sondern einer großen Brücke von vierzig Fuß Breite, die er binnen zehn Tagen vollendete und durch Brückenköpfe auf beiden Ufern schützte (Fig. 76). Ihre Joche bestanden aus je zwei Stämmen von anderthalb Fuß Dicke, zwischen deren Köpfen ein behauener Tragbalken eingelassen und befestigt war. Langhölzer mit darüber genagelten Querhölzern verbanden die einzelnen Joche unter einander und trugen das Flecht-

werk, über welches die Truppen gingen. Stützen unterhalb der Joche gaben dieſen Halt, und eine Art Eisbrecher ſchützte gegen ſtromabwärts treibende Baumſtämme oder Fahrzeuge. Der ganze Bau muß außerordentlich ſinnreich

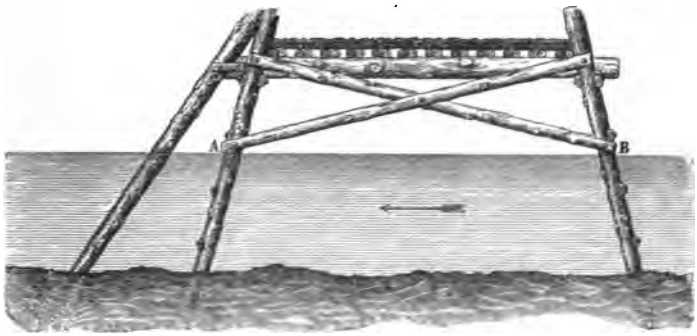


Fig. 76a. Pfahlbrucke Cäsars über den Rhein. Querdurchſchnitt.

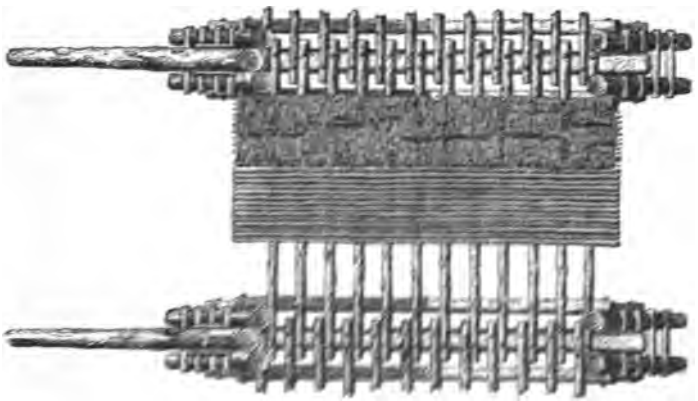


Fig. 76b. Rheinbrücke Cäsars. Ansicht von oben.

erdacht geweſen ſein; denn Cäſar ſagt, der Anprall der Strömung habe ſeine Feſtigkeit nur vermehrt. Durch welches Mittel das erreicht worden iſt, insbeſondere, wie die Querbalken zwiſchen den beiden einander gegenüber-

ſtehenden Jochen befeſtigt worden ſind, läßt ſich trotz der umfangreichen Litteratur über die Frage ebenſowenig mit unumſtößlicher Sicherheit feſtſtellen, als die Stelle, an welcher der Übergang erfolgte.

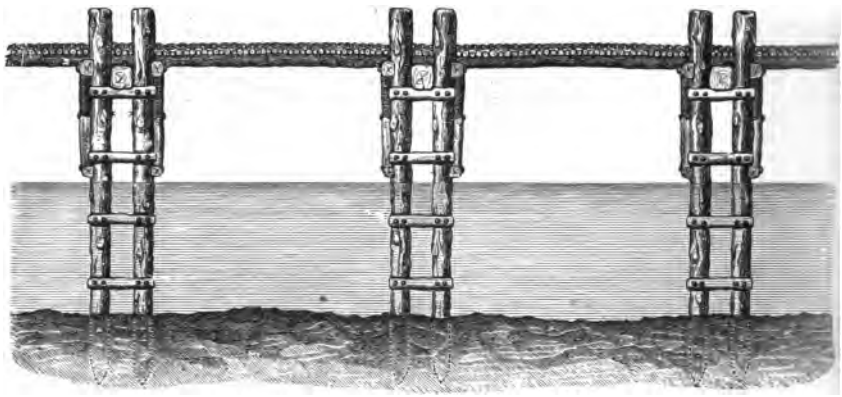


Fig. 76c. Rheinbrücke Cäſars. Längenanſicht.

Darin aber ſind alle einig, welche ſich je mit der Kriegsführung Cäſars eingehend bekannt gemacht haben, daß er mit ſeinen Legionen Leiſtungen vollbracht hat, die nie wieder einem Feldherrn mit römiſchen Truppen zu erreichen gelungen iſt.

XIII.

Das Heer der Kaiserzeit.

Als nach Beendigung der Bürgerkriege die Monarchie des Auguſtus begründet und der Widerſtand unzufriedener Gegner der neuen Verhältniſſe mit Gewalt unterdrückt oder als ausſichtslos freiwillig aufgegeben war, bedurfte es zur Aufrechterhaltung der Ruhe im Innern des Staates keiner nennenswerten Streitmacht mehr. Nur zum Schutze der oft von feindſeligen Nachbarn bedrohten äußerſten Grenzen machten ſich ſtehende Beſatzungen nötig. Deshalb entließ der nunmehrige Alleinherrſcher nur die Hälfte der nach Niederwerfung des Antonius im Reiche vorhandenen fünfzig Legionen; die übrigen bezogen Standlager in den Grenzbezirken der Provinzen. Allein im untern Germanien ſtanden nach dem Tode des Kaiſers acht, andere in Spanien, Afrika, Ägypten, Syrien, Pannonien, Möſien. In Ländern, wo der Ausbruch von Unruhen oder Angriffe von außen her nicht zu befürchten waren, wie z. B. in Griechenland, befanden ſich nur kleinere Abteilungen zur Verfügung des Statthalters, die meiſt lediglich für den Sicherheitsdienſt beſtimmt und im Falle der Not durch ein Aufgebot des einheimiſchen Landſturmes verſtärkt wurden. Zur Sicherung neu erworbener Gebiete wurden entweder

neue Legionen gebildet oder alte verſetzt. Auflöſung einmal beſtehender Truppenteile kamen ganz ausnahmsweiſe vor; jeder führt ſeine Nummer häufig mit einem Beinamen als Auszeichnung oder zur Unterſcheidung, und hat, wie unſere Regimenter, ſeine Geſchichte und ruhmvolle Überlieferungen. Waren Legionen in ihrem Beſtande ſo geſchwächt, daß die Ergänzung durch friſch ausgehobenen oder angeworbenen Erſatz nicht rätlich erſchien, wenn man nicht die Verwendbarkeit des Heeresteiles auf Jahre hinaus in Frage ſtellen wollte, ſo verſchmolz man die Reſte von zweien und bildete daraus eine einzige, eine Zwillingslegion. Die Nummern aufgeriebener Truppenkörper verſchwanden dauernd aus der Heeresliſte, wie die der unter Varus vernichteten ſiebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Legion.

Als oberſter Kriegsherr der geſamten Streitmacht galt der Träger der oberſten Staatsgewalt, der Imperator. Ihm wurde jedes Jahr der Fahneneid geleiſtet, von ihm gingen die Ernennungen der Offiziere aus, des Legatus legionis, des Legionsoberſten, des Lagerkommandanten (praefectus castrorum), der Tribunen und der Befehlshaber über die Hilfsvölker, welche in den Provinzen ausgehoben wurden und, meiſt in einem andern als ihrem Geburtslande, als Verſtärkung der römischen Linientruppen Verwendung fanden. Obwohl dieſe Provinzialen in ihrer heimatlichen Bewaffnung dienten, waren ſie doch nach dem Vorbilde jener eingeteilt. Sie bildeten Kohorten von fünfhundert Mann in ſechs, oder von tauſend in zehn Centurien unter eigenen Feldzeichen; die Reiterei beſtand aus Regimentern (alae) von fünfhundert Mann (ſechzehn Schwadronen [turmae] zu dreißig) oder tauſend Mann (vierundzwanzig Schwadronen zu vierzig) und war wie die römiſche mit Schild, Schwert, Lanze, Metallhelm, Lederkoller, Beinkleidern und Halbſtiefeln ausgerüſtet. Außerdem gab es gemiſchte Abteilungen, die zu drei Vier-

teln aus Fußvolk, zu einem Viertel aus Berittenen beſtanden. Selbſt Auxiliar-Kohorten, deren Bewaffnung und Einteilung durchaus nach römiſchem Muſter eingerichtet war, werden von den Schriftſtellern erwähnt. In der Regel führten aber

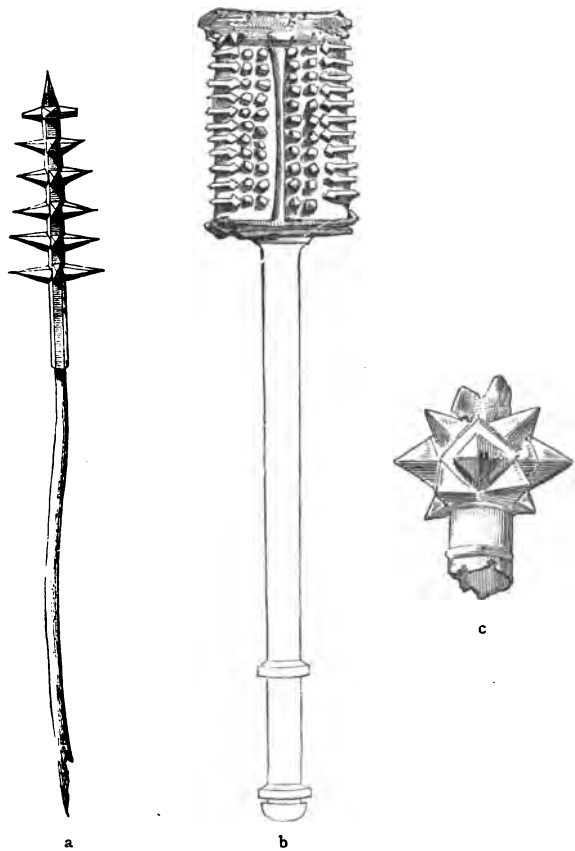


Fig. 77. Streitkolben.

jene irregulären Truppen (Fig. 81) die in ihrer Heimat üblichen Kampfmittel, Streitkolben (Fig. 77: a, b, c), Keulen (Fig. 78), Armbrüſte (Fig. 79), Bogen mit Pfeilen (Fig. 80), Schleudern;

aſiatiſche Völker dienten ganz in Erz gehüllt als Panzerreiter (cataphracti).

Eine wichtige Stellung in den Heeren der Kaiſerzeit nahmen auch die Veteranen ein, Soldaten, die nach Ablauf ihrer Dienſtzeit noch bei der Truppe blieben. Zwar ſollten ſie nach zwanzig Dienſtjahren verabſchiedet und durch ein Kapital oder durch Anweiſung von Ackerland für ihr Alter der Sorge um ihren Lebensunterhalt überhoben werden, aber die Knauſerei der Kaiſer gegen die Krieger ließ ſolche Verſprechungen oft unerfüllt, oder man wies ihnen in unwirtlichen Gegenden Ländereien von ſehr zweifelhaftem Bodenwerte an, welche die mühſame Arbeit kaum lohnten. Was blieb dem ergrauten Legionar anders übrig als bei der Truppe zu bleiben, der die beſten Jahre ſeines Lebens und alle ſeine Erinnerungen gehörten? Hier fand er wenig-

Fig. 78. Germaniſcher Hilfsſoldat. Von der Trajansſäule.

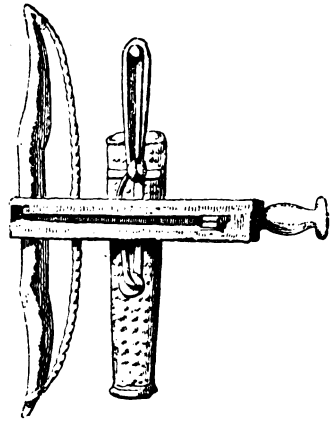


Fig. 79. Armbruſt und Köcher. Von einem Grabrelief.

ſtens ſeinen Lebensunterhalt, genoß Befreiung von den läſtigſten Arbeiten des Dienſtes und eine geachtete Stellung. Zu Fähnchen (vexillationes) mit beſonderen Feldzeichen (vexilla) vereinigt, wurden die Veteranenabteilungen mit Vorliebe zu wichtigen und ſchwierigen Einzelunternehmungen ausgeſandt oder im Gefechte zur Belebung des Kampfesmutes und der Ausdauer unter die jüngern Mannſchaften verteilt. Ihre Zahl bei einer Legion erreicht in ſpätern Zeiten ein Zehntel der Geſamtſtärke, alſo, wenn wir dieſe zu ſechstauſend Mann

Fig. 80. Aſiatiſche Hilfstruppen. Von der Trajansſäule.

annehmen, wie es in der Kaiſerzeit die Regel war, ungefähr ſechshundert Mann.

Das Beamtenweſen im Heere erfuhr, ſeit man ſtehende Truppen hatte, in allen Verwaltungszweigen und auf allen Rangſtufen die eingehendſte Regelung. Namentlich im Bureaudienſte war ein zahlreiches Perſonal beſchäftigt für die Führung der Liſten und das Rechnungswerk. Wirtſchaftsoffiziere hatten die Aufſicht über Getreide- und Viehvorräte; Ärzte für Menſchen und Tiere beſorgten mit Lazarett-

gehilfen das Sanitätsweſen; Techniker mit ihren Gehilfen führten die nötigen Bauten aus; ſogar eine Sparkaſſenverwaltung war vorhanden, welche die Hälfte der bei Schenkungen an die Soldaten verteilten Gelder bis zur Verabſchiedung der Empfänger ſperrte und verwahrte, zugleich vermutlich auch die Begräbniskaſſe zu führen hatte. Die Pflege der Gerichtsbarkeit lag in den Händen eines Auditeurs (quaestionarius) und der Gefängnisdiener, die Verrich-

Fig. 81 Daciſche Hilfstruppen. Von der Antoninsſäule.

tung religiöſer Handlungen in denen des Haruſpex und ſeiner Opfergehilfen. Außerdem gab es Exerziermeiſter und im Dienſte der höheren Offiziere Ordonnanzen, Leibwachen, Stallmeiſter und Pferdeknechte.

Die Garden des Oberfeldherrn zur Zeit der Republik, die Cohortes praetoriae (Fig. 82), bekamen ſeit Gründung der Monarchie ihr Standquartier in Rom, in der Nähe des Kaiſers. Sie führten deſſen Bild auf ihren Feldzeichen, bil-

deten den angeſehenſten Beſtandteil der hauptſtädtiſchen Beſatzung, erhielten doppelten Sold und wurden bereits nach ſechzehnjähriger Dienſtzeit verabſchiedet. Anfänglich zählten ſie neun Kohorten zu tauſend Mann, ſpäter zehn, zwölf, ſogar ſechzehn. Unter Tiberius bekamen ſie eine große Kaſerne am Viminaliſchen Hügel, von der aus ſie bald die Herrſchaft über Rom und ſeine Regenten führten. Welch unheilvollen

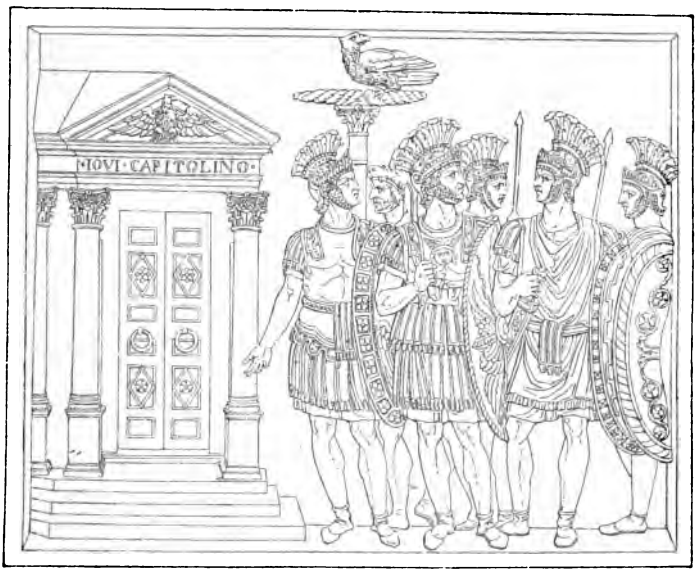


Fig. 82. Praetorianer. Relief des Louvre.

Einfluß ſie in den nächſten Zeiten auf die Geſchicke des Reiches geübt haben, iſt bekannt: ihr General, der Praefectus praetorio, war der zweite Würdenträger im Staate nächſt dem Monarchen, meiſt aber, wenn dieſer unfähig war, der thatſächliche Gebieter des Reiches. Darum vertrauten die Kaiſer den Schutz ihrer Perſon und den Wachtdienſt im Palaſte lieber Barbaren aus dem Norden an, deren Treue

zuverläſſiger war als die der eigenen Landsleute, den ſogenannten Equites singulares, einer berittenen Leibwache, die unter den auxilia dieſelbe bevorzugte Stellung einnahm, wie die Prätorianer unter den Linientruppen, ihre Kaſernen in der Hauptſtadt erhielt und dieſe nur beim Auszuge ins Feld als Begleitung des Kaiſers verließ.

Außer den Gardetruppen lag noch eine Anzahl Kohorten als Beſatzung in Rom, die Cohortes urbanae, die mit ihrer Numerierung an die Zahlen der Prätorianiſchen ſich anſchloſſen. Gleichfalls militäriſch eingerichtet war die Feuerwehr in ſieben Abteilungen zu tauſend Mann, deren jede in zwei der vierzehn Stadtbezirke ihre Wachtlokale bezog. Ihre Mannſchaften waren Freigelaſſene, die beim Übertritt in die Legionen das Bürgerrecht erhielten; ihre Offiziere avancierten wie bei der Linie, in die ſie auch ſpäter einrückten.

So feſt demnach in jener Zeit in allen Einzelheiten das Heerweſen geregelt erſcheint, ſo unverkennbar iſt aber andererſeits der Rückgang der kriegeriſchen Tüchtigkeit. Die ſchweren Waffen der republikaniſchen Zeit wurden dem entarteten Geſchlecht zu drückend und unbequem; Scutum und Pilum verſchwinden, an ihre Stelle treten kleinere Schilde und leichtere Wurfſpieße; die Tüchtigkeit im Einzelkampfe nahm trotz der Menge der Exerziermeiſter mehr und mehr ab. Man mußte darum auch die alte Form der Gefechtsweiſe aufgeben und kehrte zur acht Mann tiefen, mit der Stoßlanze bewaffneten Phalanx zurück, ohne zu bedenken, daß man damit ebenſo tief wieder fiel, als man durch Einführung der Manipular- und Kohortenſtellung vorher geſtiegen war. Ungefähr zur Zeit des Hadrian wurde die alte Bewaffnung ganz aufgegeben. Das kurze Schwert mußte dem langen Degen, das Pilum kurzen Jagdſpießen weichen. Nicht mehr der Manipel hatte ſein beſonderes Feldzeichen, ſondern die Centurie; der Prunkſucht des Zeitalters entſprach es,

daß der Adler nunmehr aus Gold beſtand. Zur Ausrüſtung der Legion gehörte von nun an noch eine Anzahl fahrbarer Geſchütze, fünfundfünfzig Katapulten (Karroballiſten) und zehn Onager, die, ähnlich der heutigen Diviſionsartillerie, zur Verfügung des kommandierenden Legaten ſtanden. Auch dieſe Beigabe ſollte augenſcheinlich dazu dienen, den Mut des einzelnen Mannes durch künſtliche Mittel zu beleben; denn der alte Geiſt des Selbſtbewußtſeins und Selbſtvertrauens war verflogen und konnte weder durch Einführung neuer, ſelbſt orientaliſcher Kampfesarten noch durch die peinlichſte Drillung auf dem Exerzierplatze wieder belebt werden. Auch nicht durch die Schöpfung einer Phalanx nach macedoniſchem Vorbilde, von der die Stubentaktiker ſchwärmten und wie ſie Caracalla in einer Stärke von ſechzehntauſend, Alexander Severus ſogar in einem Beſtande von dreißigtauſend Mann einrichteten. Mit einem ſolchen Lanzenwald konnte man wohl den Barbaren Schrecken einflößen, hätte aber ſchwerlich gegen ſolche Gegner wie zur Zeit der Republik, gegen Samniten und Gallier, Pyrrhus und Hannibal, Erfolge erringen können.

Die ſpätere Zeit bis auf Conſtantin bietet wenig nennenswerte Neuerungen im römiſchen Kriegsweſen. Seit dieſem Kaiſer gab man die Einrichtung auf, die Legionen an der bedrohten Grenze lagern zu laſſen; man verlegte ſie in feſte Städte nach dem Innern des Landes und ließ an den Marken nur ſchwache Beſatzungen von Grenzern zurück, die nicht im ſtande waren den Anſturm der nordiſchen Scharen zur Zeit der Völkerwanderung zurückzuſchlagen.

Bis dahin aber hatten die Legionen in den äußerſten Provinzen des Reiches eine wichtige Arbeit im Dienſte der Kultur vollbracht und namentlich im Abendlande eine ähnlich verdienſtliche Wirkſamkeit entfaltet wie ſpäter manche Mönchsorden. Neben dauerhaften Straßen- und Brückenbauten ſchufen ſie Entwäſſerungsanlagen zur Trockenlegung

sumpfiger Länderstrecken, machten den Boden zum Ackerbau urbar, pflanzten Weinberge an und wurden in Syrien sogar einmal zur Vertilgung von Heuschreckenschwärmen aufgeboten.

Noch bedeutsamer wurde der Aufenthalt römischer Legionen in den Provinzen dadurch, daß aus den Ehen der Soldaten mit Töchtern der besetzten Landesteile eine zahlreiche Mischbevölkerung hervorging, zahlreich genug, um die Bewohnerschaft ganzer Städte auszumachen. Häufig erhielten die römischen Krieger bei ihrer Entlassung das Bürgerrecht für ihre Gattin und Kinder, regelmäßig seit Ende des ersten Jahrhunderts nach Christus; aber erst unter Septimius Severus um 200 n. Chr. war eine rechtmäßige Ehe den Soldaten auch während der Dienstzeit gestattet. Frau und Kinder wohnten in den Niederlassungen der Krämer und Marketender außerhalb des Lagers, und auch der Familienvater brauchte in letzterem nur zum Dienste zu erscheinen. Je mehr daher eine Legion mit ihren Angehörigen in einer Gegend seßhaft geworden war, um so hartnäckigeren Widerstand leistete sie gegen die Versuche sie in andere Standquartiere zu verlegen. Einigen Kaisern kostete solches Vorhaben sogar den Purpur.

Derartige Ansiedelungen in der Nähe der römischen Standlager entwickelten sich, wie im Mittelalter die Standquartiere arabischer Heere, oft zu stattlichen Städten und Mittelpunkten der Kultur, wie auf deutschem Boden Straßburg, Mainz, Regensburg, Wien u. a.; in Gallien und auf der pyrenäischen Halbinsel haben die Nachkommen aus jenen Soldatenehen den Hauptanteil an der Romanisierung des Landes.

XIV.

Dienstverhältnisse im römischen Heere.

Von einem geregelten Dienſte konnte in den älteſten Zeiten, als zur Verteidigung der Heimat oder zum Raubzug in ein fremdes Land jeder Bürger zu den Waffen griff, nicht die Rede ſein. Hatte der Fußſoldat zwanzig, der Reiter ſechzehn Feldzüge innerhalb des dienſtpflichtigen Alters mitgemacht, ſo war er jeder weiteren Verpflichtung enthoben. Übungen in Friedenszeiten zur Ausbildung der Krieger kamen vermutlich nur in ſehr beſchränktem Maße vor, höchſtens bei dem ſchwierigeren Reiterdienſte. Erſt ſpäter, als man die Einrichtung getroffen hatte, daß von den vier ausgehobenen Legionen nur zwei in den Kampf zogen, die übrigen die Beſatzung der Stadt bildeten, konnte man an eine regelrechte Schulung der neu eintretenden Rekruten denken. Dazu genügte ein Jahr; ſchon im nächſten Frühling galt der Erſatz als kriegstüchtig und rückte ins Feld. Noch zur Zeit des Jugurthiniſchen Krieges werden folgende Hauptforderungen des römiſchen Exercitiums betont: daß der Krieger den Feldzeichen im Kampfe folgt, Richtung hält und die Befehle raſch ausführen kann. Beſonderer Wert wurde auf die Gewöhnung an Strapazen gelegt, und namentlich darauf geſehen, daß auch auf den beſchwerlichſten und andauerndſten Märſchen der

Soldat sein Gepäck selbst tragen konnte. Ein Heer, in welchem der Unfug eingerissen war, diese Last den Maultieren aufzubürden, galt als zuchtlos und unfähig. Mit gutem Grunde begannen daher Scipio vor Numantia und Metellus in Afrika ihre Besserungsarbeit bei den verwahrlosten Scharen damit, daß sie durch stramme Mannszucht auf den Märschen und durch Beseitigung aller bisher geduldeten Erleichterungen ihre Leute wieder an Anstrengungen gewöhnten. Auch Übungen, ähnlich den Manövern der heutigen Armeen, werden bereits aus ziemlich früher Zeit erwähnt, die Decursiones. Eine durchgreifende Drillung begann aber erst mit der Schöpfung der stehenden Heere. Von nun an wurde auch im Frieden auf die vielseitigste Ausbildung für die Obliegenheiten des Dienstes Bedacht genommen. Die Soldaten mußten exerzieren, marschieren, manövrieren, fechten, springen, schießen, reiten, schanzen und machten seit Augustus jeden Monat drei Feldmärsche, bei denen eine Strecke des Weges im Laufschritt zurückzulegen war.

Fig. 83. Grabstein des Centurionen Qu. Sertorius.

Ohne Strafen ging es begreiflicherweise im militärischen Unterrichte auch damals nicht ab. Der Rebstock (vitis) (Fig. 83) war ein so unzertrennlicher Begleiter und ein so unumgänglich notwendiges pädagogisches Hilfsmittel des

Centurionen im Verkehr mit ſeinen Untergebenen, daß er bei der Beförderung in ſeine Stellung ihn als Abzeichen ſeines Ranges verliehen bekommt und das Aufrücken zu ſeinem Poſten ſogar in der amtlichen Sprache als „Beſchenkung mit dem Stocke“ bezeichnet wird. Wie gefürchtet und verhaßt dieſes Symbol der neuen Würde in den Händen des Vorgeſetzten bei den Mannſchaften war, lehrt der Bericht des Tacitus über den Aufſtand der pannoniſchen Legionen, wo er von einem gewiſſen Lucilius erzählt, der ſich durch ſeinen unbarmherzigen Eifer bei der Züchtigung den Spitznamen „Cedo alteram“ — „einen friſchen her“ — zugezogen hatte, weil er „wenn ſein Prügel auf dem Rücken des Soldaten zerhauen war, mit lauter Stimme einen zweiten und dann noch einen anderen forderte.“ Dafür wurde er aber auch als erſtes Opfer der Meuterei von der aufgeregten Menge erſchlagen. Sicherlich ſtand dieſer ſchlagfertige Zuchtmeiſter mit ſeiner Luſt am Strafen nicht allein da. Die Centurionen hatten vom Gemeinen auf gedient und mochten den Augenblick herbeigeſehnt haben, der ihnen die Macht verlieh andere ſo zu knechten, wie ſie es jahrelang ſelbſt erlitten hatten.

Auch das Arreſtlokal der Jetztzeit hatte ſeinen Vorgänger im römiſchen Heerweſen und war in jedem Lager vorhanden. Sonſtige Strafen für Verſehen im Dienſte waren Entziehung des Weizens und Verurteilung zu Gerſtenbrod, Verluſt des Gürtels, Arbeit bei dem Schanzbau für die, welche davon befreit waren, das Verbot ſitzend zu eſſen, tagelanges Stehen vor dem Feldherrnzelte, Degradation u. a. m. Alle Vergehen wurden übrigens in der Mannſchaftsliſte bemerkt, was vermutlich Ausſchluß von Beförderungen zur Folge hatte. Beſonders ſchwer wurde Pflichtvergeſſenheit beim Wachtdienſte, Verlaſſen des Lagers gegen ausdrückliches Verbot, Feigheit oder Flucht im Kampfe geahndet, meiſt mit dem Tode durch die eigenen Kameraden

oder die Hand des Liktors. Verweigerten ganze Truppenteile den Gehorsam oder hielten sich im Gefechte schlecht, so wurden sie dezimiert: der zehnte Mann, den das Los traf, wurde hingerichtet, wenn nicht die gnädige Stimmung des Feldherrn während der Vollstreckung des Urteils Einhalt gebot. Auch Ausstoßungen aus dem Soldatenstande kamen vor, sogar eine ganze Legion wurde einmal mit Schimpf und Schande entlassen. Besonders hart mußten die Truppenteile büßen, die bei Cannä geflohen waren: sie wurden nach Sicilien geschickt mit der Bestimmung, daß vor Beendigung des Krieges keiner, selbst nach Ablauf der Dienstzeit, entlassen werden und nach Italien zurückkehren durfte; jahrelang mußte die Entfernung ihres Lagers von einem ummauerten Orte mindestens zwei Meilen betragen, und trotz flehentlichster Bitten wurde die harte Maßregel nicht widerrufen.

Andererseits wußte aber der Staat und seine Feldherren treue Dienste auch reich zu belohnen. Der Sold zwar scheint zu keiner Zeit sehr reichlich bemessen gewesen zu sein. Lange wurde er nur als Entschädigung für die Verpflegung angesehen und durch zahlreiche Abzüge für das gelieferte Getreide oder die vorschußweise aus öffentlichen Kassen gewährten Ausrüstungsstücke gekürzt. Nur die im Feindeslande ausgeschriebenen Lieferungen von Getreide und Kleidung scheinen unentgeltlich verteilt worden zu sein. Zur Zeit des Polybios erhielt jeder Legionar zwischen fünfundzwanzig und dreißig Pfennigen täglich; erst unter Cäsar wurde der doppelte Betrag gewährt, als das Sinken des Geldwertes eine Erhöhung als unumgänglich notwendig hatte erscheinen lassen. Der Centurio erhielt das Doppelte, der Reiter das Dreifache. In späterer Zeit, sicher unter den Kaisern, wurde auch das Getreide nicht mehr berechnet, nur Waffen, Kleidung und Zelte, und namentlich die Löhnung für die Gardetruppen in der Hauptstadt bedeutend erhöht; jeder Prä-

torianer erhielt zwei Denare, alſo ungefähr 1,50 Mark nach unſerem Gelde. Die Auszahlung erfolgte in drei Terminen aller vier Monate und erſt ſeit Domitian vierteljährlich. Verdoppelung oder Erhöhung des Soldes wurde öfters als Belohnung für bewieſene Tapferkeit zuerkannt.

Weit einträglicher war der Erlös aus der Beute nach dem Kriege. In der älteſten Zeit plünderte jeder Soldat in dem eroberten Platze für ſich, ſpäter aber ſcheint die Einrichtung getroffen worden zu ſein, daß alles, was nicht dem Staate anheimfiel, wie das Eigentum des überwundenen Herrſchers und ſeine Kriegsvorräte, gemeinſam verkauft und vom Feldherrn zu einer Schenkung an ſeine Mitſtreiter verwendet wurde. Während in den Zeiten, wo Geld noch ſelten war, ſchon eine Spende von geringer Höhe viel Freude anrichtete, hatte man ſpäter ſehr bedeutende Summen nötig, um die Habſucht eines anſpruchvolleren Heeres zu befriedigen. Pompejus zahlte bei ſeinem Triumphe jedem ſeiner Krieger ſechstausend Seſtertien (etwa neunhundert Mark), Cäſar gar zwanzigtauſend (etwa dreitauſend Mark). Auch Auguſtus bedachte ſämtliche Truppen in ſeinem Teſtamente: die Prätorianer erhielten jeder tauſend, die übrige Beſatzung je fünfhundert, die Legionare je dreihundert Seſtertien ausgeſetzt. Später wurde es ſogar Sitte, daß jeder Kaiſer bei ſeiner Thronbeſteigung die Ergebenheit der Armee, mindeſtens der Prätorianer, durch bedeutende Geldopfer zu erkaufen ſuchte. Das Kapital, welches der Soldat bei ſeiner ehrenvollen Verabſchiedung zur Begründung einer auskömmlichen Exiſtenz erhielt, betrug für den Prätorianer circa dreitauſend, für den Legionar eintauſendachthundert Mark. Im letzten Jahrhundert v. Chr., als durch die Ächtungen Sullas und ſpäter der Triumvirn viel Grund und Boden herrenlos geworden war, wandelte der Staat gern dieſe Verpflichtung in eine Landanweiſung um, häufig auf Koſten der bisherigen Nutznießer und zum großen Miß-

vergnügen der alten Krieger, denen das geregelte, arbeitsame Leben beim Bebauen der Scholle selten zusagte. Besonders reichlich wurden die Centurionen bedacht, namentlich wenn sie als Primipilen der Legion verabschiedet worden waren; sie zählten zu den Honoratioren in den Provinzialstädten und führten ein großes Haus, wie aus einer Stelle des Horaz erhellt, welcher berichtet, daß sogar Söhne vornehmer Centurionen zu dem Lehrer Flavius in Venusia in die Schule gegangen seien.

Fig. 84. Dekorierter Centurio (Manius Caelius).

Außer dem Lohne an Geld und Gut gab es noch eine Reihe ehrender Auszeichnungen von ähnlich idealem Werte wie heutzutage die Orden. Dazu gehörte außer rascherer Beförderung mit Überspringung einer Anzahl Vordermänner die Belobigung seitens des Feldherrn vor versammeltem Heere, die mit der Verleihung eines Ehrenzeichens verbunden zu sein pflegte. Als solche werden genannt die Ehrenlanze ohne eiserne Spitze (hasta pura), Armreifen, Halsketten, Spangen zur Befestigung des Kriegsmantels, Ehrenfähnchen, deren Farbe für die Seesoldaten blau, für die Landtruppen purpurn war, namentlich aber die Phalerae, Schildplatten von edlem Metallblech, auf welches Reliefs geprägt waren (Fig. 84). Das Innere derselben war mit Pech ausgegossen; ihre Hinterseite bestand aus einer aufgelöteten Kupferplatte. Später trug man sie in Form gehen-

kelter Medaillen, auf denen ſich das Bildnis des Kaiſers befand. Man befeſtigte ſie mittelſt eines Riemengehänges auf der Bruſt, der Reiter meiſt an dem Lederzeug ſeines Pferdes. Allem Anſcheine nach wurden die Stücke dieſer Dekoration nicht einzeln verliehen, wie unſere Orden, ſondern mehrere zugleich, am häufigſten neun auf einmal. Wenigſtens iſt dies die übliche Zahl auf den Grabdenkmälern.

Eine höhere Klaſſe der Auszeichnungen waren die Kränze aus Laub oder Gold. Am bekannteſten iſt die Bürgerkrone aus Eichenlaub (ſiehe Fig. 83 und 84), die derjenige erhielt, welcher einem römiſchen Bürger im Kampfe das Leben gerettet hatte, indem er den Gegner des Bedrohten tötete und dabei ſeinen eigenen Platz in der Schlachtreihe nicht verließ. Andere Ehrenkränze waren die Mauer-, Lager- und Schiffskronen, welche für die Erſteigung der feindlichen Feſtungswerke, Wälle und Schiffe zuerkannt wurden und an deren Rande in Gold Zinnen, Paliſſaden oder Schiffsſchnäbel nachgebildet waren. Hatte ein Feldherr eine eingeſchloſſene Stadt durch Vertreibung der Belagerer entſetzt oder ein Heer aus verzweifelter Lage gerettet, ſo verlieh man dem Befreier die Belagerungskrone, welche urſprünglich aus Gras und Pflanzen gewunden wurde, die innerhalb des bedrängten Ortes gewachſen waren, vielleicht um damit anzudeuten, was die Nahrung der Bevölkerung bei längerer Fortdauer der Abſperrung geweſen wäre.

War ein ganzer Truppenteil einer Auszeichnung für würdig befunden worden, ſo wurde dieſe, ähnlich wie die Orden an die Fahnen unſerer Heere, an das Feldzeichen angeheftet (Fig. 85).

Der höchſte Ruhmeskranz aber, der die Stirne des Römers ſchmücken konnte, war der Lorbeer, welchen der

ſiegreiche Feldherr beim Triumphe trug. Gleichzeitig führte der Held des Tages auch den Titel „Imperator“ (etwa „Generalfeldmarſchall“), in älterer Zeit jedoch nur, wenn ſechstauſend erſchlagene Feinde nach dem Siege das Schlacht-

Fig. 85. Relief eines Claudiusbogens.

feld bedeckten und die Soldaten ſelbſt ihren Anführer mit dem Ehrennamen begrüßt hatten. In der Monarchie, als die Triumphe nicht mehr dem ruhmgekrönten Führer im Felde, ſondern nur dem Haupte des Staates in ſeiner Eigen-

ſchaft als Oberfeldherrn zuſtanden, führten alle, ſelbſt die unfähigſten und thatenloſeſten Cäſaren jenen Titel als Bezeichnung ihrer Würde, gleichbedeutend mit Staatsoberhaupt.

Aber auch ſchon zur Zeit der Republik wurde nicht immer dem Verdienteſten der gebührende Lohn. Wenn der heimkehrende Sieger im Tempel der Bellona außerhalb der Mauern — die Stadt ſelbſt durfte er vor dem Einzuge nicht betreten — dem Senate Bericht erſtattet und ſeinen Antrag auf Bewilligung eines Triumphes begründet hatte, ſo wurden, ehe man dem Wunſche willfahrte, oft erſt ſpitzfindige Unterſuchungen über deſſen Berechtigung angeſtellt. Namentlich politiſche Gegner wußten oft durch Ränke und Umtriebe dem Bittſteller den Preis ſeiner Mühen zu verkümmern. Es wurde eingehend geprüft, ob der nunmehr beendete Krieg auch unter den üblichen Förmlichkeiten erklärt und begonnen, ob er vom Feldherrn in ſelbſtändigem Kommando geführt, ob der Sieg nicht mit zu ſchweren Opfern an Bürgerblut erkauft worden ſei, ob der Feldzug mit vollſtändiger Niederwerfung der Feinde geendet habe, ob dieſe würdige Gegner, nicht etwa bloß Sklaven oder Seeräuber geweſen ſeien u. a. m. Niemals auch — zur Ehre der Römer ſei es geſagt — wurden die Siege über die Mitbürger feierlich begangen, weil das Vergießen von Bruderblut nur zur Klage, nicht aber zum Jubel Anlaß geben könne.

War der Triumph und dazu aus der Staatskaſſe die Koſten bewilligt, ſo begannen feſtliche Tage für die Stadt und ihre Bevölkerung, deren Schauluſt und Neugierde reiche Befriedigung finden ſollte. Ein beſonders anſchauliches Bild eines ſolchen Einzuges entwirft Diodor, als er die mehrtägige Feier zu Ehren des Aemilius Paullus bei ſeiner Heimkehr aus dem macedoniſchen Kriege beſchreibt. Am erſten Tage zogen dem Feldherrn zweitauſendvierhundert Wagen voll erbeuteter Schilde voraus, dreihundert mit Lanzen,

Spießen und Bogen und achthundert Tragbahren voll ſonſtiger Waffen. Am nächſten wurde gemünztes und ungemünztes Gold und Silber, Weihgeſchenke, Standbilder, koſtbare Gemälde auf fünfhundert Wagen durch die Stadt geführt. Am dritten Tage hundertundzwanzig weiße Rinder, zweihundertzwanzig Gefäße mit Gold, eine zehn Talente ſchwere, mit Edelſteinen beſetzte Schale, zweitauſend Elefantenzähne, ein elfenbeinerner Wagen, ein Roß mit Schmuck von Edelſteinen und goldenem Geſchirr und ein goldenes Ruhebett. Dann kam der beſiegte König Perſeus mit ſeinen Kindern und zweihundertfünfzig Anführern, hinter ihm die dem römiſchen Sieger von Königen und Staaten verliehenen goldenen Kränze, zuletzt auf elfenbeinernem Wagen von prachtvoller Arbeit der heimkehrende Aemilius Paullus.

Noch prunkvoller waren die über die Völker des Orients gefeierten Triumphe, bei denen nicht geringere Mengen von Schätzen als Augenweide des Volkes eingebracht wurden und namentlich die fremden Trachten der Aſiaten ein farbenreiches Bild darboten. Mit größter Spannung erwartete man beſonders die beſiegten Fürſten, die wie geſchmückte Schlachttiere unmittelbar vor dem Gefährt des Triumphators einherzogen und an dieſem Tage meiſt zum letzten Male das Sonnenlicht ſchauten. Während ihr Beſieger auf das Kapitol zog, um ſeinen Ruhmeskranz im Tempel des Jupiter niederzulegen, zogen die Gefangenen nur bis auf das Forum. Dann erwartete die geringeren Leute die Sklaverei, eine Anzahl aber von ihnen und den Anführer der Tod aus Henkershand oder ein noch ſchlimmeres Schickſal, die Haft in den grauenvollen, finſteren Kerkern unter der rohen Behandlung entmenſchter Gefängnisknechte. Glücklich der, welcher an der Spitze der Seinen im Kampfe geendet oder durch eigene Hand ſich der Willkür ſeiner gefühlloſen Gegner entzogen hatte! In ſolchem Falle führte man den Toten

wenigſtens im Bilde auf, z. B. Kleopatra mit den Nattern um den Arm, zugleich mit den Darſtellungen oder Modellen feindlicher Waffenplätze. Cäſar ließ ſogar auf einer Tafel die weltberühmten Worte „Veni, vidi, vici“ in mächtigen Lettern vorantragen.

Hinter dem Wagen des purpurgeſchmückten Feldherrn, über deſſen Haupt ein Sklave die goldene Krone hielt, zogen die von ihm befreiten Bürger und ſein ſiegreiches Heer, gleichfalls mit dem Lorbeer geſchmückt, nur Nichtkombattanten trugen den Kranz aus Ölzweigen. In übermütiger Stimmung und der Nachſicht ihres Führers gewiß miſchten die Soldaten in das „Jo triumphe!“ öfters auch derbe Spottlieder auf den Triumphator, unter denen der Vers auf Cäſar:

„Städter, hütet eure Weiber, denn der kahle Buhler kommt!“

noch lange nicht der anſtößigſte war.

An den Aufzug ſchloſſen ſich in der Regel noch weitere Feſtlichkeiten wie Spiele und Volksſpeiſungen. Häufig erhielt auch der heimgekehrte Sieger noch ehrende Beinamen nach dem Schauplatze ſeiner Thaten, wie Africanus, Aſiaticus, Numidicus u. a. m., oder es wurden Bauten zum Andenken des Tages errichtet. Wurde die Ehre des Triumphes darum verweigert, weil die Erfolge des Feldzuges als unbedeutend angeſehen wurden oder der Truppenführer nicht eine ſelbſtändige Stellung bekleidet hatte, ſo beging er den kleinen Triumph, die ſogenannte Ovation — er zog mit der Myrte auf dem Haupte zu Fuß oder zu Pferde in die Stadt ein — oder veranſtaltete auf eigene oder ſeiner Freunde Koſten mit dieſen und ſeinen Soldaten den Triumph auf dem Albanerberge nach dem Tempel des Jupiter Latiaris. Im letzten Jahrhundert v. Chr. ſcheint indes dieſe eigenmächtig begangene Feier, die eine Zeitlang ziemlich gebräuchlich war, in Wegfall gekommen zu ſein.

In der Kaiserzeit mußten sich die siegreichen Feldherren mit den Insignien des Triumphators begnügen.

Außer den glänzenden Festen zu Ehren des Imperators bei seiner Rückkehr aus dem Felde fanden schon während des Krieges Dankfeste statt, wenn auf lorbeerumwundenen Tafeln Siegesbotschaften einliefen. Dann wurden auf Beschluß des Senates für eine Reihe von Tagen Dankgebete angeordnet, deren Dauer sich nach der Bedeutung und Tragweite des errungenen Erfolges richtete, in den letzten Zeiten der Republik bis auf zwanzig Tage ausgedehnt wurde.

XV.

Befestigungen und Belagerungskrieg.

Über das Verfahren der Römer, ihre Städte und eroberten Gebiete dauernd vor Angriffen zu ſchützen, belehrt uns eine Menge von Befeſtigungsüberreſten in Italien wie in allen Gegenden, wo ſie als Eroberer ſich feſtgeſetzt haben. In Frankreich, Deutſchland, Großbritannien, den Alpen- und Donauländern begegnen wir einer Reihe von teilweiſe ſehr gut erhaltenen Bauten von ihrer Hand, deren feſtgefügtes Mauerwerk Jahrtauſende überdauert, vielfach ſogar im Mittelalter als Grundlage für Schlöſſer und Feſtungsanlagen gedient hat und Zeugnis davon ablegt, mit welchem Aufgebot von Mitteln, zugleich auch mit welcher Gründlichkeit die Erbauer verfuhren.

Die älteſten Überbleibſel italiſcher Mauern beſtehen, wie die Königsburgen Griechenlands, aus übereinander getürmten Felsblöcken mit kleineren Geſteinsbrocken zwiſchen den Fugen (Fig. 86), erſt die aus ſpäterer Zeit aus behauenen Quadern (Fig. 87). Seit Servius Tullius ſoll man mit der Anwendung des Mörtels zur Verbindung unbearbeiteter Bruchſtücke oder Backſteine begonnen haben (Fig. 88).

Nicht ſelten auch begegnet man der Herſtellungsweiſe, daß nur die Innen- und Außenſeite der Befeſtigungswerke

maſſiv hergeſtellt, der Zwiſchenraum aber durch Erde oder Gußwerk ausgefüllt wurde. Letzteres beſtand aus einem Gemengſel von Mörtel und kleinem Geſtein und erlangte, wie auch die Erfahrungen der Neuzeit beim Abtragen mittelalterlichen Gemäuers beweiſen, dieſelbe, wo nicht größere Feſtigkeit als die Außenwände.

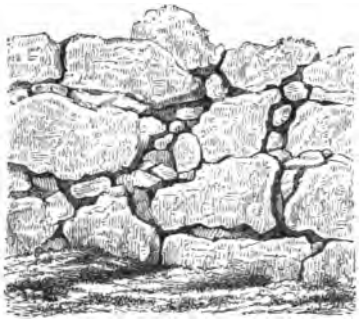


Fig. 86. Kyklopiſche Mauer.

Dann und wann wechſelten Ziegelbau und der ſogenannte Netzverband ab, der darin beſtand, daß man die behauenen Steine in Form von vierſeitigen Prismen derart in den Mörtel einfügte, daß die Anordnung der Fugen in ihrer Geſtalt den Maſchen eines Netzes glich (Fig. 89).

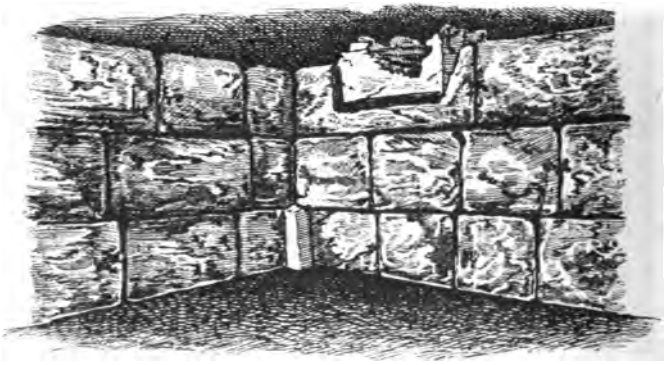


Fig. 87. Quaderbau.

Der Gebrauch dieſer Form ſcheint jedoch erſt in ſpäterer Zeit aufgekommen zu ſein und iſt daher bei Ringmauern ſeltener nachweisbar.

Ein beſonders anſchauliches Bild von Städtebefeſtigungen gewähren die Reſte Pompejis. Hier beſtehen die Mauern aus zwei hinter einander liegenden Steinwänden, der zwiſchen ihnen befindliche Raum aber aus einer Schicht

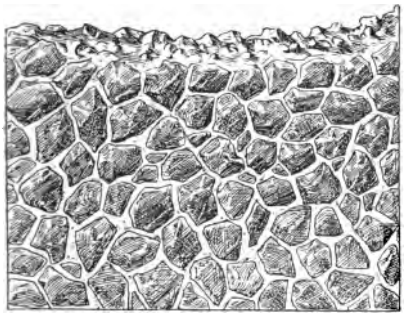


Fig. 88. Mauerwerk aus unbehauenen Bruchſteinen und Mörtel.

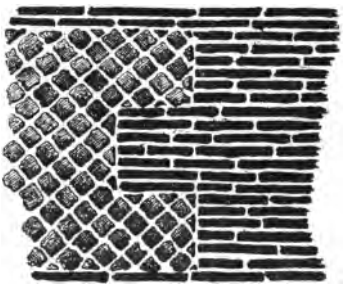


Fig. 89. Netzverband mit Ziegelbau abwechſelnd.

feſtgeſtampfter Erde (Fig. 90). Strebepfeiler ſtützen den Bau von der Rückſeite und greifen auch nach innen in den Damm ein, um ihm größere Feſtigkeit zu geben. Auf der

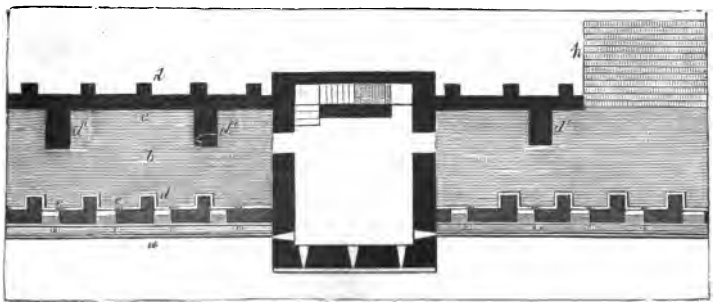


Fig. 90. Grundriſs eines Teiles der Stadtmauer von Pompeji.

Treppe h ſtiegen die Verteidiger von der Stadt herauf. Auf der äußeren Mauer, die niedriger iſt als die innere (Fig. 91 und 92), befinden ſich Bruſtwehren, die ſo angelegt ſind, daß in dem Winkel zur Linken der Verteidiger ſeitwärts Deckung fand und dieſe nur in dem Augenblicke aufzu-

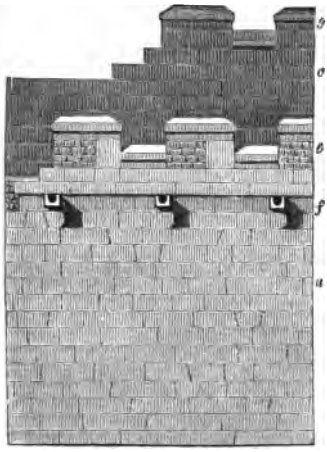


Fig. 91. Anſicht der Stadtmauer von auſsen.

geben brauchte, in dem er das Geſchoß durch die Öffnung hinabſandte (Fig. 93).*)

Der Grundriß der Türme (Fig. 92 u. 94) war viereckig; ſie ragten nicht viel (etwa ſechs Meter) über dem Wallgange in die Höhe und ſtanden mit dieſem durch Seitenthüren in Verbindung. Ihr Inneres zerfiel in drei Stockwerke, durch welche bis auf die Plattform hinauf Treppen führten (Fig. 94:

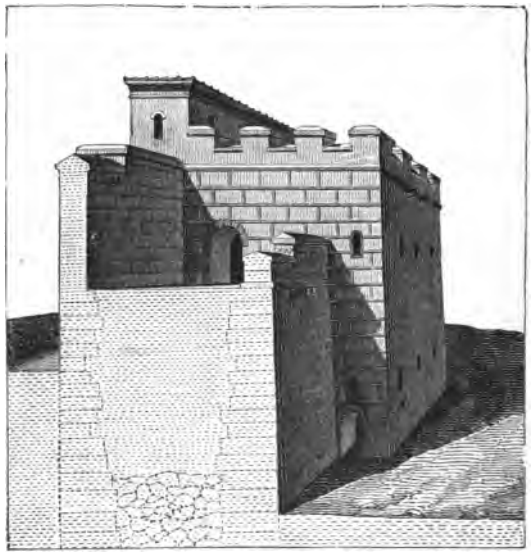


Fig. 92. Durchſchnitt der Stadtmauer zu Pompeji.

*) Fig. 91 verdeutlicht die Anſicht der Stadtmauer von auſsen: a die äuſsere, c die innere Seite, f die Abfluſsröhren des etwas geneigten Wallganges, e die Bruſtwehren der inneren, g die der äuſseren Mauer.

b, b', b''), nach außen waren Schießſcharten durch die Wände gebrochen (c) und am Fuße ein kleines Ausfallpförtchen angelegt.

Das größte der erhaltenen Stadtthore in Pompeji, das herkulaniſche, zerfällt in drei Abteilungen, eine breite mittlere

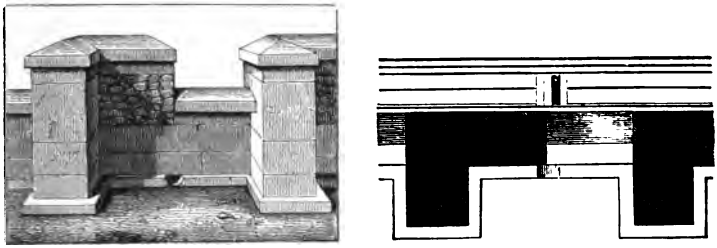


Fig. 93. Bruſtwehr der Stadtmauer von Pompeji.

für den Wagenverkehr, zwei zu beiden Seiten für die Fußgänger. Es lag an einer abgeſtumpften Ecke der Stadtmauer — ſo erklärt ſich der ſtarke Winkel, den dieſe auf dem Plane bildet — und führte hinaus auf die Gräberſtraße, deren Denkmäler zu beiden Seiten des Ausganges unmittelbar angrenzen (Fig. 95).

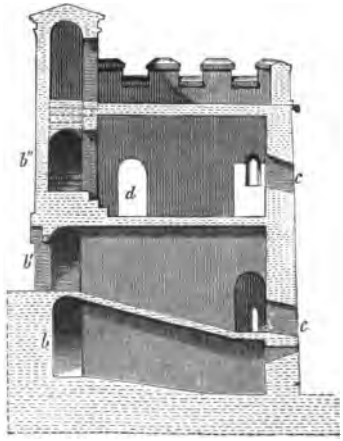


Fig. 94. Durchſchnitt eines Turmes.

Anderwärts legte man die Thore häufig in Türme (Fig. 96) oder zwiſchen zwei derſelben, welche zur Rechten und Linken aus der Mauerlinie vortraten und in ihren Stockwerken den Verteidigern zur wirkſamen Beſchießung des andringenden Feindes genügenden Platz boten. Noch beſſeren Schutz gewährten die Propugnacula oder Thorhöfe, die in ihren

Anfängen bereits in Griechenland nachweisbar sind, aber erst von den Römern zu den wichtigsten Stützpunkten der Befestigungswerke ausgebildet worden sind. Der besterhaltene Bau dieser Art ist die Porta nigra in Trier (Fig. 97). Hier erheben sich über jedem der beiden Eingänge, dem äußeren wie dem inneren, zwei nach vorn und hinten mit Fenstern versehene Galerien, seitwärts dreistöckige Türme, in die gleichfalls nach dem inneren Hofe zu Öffnungen gebrochen waren. Drangen die Belagerer durch die äußere Pforte in den inneren Thorraum, so wur-

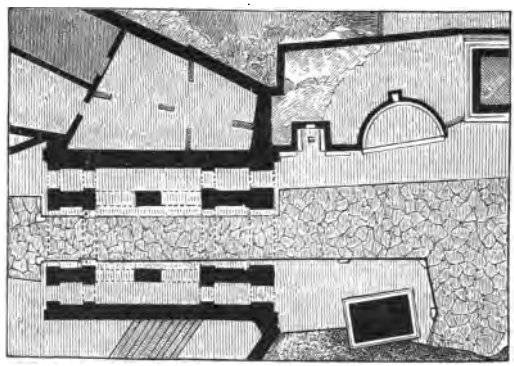


Fig. 95. Plan des Herculaner Thors zu Pompeji.

den sie durch einen vernichtenden Hagel von Geschossen aller Art begrüßt und durch das herabgelassene Fallgatter vom Rückzuge abgeschnitten. An ein Entrinnen konnten sie ebensowenig denken als an Widerstand, da das unterste Stockwerk keine Fenster besaß, und diese erst in einer Höhe von zehn Metern über dem Boden sich befanden. Auch wenn die Feinde auf einer anderen Stelle die Mauern erstiegen hatten, boten jene Propugnacula mit ihren Türmen der Besatzung einen wichtigen Rückzugspunkt, von dem aus man den Wall bestreichen konnte.

Bei anderen Bauten derselben Art ist nur die äußere

Galerie noch erhalten, wie bei der Porte Saint-André zu Autun (Fig. 98) und der Porta Borſari zu Verona (Fig. 99).

Rein militäriſchen Zwecken dienten die Befeſtigungen an den äußerſten Grenzen eroberter Länder, die Kaſtelle. Ihre Beſtimmung war im weſentlichen, die Bewachungsmannſchaften der Grenzwälle zu beherbergen und zu ſchirmen,

Fig. 96. Thor von Volterra.

jener zuſammenhängenden dammartigen, mit Graben und Paliſſaden geſchützten Linien, durch welche den jenſeitigen Barbaren auch äußerlich das Machtgebiet des römiſchen Volkes gekennzeichnet wurde. Es war offenbar unmöglich, ſo ausgedehnte, ganze Gegenden in einer Länge von fünf-

zig und mehr Kilometern abſperrende Befeſtigungen gegen jeden Angriff zu verteidigen, wohl aber beabſichtigte man

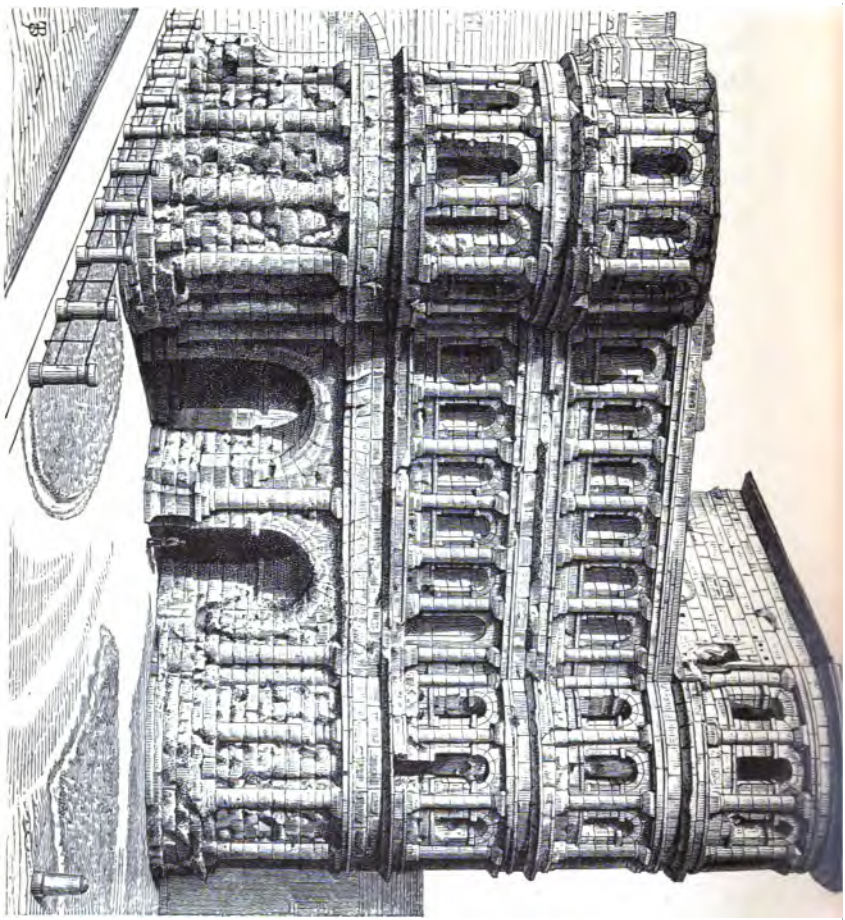


Fig. 97. Porta Nigra zu Trier.

das Herannahen von Feinden rechtzeitig nach den weiter landeinwärts liegenden Waffenplätzen durch Feuerzeichen melden zu können. Die längs des Walles aufgeſtellten

Poſten fanden eine Zufluchtsſtätte bei plötzlichem Überfall in den nahen Kaſtellen, deren Inneres im kleinen die Einrichtung eines Lagers aufweiſt und deren Anlage ſtark genug war, um auf kurze Zeit, bis zum Eintreffen von Verſtärkungen, eine Berennung aushalten zu können. In der Mitte lag die Feldherrnwohnung, ein auf Steinunterbau aufgeführtes Haus, das, auf dauernden Aufenthalt berechnet, in ſeinem Grundriſſe dem der römiſchen Privatwohnungen im ganzen und großen gleichen mochte, daneben ein Exerziergebäude, da namentlich in den nördlichen Ländern das

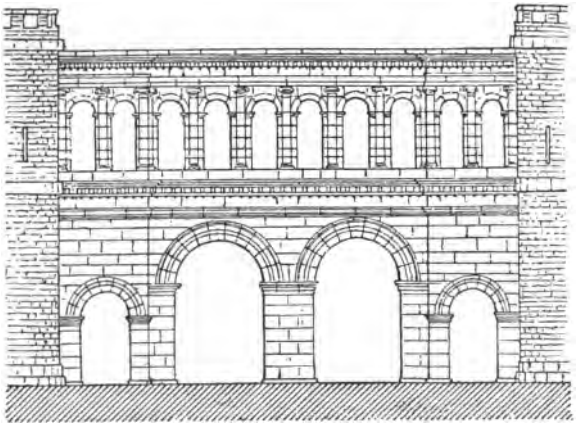


Fig. 98. Porte Saint-André zu Autun (Auguſtodunum).

unbeſtändige Wetter einen großen Teil des Jahres über die Übungen im Freien erſchwerte oder ganz unmöglich machte. Die Soldaten waren in Baracken aus Fachwerk untergebracht, wie in den Winterlagern. Innerhalb wie außerhalb der Verſchanzungen waren Holz- und Futtervorräte aufgeſtapelt und längs des Grenzwalles Beobachtungstürme errichtet, deren Poſten durch brennende Fackeln verdächtige Wahrnehmungen nach dem Kaſtelle zu melden hatten. Um dieſe Alarmzeichen weithin ſichtbar zu machen, wurde zu

beiden Seiten des Dammes ein Streifen Waldes gerodet. Wegen der fortwährenden bedrohlichen Nähe der Feinde galt der Dienst in solchen vorgeschobenen Kastellen als vorzugsweise gefährlich und anstrengend, und die Angabe ist

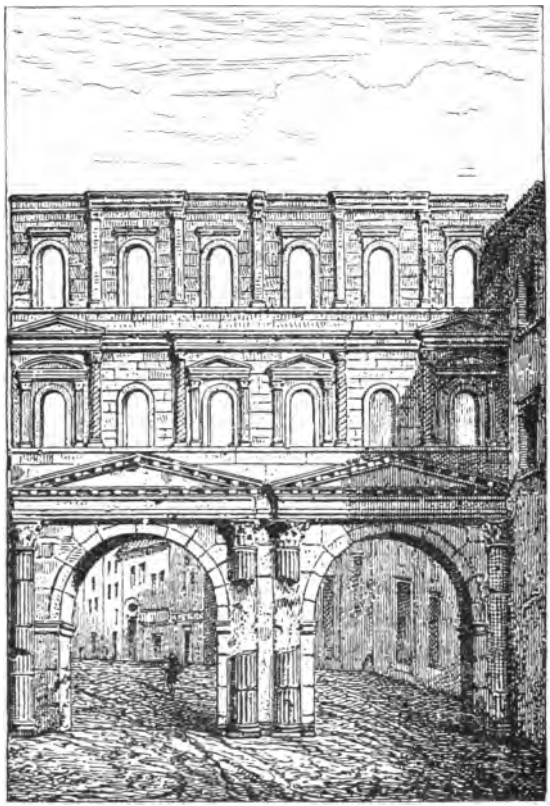


Fig. 99. Porta Borsari zu Verona.

nicht unwahrscheinlich, daß die Berufung eines Offiziers in eine solche Grenzbefestigung öfters als Strafversetzung angesehen wurde.

War das römische Gebiet durch einen hinreichend

breiten und tiefen Waſſerlauf von dem der Nachbarn getrennt, ſo zog ſich die Poſtenlinie mit den Alarmhäuſern längs des Fluſſes oder Stromes hin (Fig. 100). Bisweilen ſicherte man ſich den Übergang durch Anlegung von Brückenköpfen auf dem feindlichen Ufer.

Hand in Hand mit den Maßregeln zur Sicherung der Grenzlande ging die Erweiterung des über alle Provinzen ausgeſpannten Straßennetzes, „ohne das, wie von den Achaemeniden bis hinab auf den Schöpfer der Simplonſtraße die Geſchichte aller Militärſtraßen lehrt, keine militäriſche Hegemonie beſtehen kann.“ Dammartig wie unſere Chauſſeen, mit feſtem Unterbaue und dauerhafter Beſteinung angelegt, bekunden die vielfach noch erhaltenen Wegebauten der Römer, daß das Eroberervolk über die rechten Mittel verfügte, um den Errungenſchaften ſeiner Waffen feſten Beſtand zu ſichern. Selbſt breite Ströme oder weite Flußthäler waren kein unüberwindliches Hindernis; mit einer Brücke von zwanzig ſtarken, ſteinernen Pfeilerpaaren überſpannte Trajan die Donau (Fig. 101); ebenſo bewundernswert und großartig iſt die Anlage der Brücke und Waſſerleitung bei Nîmes in Südfrankreich. In Alpenpäſſen wie in ſumpfigen Niederungen wußte man mit gleicher Umſicht den Schwierigkeiten zu begegnen, ſelbſt zu Tunnelbauten entſchloß man ſich, wenn kein anderer Ausweg ausfindig gemacht werden konnte.

Alle Heerſtraßen wurden, wenigſtens zur Kaiſerzeit, auf Karten eingezeichnet, welche den Feldherren auf ihren Zügen über die zurückzulegenden Strecken, über die zweckmäßige Bemeſſung der Märſche und über die Lage der Magazine für Lebensmittel und Kleidungsſtücke die nötigen Aufſchlüſſe geben konnten. In den Niederlagen für Heereszwecke (mansiones) fand der Reiſende zugleich Nachtquartier und friſche Pferde, ſelbſt ziemlich große Truppenabteilungen genügende Vorkehrungen für ihr Unterkommen.

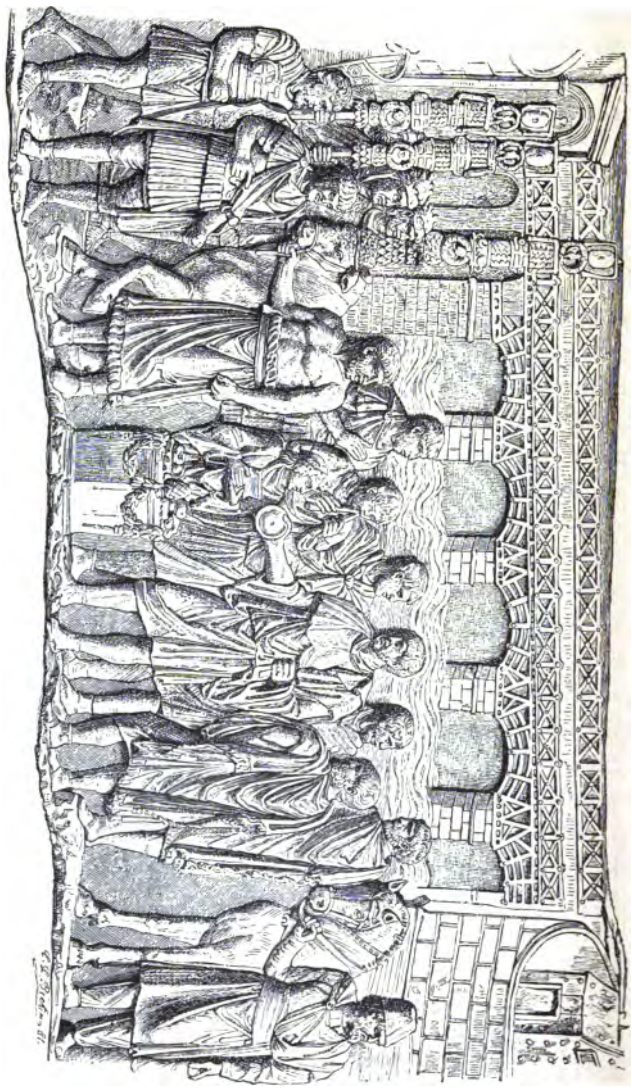


Fig. 102. Opfer des Kaisers an der Donaubrücke. Von der Trajanssäule.

Zugleich dienten jene Halteſtellen mit den zwiſchen ihnen gelegenen kleinern Poſtſtationen (mutationes) zum Wechſel der Beſpannung den Zwecken des Nachrichtendienſtes, durch welchen mit großer Schnelligkeit teils optiſche Zeichen, teils mündliche oder ſchriftliche Nachrichten weiter befördert wurden. Einen vorläufigen Schutz in Gefahren gewährten, wie an den Grenzwällen, kleine, längs der Straßen erbaute Kaſtelle mit Beobachtungstürmen und breitem, tiefem Graben um die Außenmauern.

So trefflich es die Römer verſtanden, ihre Städte und Bollwerke zu ſchützen, ſo vielſeitig erwieſen ſie ſich auch in der Wahl der Mittel, wenn es galt, die ſtarken Burgen ihrer Gegner zu brechen. Im Anfange zwar leiſteten ſie im Belagerungskriege nichts Nennenswertes. Das beweiſen die langjährigen Anſtrengungen, ehe es ihnen gelang, die Etruskerſtadt Veji zu Falle zu bringen, und das Fehlen von Sturmgerät außer den Leitern zum Erſteigen der Mauern oder Baumſtämmen zum Einſtoßen der Thore. Früheſtens ſeit dem Kampfe gegen Pyrrhus lernte man die Werkzeuge kennen, welche in Griechenland zur Zeit der Diadochen ihre höchſte Vervollkommnung erfahren hatten. Von dieſer Zeit an verfügte auch Rom über einen ſo reichhaltigen Belagerungspark von Breſchhütten und Laufgängen, Mauerbrechern und Geſchützen, daß es ſich an die ſchwierigſten Aufgaben wagen konnte und ſogar den Widerſtand des mächtigen Syrakus bemeiſterte, trotz der zahlreichen Beſatzung und der gewaltigen Mauern, trotz der mannigfachen Gegenanſtalten, welche die Wiſſenſchaft des Archimedes im Dienſte der Vaterlandsverteidigung zu erſinnen wußte.

Um die Übergabe einer feſten Stadt zu erzwingen, verfuhren die Römer auf doppelte Weiſe: entweder ſchloß man ſie von allen Zugängen ab und wartete, bis der Mangel an den notwendigſten Lebensmitteln, namentlich an Waſſer, zur Ergebung drängte oder man verſchritt zum Sturman-

griff. Bot ſich die Möglichkeit ſchwache Befeſtigungen mit geringer Beſatzung zu überrumpeln, ſo rückte man gleich beim Eintreffen vor dem feindlichen Orte unter dem Schutze der feſt an einander geſchloſſenen Schilde bis an die Mauern

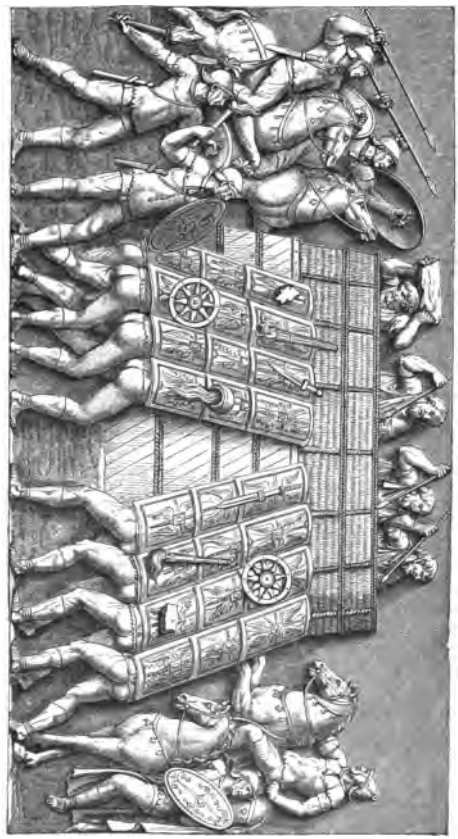


Fig. 102. Angriff auf eine germaniſche Befeſtigung. Von der Marc Aurelsſäule.

heran (Fig. 102). Waren dieſe niedrig, ſo ſtiegen andere Krieger auf das von ihren Gefährten gebildete Dach und erklommen die Wälle, während die Verteidiger auf denſelben durch Schleuderer und Bogenſchützen ſtark beſchoſſen

Fig. 103. Erſtürmung der daciſchen Hauptſ

adt. Relief der Trajansſäule. Zu Seite 205.

rden (
möglic
r Bela
ore.
Glü
rennu
zu bil
n ein
d Tü
ser K
r Tra
ebote
iche
n Da
tadt
Luten
Werk
ührte
deckt
häufig
Verfü
volle
entst
zu v
in
krö
ten
gra
glei
sch
lan
ha
an
T

wurden (Fig. 103). Höhere Mauern erſtieg man auf Leitern, womöglich an einer Stelle, von welcher die Aufmerkſamkeit der Belagerten abgelenkt war, und öffnete von innen die Thore.

Glückte der Überfall nicht, ſo begann die regelrechte Berennung und der Bau der Angriffswerke. Die Einleitung dazu bildete das Aufwerfen eines Walles aus Erde, welcher, um einem Ausfalle zu begegnen, raſch mit Geſchützen und Türmen beſetzt wurde. Die Entfernung, in welcher dieſer Kreis um die Stadt gezogen wurde, bemaſs ſich nach der Tragweite der Waffen, welche den Eingeſchloſſenen zu Gebote ſtanden, da man es vermied, im nächſten Schußbereiche des Gegners mit dem Baue zu beginnen. Dann wurde ein Damm aus Erde oder Baumſtämmen nach der feindlichen Stadt zu errichtet, den man, geſchützt durch Wände von Rutengeflecht, allmählich bis in die Nähe der anzugreifenden Werke und in gleicher Höhe mit deren Bruſtwehren heranführte. Nach dem rückwärts liegenden Lager wurden bedeckte Gänge (vineae, Weinlauben) angelegt, unter denen häufig auch gefechtsbereite Abteilungen gegen Ausfälle zur Verfügung gehalten wurden. Waren dieſe Vorbereitungen vollendet, die Belagerten aber noch nicht durch die ſchnell entſtandenen Bauten der Römer mutlos geworden, ſondern zu weiterer Gegenwehr entſchloſſen, ſo trat das Sturmgerät in Thätigkeit. Die Mannſchaften unter den Schüttſchildkröten füllten den Graben vor den Wällen aus; dann rückten die Minierhütten vor, unter deren Schutze an der Untergrabung und Anbohrung des Gemäuers gearbeitet wurde; gleichzeitig dröhnten die Sturmböcke mit ihren eiſenbeſchlagenen Köpfen gegen das Geſtein; ſtarke Sicheln an langen Stangen, etwa von der Form der heutigen Feuerhaken, riſſen die Zinnen herab; aus den mehrſtöckigen, bis an den vorderſten Rand des Dammes vorgeſchobenen Türmen ergoß ſich ein dichter Hagel von Geſchoſſen und

lichtete die Reihen der Verteidiger auf dem Wallgange. Aber auch dieſe blieben währenddem nicht müßig. Sie wälzten mächtige Steinblöcke herab, um das Dach und Gebälk der Breſchhütten zu zerſchmettern, ſchütteten auf dieſelben geſchmolzenes Blei und brennbare Flüſſigkeiten herab und entzündeten ſie durch Brandpfeile; ſie fingen den Kopf des Mauerbrechers in Schlingen, zogen ihn in die Höhe und machten ſo die Stöße wirkungslos; war beim Belagerungsdamme viel Holz verwendet worden, ſo ſuchte man ihn durch Feuer zu zerſtören; angelegte Leitern warf man um, ergriff die Stürmenden mit Zangen und zog ſie mittelſt einer Winde herauf in die Stadt. Außerdem war man unabläſſig bemüht die entſtandenen Schäden an den Befeſtigungen auszubeſſern, hinter den Breſchen neue Mauern eilig aufzuführen und die Wirkung der Stöße des Widders durch Polſterung mit Kiſſen abzuſchwächen u. a. m.

Erlahmte der Widerſtand der Verteidiger an einer Stelle, ſo wurden aus den Türmen der Belagerer Fallbrücken herabgelaſſen, über welche ſie in die feindliche Stadt hinübereilten, die Thore öffneten und in unbarmherzigem Morden weiter vordrangen, bis die waffenfähige Bevölkerung aufgerieben und das Zeichen zum Plündern gegeben wurde. Was von der Einwohnerſchaft übrig geblieben war, wurde im ganzen an die Sklavenhändler verkauft, die, wie die Aasgeier die Karawanen, die Heere der Eroberer begleiteten. Denn ſobald die Belagerten durch Verweigerung der Übergabe die Römer zur Errichtung ihrer Belagerungswerke und zum Sturmangriffe gezwungen hatten, verloren ſie jeden Anſpruch auf Schonung.

Bisweilen kam es auch vor, daß das Einſchließungsheer durch eine zum Entſatze herbeieilende Streitmacht im Rücken bedroht wurde und nach zwei Seiten zugleich Front zu machen hatte. In ſolcher Lage mußte außer dem gegen die Stadt errichteten Walle, der Contravallationslinie, noch

ein zweiter zum Schutze des eigenen Lagers aufgeworfen werden, die Circumvallationslinie. So mußte ſich Cäſar mit ſeinen Truppen vor Aleſia ſichern, wo er in der Feſtung ein Heer von achtzigtauſend Mann zu Fuß und fünfzehntauſend Reitern feſthielt, während das Aufgebot des keltiſchen Landſturmes in einer Stärke von angeblich zweihundertfünfzigtauſend Fußkämpfern und achttauſend Berittenen gegen die Belagerer im Anmarſche war.

Die Anordnungen, welche Cäſar in ſolcher Bedrängnis zum Schutze ſeiner Stellung traf, ſprechen ebenſo für die Zähigkeit der Römer in der Ausführung ihrer Beſchlüſſe und der Bekämpfung von Schwierigkeiten, wie für ihre Findigkeit ſelbſt mit einfachen Mitteln bedeutende Erfolge zu erzielen.

Parallel mit der Einſchließungslinie, vor welcher tiefe Gräben gezogen und durch Kanäle vom nahen Flüßchen aus unter Waſſer geſetzt wurden, legte der Belagerer in einem Umkreiſe von ungefähr zwei und einer halben Stunde einen Außenwall an, auf dem in Zwiſchenräumen von achtzig Fuß Türme erbaut wurden. Der vorderſte Rand derſelben erhielt Bruſtwehren von ſtarkem Geflecht mit feſten ſcharfen Spitzen nach oben; die ſteile Böſchung wurde durch äſtige Baumwipfel (cervi, Hirſchgeweihe) beſetzt, deren Zweige zu einem dichten, ſchwer zu durchdringenden Verhau verſchlungen und verbunden wurden. Davor wurden in ſchachbrettartiger Anordnung trichterförmige Fallgruben mit einem ſpitzen Pfahl in der Mitte ausgeworfen, die der Blüte einer Lilie mit dem emporſtehenden Piſtill ähnelten und nach dieſer Blume benannt wurden, dann Reiſig loſe darüber gedeckt; weiter nach außen wurden Hölzer mit eiſernem Widerhaken derartig in die Erde geſenkt, daß nur die Spitzen aus dem Boden hervorragten, und gleichfalls durch Raſen oder Heidekraut leicht verkleidet.

Dieſen umfaſſenden und mühevollen Vorbereitungen

XVI.

Flotte und Geschütze der Römer.

Weder im Seewesen noch im Geschützbau haben die Römer die Kriegführung des Altertums durch nennenswerte Erfindungen bereichert, sondern sich nur angeeignet, was ihre geistig höher entwickelten Nachbarn erdacht und vervollkommnet hatten. Im ersten punischen Kriege mußten für die Überfahrt des Heeres nach Sicilien die unteritalischen Seestädte die Transportmittel stellen, und als man den Mangel einer Flotte zum Schutze der italischen Küste gegen die zur See mächtigen Karthager dringend empfand und auf Abhilfe sann, mußte ein gestrandeter Fünfruderer der Feinde zum Vorbilde beim Baue der Schlachtschiffe dienen. Zwar wurde nun mit der Gründung einer Flotte unverweilt vorgegangen und in kurzer Zeit hundert Penteren und zwanzig Trieren gezimmert, aber es fehlte an seetüchtigen Leuten, welche in der Ausführung rascher Wendungen und Bewegungen es mit den geschulten Mannschaften des Gegners hätten aufnehmen können. Damals, wie zu jeder Zeit, fühlte sich der römische Krieger auf dem Wasser höchst unbehaglich, weil die Tapferkeit des einzelnen Mannes nicht zur Geltung kommen konnte. Hohe Ehre brachte es daher dem Duilius ein, als er durch Ein-

führung der Enterbrücken, mittelſt deren man auf das feindliche Verdeck hinüberſpringen und mit blanker Waffe die Entſcheidung herbeiführen konnte, ſeinen Landsleuten Gelegenheit gab ihre Tüchtigkeit im Nahkampfe zu bewähren und zu verwerten. Der neuen Erfindung dankten die Römer den Sieg bei Mylae; aber noch manches Mal mußten ſie ſchweres Lehrgeld zahlen, noch manche rieſige Flotte mußte unter faſt unerſchwinglichen Opfern ausgerüſtet werden, ehe es gelang, des Gegners Herr zu werden. Im Verlaufe des ganzen Krieges büßten ſie nicht weniger als ſiebenhundert Schiffe in den Seetreffen ein, die Karthager nur gegen fünfhundert. Was für Verluſte an Menſchenleben dieſe Summen bedeuten, ergiebt ſich daraus, daß ſich an Bord jedes Fünfruderers ohne die bewaffneten Krieger allein dreihundert Mann als Ruderer befanden, die in der Mehrzahl das Schickſal ihres Fahrzeuges teilten, mit dieſem untergingen oder in die Hände der Feinde fielen.

Zu keiner Zeit des Altertums war aber auch nach der Ausſage des Polybios eine ähnliche Kraftentfaltung im Seekriege zwiſchen zwei Gegnern erlebt worden. Auch Rom hat nie ſpäter ſolche Streitkräfte zu Waſſer aufgeboten, wie in ſeinem erſten Waffengange mit den Puniern. Seine unter bedeutenden Opfern geſchaffene Flotte verfiel; im hannibaliſchen Kriege geſchieht ihres Auftretens im Kampfe nirgends Erwähnung; vollends als im Weſtbecken des Mittelmeeres kein gefährlicher Nebenbuhler mehr zu fürchten war, beſtand ſie vorwiegend nur aus Transportſchiffen zur Beförderung der Truppen auf überſeeiſche Kriegsſchauplätze. Die nötigen Matroſen und Offiziere ſtellten die Bewohner der Seeſtädte, die Socii navales; als Ruderer dienten Freigelaſſene und Sklaven. Nur dadurch iſt es begreiflich, daß das Treiben der Seeräuber ſich in ſo bedrohlicher Ausdehnung entwickeln konnte, wie es in den erſten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts v. Chr. der Fall war. Mit uner-

hörter Dreistigkeit spielten sich die Piraten als unumschränkte Gebieter zur See auf: sie drangen plündernd bis in die Nähe der weltgebietenden Hauptstadt und machten den Aufenthalt in den Landhäusern der Umgebung unsicher; sie fuhren ungescheut in den Häfen umher, wie der cilicische Freibeuter Herakleo vor den Augen des römischen Statthalters zu Syrakus, und brachten durch Wegnahme der Getreidesendungen sogar Hungersnot über Rom. Erst als Pompejus vom Senate sehr ansehnliche Summen zur Verfügung gestellt bekam, um eine seetüchtige Flotte zu gründen, und mit nie dagewesenen Machtbefugnissen, der Oberhoheit über alle Küsten bis zehn Meilen landeinwärts, ausgestattet wurde, konnte er der Plage dauernd steuern.

Seitdem ist Roms Seemacht nie wieder zu solcher Bedeutungslosigkeit herabgesunken wie in der Zeit vom ersten punischen bis zum Seeräuberkriege. Während des zweiten Triumvirats wurde eine stattliche Flotte ausgesandt, um dem gewaltthätigen Treiben des Sextus Pompejus als Freibeuter auf dem tyrrhenischen Meere ein Ende zu machen, was Agrippa, dem Admiral des Oktavian, nach erbittertem Kampfe durch seinen Sieg bei Naulochos gelang. Auch in der Schlacht bei Aktium standen beide Gegner mit sehr ansehnlichen Flotten einander gegenüber. Antonius mit Acht- und Zehnruderern, deren Verdecke Türme voll Wurfmaschinen und Schützen trugen, Oktavian mit leichten, beweglichen Fahrzeugen, wie sie die Liburner, ein Küstenvolk Illyriens, für ihre Raubfahrten erfunden hatten. Diese flinken Zweiruderer erwiesen sich aber den ungefügen Riesenbauten, die viel zu schwerfällig waren, um rasche Stöße mit ihrer Ramme auszuführen, weit überlegen und entschieden den Sieg zu Gunsten des Oktavian.

In der Kaiserzeit dienten die Flotten zur Sicherung des Verkehrs auf dem Mittelmeere und auf den größeren Strömen. Bereits unter Augustus waren in Misenum und

Ravenna Geſchwader ſtationiert, ſpäter auch in anderen wichtigen Häfen, wie in Aquileja, Trapezunt, Seleucia, Alexandria und anderwärts, ebenſo auf dem Rheine, der Donau, dem Euphrat, ſogar auf Binnengewäſſern, wie dem Komer und Neuenburger See. Auf den Flüſſen waren die Fahrzeuge begreiflicher Weiſe weſentlich kleiner als die, welche zum Dienſte auf hoher See beſtimmt waren. Aber auch unter letzteren waren größere Schiffe als Dreiruderer nur in verhältnismäßig geringer Anzahl vertreten, am häufigſten die zweirudrigen Liburniſchen, ſo häufig, daß ſpäter alle Kriegsſchiffe ohne Unterſchied mit dieſem Namen bezeichnet werden. Im allgemeinen hielt man ſich beim Baue derſelben an die bei den Griechen und den übrigen ſeefahrenden Nationen des Altertums ausgebildeten Formen und wich erſt ſpäter inſofern ab, als über dem Hauptſegel am großen Maſte noch ein zweites, das Supparum, angebracht wurde.

Seit in der Kaiſerzeit die römiſche Seemacht eine ſo eingreifende Neugeſtaltung erfahren hatte, wurden auch die Dienſtverhältniſſe und die Stellung der Offiziere und Mannſchaften bei der Marine auf das genaueſte geregelt. Während in der Republik eine beſondere Flottenanführerſtelle nicht vorhanden iſt und mit dem Oberbefehl bald die Konſuln, bald die Prätoren oder Legaten betraut ſind, werden ſchon unter Auguſtus, der wie alle ſpäteren Regenten als oberſter Kriegsherr über alle Streitkräfte zu Land und zu Waſſer gebot, zwei Admirale (praefecti) nebſt ihren Stellvertretern (subpraefecti) für die beiden Haupthäfen in Miſenum und Ravenna ernannt, ſowie Befehlshaber für die kleineren Geſchwader. Zu dieſen Stellen gelangten oft Offiziere der Landarmee, meiſt ritterlichen Standes. Unter ihnen ſtanden die Kapitäne der einzelnen Schiffe mit ihren Unterbeamten, deren Zahl ziemlich beträchtlich war, ſowie die Vorſteher der Werften und Arſenale mit ihren Arbeitern. Wie in früherer Zeit beſtand die Bemannung der Fahrzeuge aus

Leuten des niedrigsten Standes, meist Freigelassenen und Fremden, die erst durch lange sechsundzwanzigjährige Dienstzeit sich das Bürgerrecht verdienen mußten, welches ihnen bei ehrenvoller Entlassung häufig verliehen wurde. Da sie mit Schwert und Lanze bewaffnet waren, fanden sie später auch nicht selten beim Landkriege Verwendung, wurden aber meist zu den niedrigsten Dienstleistungen befohlen und von den Legionaren als nicht ebenbürtig angesehen.

So wenig bei einer Darstellung des römischen Seewesens Veranlassung vorliegt, auf die Einzelheiten in der Bauart der Schiffe näher einzugehen, ebenso kann bei einer Schilderung der römischen Geschütze davon Abstand genommen werden, deren Zusammensetzung ausführlich zu erörtern. Die „Ballistae" und „Catapultae" unterschieden sich nur durch den Namen von den Palintona und Euthytona der Griechen, nicht in der Konstruktion, den Größenverhältnissen und der Gebrauchsweise, und wurden in den Feldzügen zu Land und zu Wasser in ebenso ansehnlicher Zahl mitgeführt, als es seit dem vierten Jahrhundert in Hellas geschehen war. Wie dort beschränkte sich auch in der Kriegführung der Römer die Verwendung der Wurfmaschinen anfangs auf den Festungs- und Seekrieg. Auch wenn man im Feldlager sich auf dauernde Verteidigung gegen feindliche Angriffe einzurichten hatte, wurden Wall, Türme und Bastionen mit Geschützen besetzt. So verfährt Cäsar wiederholt. Ob jedoch schon von ihm eine regelmäßige Zuteilung von Katapulten oder ihrer etwas kleineren Abart, der Skorpione, an die einzelnen Truppenverbände eingerichtet worden ist, wie neuerdings gemutmaßt wird, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Sicher aber ist es, daß er nur in festen Stellungen Geschütze in Thätigkeit setzt, niemals sie in die Schlacht nachführt. Erst im zweiten Jahrhundert, als jede Legion über eigene Artillerie verfügte, erhielt diese für den Kampf im freien Felde ihre Bespannung und wurde auf

Wagen befördert. Im Gefechte fuhr ſie hinter der Linie auf und konnte infolge ihres erhöhten Standes über das vorgehende Fußvolk weg ihre Geſchoſſe in die Reihen des Gegners ſenden. Unter den fahrbaren Geſchützen jener Zeit wird auch der Onager aufgeführt, deſſen Erfindung allem Anſcheine nach den Römern zuzuſchreiben iſt, eine Wurfmaſchine, die ihren Namen „Waldeſel“ davon empfangen haben ſoll, daß ſie, wie die Waldeſel mit den Hinterfüßen, Steine im Bogen gegen den Feind ſchleuderte (Fig. 104). Sie hatte nur einen horizontal liegenden Spannkaſten und bloß einen Arm, der in Ruhe ſenkrecht emporſtand, beim Spannen zurückgezogen wurde und an ſeinem freien Ende eine löffelartige Vertiefung oder eine Schleudervorrichtung zur Aufnahme des Geſchoſſes erhielt. War er bis auf den Boden zurückgewunden und mit der Ladung beſchwert, ſo wurde der Haken, an welchem der Arm zurückgehalten wurde, losgeſchlagen; indem letzterer dann gegen ein vor der Maſchine angebrachtes Hindernis, eine gepolſterte Wand aus Gebälk, Raſen oder Ziegeln, beim Zurückſchnellen antraf, ſchleuderte er die Wurfmaſſe in weitem Bogen fort.

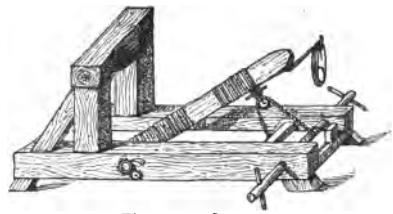


Fig. 104. Onager.

Aus der Zeit nach Konſtantin iſt uns noch die Schilderung der ſogenannten Blitzballiſte erhalten, deren Wirkung alles bisher Dageweſene übertroffen haben ſoll — wenigſtens nach der überſchwenglichen Ausdrucksweiſe der Schriftſteller. Soviel aus der etwas unklaren Beſchreibung hervorgeht, ſcheint es ſich um ein Geſchütz zu handeln, das einer großen Armbruſt vergleichbar nicht mehr durch die Torſion der Spannerven, ſondern mittelſt eines großen, mühſam aufzuziehenden eiſernen Bogens das Geſchoß entſandte.

XVII.

Die wichtigsten Feinde Roms: Karthager, Kelten und Germanen.

Die erſte Macht, gegen welche Rom bei ſeinem Emporſtreben zum Weltreiche außerhalb Italiens in die Schranken trat, zugleich aber auch ſein gefährlichſter Gegner war Karthago. Die Kämpfe mit den Puniern waren die harte Schule, in welcher das künftige Herrſchervolk ſeine Zähigkeit im Widerſtande, ſeine in allen Bevölkerungsſchichten unterſchiedslos ſich bethätigende Opferfreudigkeit, nicht zum wenigſten die Vortrefflichkeit ſeiner Wehrgeſetzgebung und die Feſtigkeit ſeines Staatsgebäudes aufs glänzendſte bewährte. Trotz aller ihrer Reichtümer mußte die ſemitiſche Handelsſtadt den römiſchen Bürgerlegionen und dem alle Stürme überdauernden Verbande der latiniſchen Eidgenoſſenſchaft unterliegen. Sie hatte ſolchen Kräften nichts Gleiches gegenüberzuſtellen; vor allem fehlte es an einem durch Aufgebot der wehrfähigen Städter gebildeten Heere. Nur während der Kämpfe des fünften Jahrhunderts auf Sicilien ziehen die Karthager ſelbſt noch ins Feld; auch im vierten Jahrhundert wird in den Kriegen gegen Syrakus wiederholt noch einer heiligen Schar, einer Kerntruppe von zweitauſendfünfhundert Bürgern gedacht; in ſpäterer Zeit jedoch zog

man es vor, die Heere ganz aus Fremden zu bilden*). Die Fortführung der Handelsgeſchäfte, welche durch Einberufung der Männer zum Waffendienſte empfindliche Unterbrechungen erlitten hätte, ſtellte dem Staate genügende Mittel zur Verfügung, um der Beteiligung der Städter bei ſeinen Feldzügen entraten zu können. Waren die Scharen der Numidier und der Einwohner in den unterworfenen Küſtenſtädten, der Libyphöniker, nicht ausreichend, ſo wurden Söldner angeworben, nicht allein an den Weſtküſten des Mittelmeeres, in Ligurien, Gallien, Spanien und auf den Balearen, ſondern auch in Unter- und Mittelitalien ſowie in Griechenland. Wie wenig ſolchen Truppen zu trauen war, hat die Erfahrung wiederholt gelehrt; mehr als einmal hat Karthago „ſeine bezahlten Knechte gefährlicher erfunden als ſeine Feinde.“ Die Bewaffnung der Mietſoldaten wie der afrikaniſchen Eingeborenen konnte übrigens mit der des römiſchen Legionars einen Vergleich nicht aushalten. Das erkannte auch Hannibal, der nach ſeinen erſten Siegen die Rüſtungen der gefallenen Feinde ſeinen Leuten anzulegen befahl. Vorzüglich brauchbar und den Italikern weit überlegen waren dagegen die numidiſchen Wüſtenreiter; ihnen verdankte der große puniſche Feldherr die meiſten und glänzendſten ſeiner Siege.

Solche Erfolge waren aber mehr als in jedem anderen Staate von der Begabung und den perſönlichen Eigenſchaften des Anführers abhängig. Nur wenn er ein Meiſter der Kriegskunſt war und durch ſein eigenes Beiſpiel wie durch Geſchick im Verkehr mit ſeinen Untergebenen deren Anhänglichkeit dauernd zu gewinnen verſtand, konnte er mit Zuverſicht in jeder Lage auf ſeine Streitmacht bauen. Derartige Genies beſaß Karthago jahrhundertelang in dem

*) Über die Einteilung der karthagiſchen Heere läſst ſich aus den Berichten der alten Schriftſteller etwas Zuverläſſiges nicht ermitteln.

ruhmreichen Hauſe der Barkas, das der Vaterſtadt eine Reihe ihrer befähigtſten Vorkämpfer ſtellte, trotzdem aber die Zielſcheibe unausgeſetzter Anfeindungen für die Krämerpartei unter den eigenen Mitbürgern wurde, welcher der Krieg eine unangenehme Unterbrechung der Geſchäfte bedeutete und jedes Opfer für die nachdrückliche Unterſtützung der Heere im Felde zu hoch erſchien.

Allen Puniern aber ohne Unterſchied war der Raſſenhaß gemeinſam, der unverkennbar ihnen ihr Verhalten gegen die Feinde diktierte. „Puniſche Treuloſigkeit“ war berüchtigt im Altertume, ebenſo die Grauſamkeiten, deren ſich der Beſiegte von den unbarmherzigen Gegnern zu verſehen hatte. Im Kampfe mit ihnen wurde meiſt weder Pardon gegeben noch genommen. Darum endet in den Zeiten, als karthagiſche Bürgerheere noch ſelbſt die Schlachten ſchlugen, jedes Zuſammentreffen mit ihnen unter furchtbaren, kaum glaublichen Verluſten, ihr ſiegreiches Eindringen in eine eroberte Stadt mit entſetzlichem Blutbade der Bevölkerung; nur die Tempel werden verſchont, nicht aus Ehrfurcht vor den geweihten Stätten, ſondern aus Habſucht, weil die reichen Schätze der Gottheiten unverſehrt in die Hände der Sieger fallen ſollten.

Nur bei beſonders gnädigen Anwandlungen oder wenn man ſelbſt Landsleute zurückzutauſchen beabſichtigte, begnadigte man die Gefangenen zu Plantagenbau auf den afrikaniſchen Landgütern. In der Regel verfuhr man mit ihnen weit erbarmungsloſer. Wenn auch der Bericht von den Martern, unter denen Regulus geendet haben ſoll, auf römiſchen Erdichtungen beruht, ſo iſt doch bezeugt, daß die Karthager Gefangene vor die Katapulten banden und durch deren Schüſſe töteten, oder Landsleute zwangen mit einander auf Tod und Leben zu kämpfen, mindeſtens aber jeden waffenfähigen Mann durch Abhauung der rechten Hand für immer zum Kriegsdienſte unbrauchbar machten.

Selbſt Bemannungen neutraler Schiffe erlitten dieſelbe Verſtümmelung. „Denn“, ſagt Diodor, „die Karthager ſchließen ſich gegen jede Gemeinſchaft mit anderen Völkern ab und halten alle für Feinde.“ Darum trauten ſie auch nicht den eigenen Unterthanen, den Bewohnern der unterworfenen Städte an der Küſte. Keine Linie befeſtigter Plätze wehrte dort dem Einfalle eines Feindes; nur für die Befeſtigung und Wehrhaftmachung der Hauptſtadt wurde aufgeboten, was Geld und Kunſt vermochten. Eine großartige Hafenanlage bot einer Flotte von über zweihundert Schiffen ausreichenden Platz, ungeheure Vorräte von Kriegsbedürfniſſen aller Art lagerten in den Arſenalen — vor dem dritten puniſchen Kriege allein zweitauſend Geſchütze und die zehnfache Zahl von Rüſtungen; in den Kaſematten der rieſigen Stadtmauern waren Wohnungen für zwanzigtauſend Krieger und Stallungen für dreihundert Elefanten, die mit den puniſchen Heeren meiſt in beträchtlicher Zahl zu Felde zogen, und, wenn ſie ſcheu geworden den eigenen Reihen Gefahr drohten, durch einen tödlichen Meißelſchlag zwiſchen die Nackenwirbel von ihrem Kornak unſchädlich gemacht wurden.

Auch für die Verpflegung der Truppen bargen zahlreiche Speicher die nötigen Getreidemaſſen; es wird der karthagiſchen Kriegsführung ſelbſt von den Gegnern nachgerühmt, daß jederzeit die ausrückenden Heere reichlich mit Proviant verſehen geweſen ſeien.

Am umfaſſendſten aber wurde für die Bedürfniſſe des Seekrieges Sorge getragen. Die puniſchen Flotten ſtanden im erſten Kriege mit Rom denen des Gegners an Zahl nicht nach und waren lange Zeit durch die Geübtheit ihrer Mannſchaften unbeſtritten überlegen. Sie beſtanden meiſt in Vier- oder Fünfruderern; Schiffe von noch mehr Reihen aber wurden in richtiger Erkenntnis ihres Unwertes und ihrer Schwerfälligkeit im Gefechte nicht hergeſtellt. Neben den großen, für die Schlacht beſtimmten Fahrzeugen zählte die

Flotte auch Schnellſegler, die im Dienſte des Höchſtkommandierenden zu Wacht- oder Botendienſten beſtimmt waren. Ein ſolches flinkes Schiff foppte die Römer vor Lilybaeum lange Zeit und lief, ohne daß dieſe es wehren konnten, unbehelligt von ihrem Geſchwader im Hafen aus und ein. Erſt mit Hilfe eines anderen erbeuteten karthagiſchen Vierruderers gelang es, den verwegenen Blockadebrecher unſchädlich zu machen, der nunmehr den neuen Beſitzern treffliche Dienſte leiſtete und beim Baue neuer Schiffe als Vorbild diente.

Ein Staat, der wie Karthago im Beſitze reicher Hilfsquellen ſo trefflich ſich zum Kriege rüſtete, dieſen zum großen Teile aus den Tributen der Numidier beſtreiten und mit fremden Mietstruppen ohne erhebliche Einbuße an Mitbürgern führen konnte, bedeutete während ſeines Beſtehens eine dauernde Gefahr für Rom. Das erkannte man deutlich, als der zu Boden geworfene, durch den Verluſt ſeiner auswärtigen Beſitzungen ſcheinbar an allen Lebensadern unterbundene Feind ſchon ein Jahrzehnt nach der Schlacht bei Zama ſich zur ſofortigen Bezahlung der noch auf vierzig Jahre hinaus geſtundeten Raten der Kriegskoſten erboten hatte.

Der alte Cato, der nicht ruhen konnte, bis der Vertilgungszug gegen den langjährigen Nebenbuhler beſchloſſen war, handelte darum vielleicht aus denſelben Beweggründen, wie Scipio Naſica, der zur Schonung der verhaßten Stadt riet, weil er in dem bedrohlichen Fortbeſtehen der feindlichen Macht einen dauernden Antrieb zur Tüchtigkeit und Kampfbereitſchaft für die entarteten Zeitgenoſſen erblickte. Beiden Vertretern ſo entgegengeſetzter Anträge war die Sorge um die Zukunft des eigenen Staates gemeinſam, beiden aber auch gemeinſam die treffende Würdigung eines Widerſachers, der in ſeinem Golde einen ſo mächtigen, in allen Lagen und Wechſelfällen verfügbaren Bundesgenoſſen ins Feld führen konnte.

Viel länger als die Kriege Roms mit Karthago dauerten die Fehden mit den Kelten. Seit ihre Scharen nach dem Siege an der Allia ſogar das Kapitol ſchwer bedroht und beinahe zum Falle gebracht hatten, hielten die Kämpfe mit den unbequemen Nachbarn in Oberitalien die Römer ſo unausgeſetzt in Atem, daß ſie nach dem Urteile des Polybios wegen der Gallierkriege die Ausdehnung der puniſchen Macht nicht genug überwachen und rechtzeitig eindämmen konnten. Derſelbe Schriftſteller hebt aber auch den Einfluß der Keltenkämpfe auf die Hebung ihrer Kampfestüchtigkeit hervor: aus dieſen ſeien ſie als fertige Meiſter der Kriegskunſt hervorgegangen. Wie friſch jedoch noch lange die Erinnerung an die Drangſale des Stadtbrandes fortlebte, bezeugt die Geſetzesbeſtimmung, daß beim Ausbruche eines Gallierkampfes alle Dienſtbefreiungen, ſelbſt für die Prieſter, aufgehoben ſein ſollten, ſowie das Vorhandenſein eines unantaſtbaren Reſervefonds für ſolchen Notfall bis in die Zeit der Bürgerkriege.

Geſchildert werden die Kelten der früheren Zeit als ein hochgewachſener Menſchenſchlag mit einem mehr fleiſchigen als ſehnigen Körper. Ihre Kleidung waren Hoſen und karrierte wollene Mäntel; Reiche trugen Bruſtharniſche, ſogar aus Gold, Ärmere in manchen Stämmen dagegen nur einen Schurz um die Hüften. Eine häufige Zugabe zu ihrer Kriegsrüſtung waren die Schmuckgegenſtände, ſchwere Halsketten und Armbänder aus edlem Metall und von kunſtvoller Arbeit. Weniger wertvoll waren ihre Waffen, ein langes einſchneidiges Schwert (spatha) aus ſchlechtgehärtetem Eiſen, das ſich nach dem Hiebe häufig krumm bog, Lanzen von verſchiedener Länge, zum Teil an Wurfriemen, mit langer Klinge wie das römiſche Pilum. Den Helm vertrat im Anfange der dichte aufgebundene Haarſchopf. Ihre Schilde ſtanden an Größe dem Scutum nicht nach, waren aber von geringerer Breite und hatten das Erz des Buckels

nicht auf der Außenſeite, ſondern unter dem Überzuge (Fig. 105). Die Leichtbewaffneten unter ihnen warfen als Schleuderer harte Thonkugeln. In welche Unterabteilungen ihre Streitmacht zerfiel, iſt nicht nachweisbar. Sicher war die Gliederung ſehr weit herab durchgeführt, wie aus der Zahl der erbeuteten Feldzeichen im Vergleiche mit der Geſamtſtärke des Heeres erhellt.

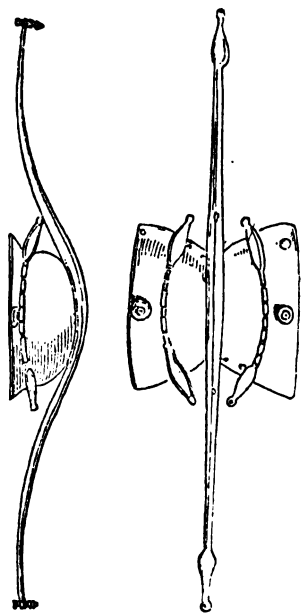


Fig. 105. Bronzebeſchlag mit Buckel eines galliſchen Schildes, gef. bei Châlons (Marne).

Im Gefechte bedienten ſich die Vornehmeren des Streitwagens, deſſen Gebrauch noch Cäſar bei den Britanniern vorfand. In wildem Jagen durchbrachen die Gefährte die feindlichen Reihen; waren dieſe in Unordnung gebracht, ſo ſprang der Kämpfer herab und focht zu Fuß, während, wie in der homeriſchen Zeit, der Lenker des Geſpannes nicht weit von ſeinem Herrn hielt, um ihm zu etwaigem raſchen Rückzuge behilflich zu ſein. Vor dem Zuſammenſtoße der Heere trat nicht ſelten ein Bramarbas mit prahleriſcher Aufforderung zwiſchen die einander gegenüberſtehenden Völker und vermaß ſich den beſten Mann der Gegner im Zweikampfe zu beſtehen. Bei ſolchen Veranlaſſungen haben ſich Römer wiederholt nicht nur Ruhm und Ehre, ſondern auch den reichen Goldſchmuck des erlegten Gegners gewonnen. Sogar die eigenen Landsleute traten gegen einander an, wenn durch übermäßigen Weingenuß die Gemüter erhitzt waren; ja empfangene Narben im Geſichte wurden künſtlich zu „Re-

nommierſchmiſſen“ erweitert. In der Schlacht drangen ſie mit ungeſtümer Haſt vor und hatten damit bei einem des Kampfes mit ihnen ungewohnten Gegner in der Regel Glück, machten aber bei wiederholtem Zuſammentreffen mit demſelben Feinde häufig ſchlimme Erfahrungen. Denn zu ſtandhaftem Aushalten waren ſie nicht beanlagt; prallte der erſte Vorſtoß ab, ſo war das Feuer ihrer Kühnheit ebenſo ſchnell verraucht, wie es aufgeflackert war, und die Kraft zu fernerem Widerſtande erlahmt. Für Reſerven ſorgten ſie ebenſowenig wie für ausreichende Lebensmittel, und ſo mußten ſie ſchließlich der planmäßigen römiſchen Kriegsführung unterliegen. Noch vor Beginn des hannibaliſchen Krieges war das Keltenland diesſeits der Alpen mit Einſchluß ſeiner Hauptbollwerke, Mediolanum und Comum, römiſcher Beſitz und dadurch dem unruhigen Wandervolke das Gelüſte nach ferneren Raubzügen dauernd benommen.

Eine zweite Periode der Gallierkämpfe brach in den letzten Jahrzehnten des römiſchen Freiſtaates an. Zwar hatten die Römer ſchon ſeit mehreren Menſchenaltern im unteren Rhônethal dauernd Fuß gefaßt und eine Provinz geſchaffen, deren Nordgrenze eine Linie von Toloſa (Touloufe) über Lugdunum (Lyon) nach dem Lacus Lemanus (Genfer See) bildete. Die Unterwerfung des ganzen Landes aber von den Pyrenäen bis zu den Rheinmündungen und die Behauptung der Eroberungem in achtjährigem, immer aufs neue emporloderndem Kriege koſtete noch ſchwere Opfer und ließ noch einmal die Erinnerung an die ſchwerſten Drangſale der Keltenkämpfe auf italiſchem Boden in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder aufleben.

Die Bewohner des von Cäſar unterworfenen Landes waren indes nicht mebr das unſtet herumziehende Volk, das raubluſtig Wohlſtand und Frieden ſeiner Nachbarn bedrohte. Sie lebten in wohlgeordneten Staaten, beſaßen fruchtbare, gut angebaute Äcker und waren darum zu um

ſo hartnäckigerer Verteidigung ihrer Freiheit und Selbſtändigkeit entſchloſſen. Große mit einander um die Führerſchaft im Lande ringende Gauverbände vereinigten die einzelnen Stämme zum gemeinſamen Handeln gegen auswärtige Feinde. Die Bellovaker beanſpruchten im Belgengebiete, Aeduer und Arverner im Binnenlande, die Veneter an der Meeresküſte die Oberhoheit über die umwohnenden Stämme und beriefen bei drohender Gefahr den Heerbann zum Schutze der Marken.

Als vorzüglich galt namentlich die keltiſche Reiterei, weniger tauglich war das Fußvolk. Anerkennung zollt Cäſar nur den Nerviern, die ſich als Nachkommen germaniſcher Einwanderer ausgaben. Ihrer todesverachtenden Tapferkeit gegenüber hatten die römiſchen Legionen einen ſchweren Stand und erkauften nur unter ſchweren Opfern den Sieg. Als eine andere Kerntruppe wird die Blutsbrüderſchaft der aquitaniſchen Sontiaten genannt, eine heilige Schar, deren Genoſſen ſich paarweiſe zur Gemeinſchaft in Luſt und Leid durch Schwur verbanden. War einer von beiden gefallen, ſo ſuchte der andere verzweifelt den Tod oder gab ſich ihn ſelbſt, um den Gefährten nicht zu überleben.

Über alle Angehörige des Bundesheeres wurden genaue Liſten geführt. Wer beim Aufgebote der Landesverteidiger ſich dem Rufe nicht ſtellte, ſogar wer zuletzt erſchien, wurde unter Martern getötet, und ſelbſt leichte Vergehen gegen die Kriegszucht durch Abſchneiden der Ohren oder Ausſtechen der Augen, ſchwerere durch den Feuertod geſühnt. Grauſam verfuhr man auch mit dem erſchlagenen Feinde, deſſen Haupt vom Rumpfe getrennt wurde und als Trinkbecher bei Gelagen dienen mußte oder einbalſamiert im Familienſchatze prangte.

Vor jedem Feldzuge wurde ein Oberbefehlshaber durch beſondere Wahl ernannt, in der Regel ein erfahrener Greis,

nur ausnahmsweiſe ein jüngerer Mann. Es war daher für den tapferen Vercingetorix eine hohe Auszeichnung, daß er für den letzten Entſcheidungskampf gegen Cäſar an die Spitze des Nationalheeres berufen wurde. Trotz ſeiner angeſehenen Stellung gelang es dem Bundesfeldherrn jedoch nicht immer, im Kriegsrate mit ſeiner Meinung durchzudringen. Oft beherrſchten leidenſchaftliche, heißblütig den Kampf verlangende Wortführer, unterſtützt von der Prieſterſchaft der Druiden, die Stimmung der Verſammlung und drängten ungeſtüm zu übereiltem Handeln. Ein Feind in abwartender Haltung war ihnen deswegen faſt immer von Anfang an überlegen. So war es im Kriege zwiſchen Arioviſt und den Aeduern: der ſchlau berechnende Germanenhäuptling machte in unzugänglicher Stellung inmitten einer waldigen Sumpfgegend die Aeduer durch Warten mürbe, bis ſie ſich unbedacht zum Losſchlagen verlocken ließen und vernichtend getroffen wurden. Gleich empfindlich rächte ſich derſelbe Fehler im Winter 57/56 v. Chr. Als der römiſche Legat Titurius Sabinus von ſeinem verſchanzten Hügel nicht zur Schlacht herabkam, ſtürmten die ungeduldigen Gallier in eiligem Laufe die Höhe hinan, begannen erſchöpft den Sturmangriff auf die Wälle und mußten im Kampfe gegen die friſchen Legionen einen verhängnisvollen Rückzug antreten, der dem ganzen Unternehmen ein Ende bereitete. Auch der belgiſche Bund ließ ſich an der Axona zu unüberlegtem Handeln gegen Cäſar verleiten, erlitt ſchwere Verluſte bei ſeinem voreiligen Losſchlagen und ging ſchließlich faſt uneinig in fluchtartiger Unordnung aus einander, verfolgt von den Hieben der nachſetzenden Reiterei.

Ebenſowenig waren ſie den Römern im Feſtungskriege gewachſen. Vielfach waren ihre Bollwerke nur Umwallungen, die, an ſchwer zugänglichen Stätten angelegt, im Frieden unbewohnt waren und erſt bei feindlichem Einfalle den Umwohnenden als Zuflucht dienten, dann ver-

mutlich auch erſt zu kräftiger Gegenwehr eingerichtet wurden. Häufig genügte ſchon die Einleitung der Berennung durch Heranrücken der römiſchen Belagerungsbauten, um den Gedanken an Widerſtand im Keime zu unterdrücken. Als gegen die Feſte der Aduatuker ein Turm von beträchtlicher Höhe ſtetig vorrückte, da grauſte es ihnen vor den unheimlichen Gegnern, die trotz ihrer kleinen Geſtalt ſo wuchtige Laſten bewegen konnten und ſie baten beſtürzt um Gnade. Ähnliches ereignete ſich auch vor andern feſten Plätzen des Belgenlandes. Nur nach dem Süden zu, wo man durch langjährige Berührung mit den Eroberern auch deren Kriegführung kennen gelernt hatte, vor Gergovia, Avaricum, Aleſia und in Aquitanien, wo Veteranen aus der Schule des Sertorius ihre Erfahrungen in den Dienſt der nationalen Sache ſtellten, begegneten die Römer hartnäckigem Widerſtande und geſchickten Verteidigungsmaßregeln. Ihre unermüdliche Rührigkeit in der Erfindung immer neuer Mittel, um den Belagerern zu ſchaden, rühmt ſogar der amtliche Bericht des Siegers, welcher ſonſt ebenſo mit der Anerkennung der gegneriſchen Tüchtigkeit kargt, wie mit den Äußerungen des Mitgefühls beim Todeskampfe einer erbarmungslos niedergetretenen Nation.

Während die Keltenſtaaten ihrer politiſchen Selbſtändigkeit unter den zermalmenden Streichen der römiſchen Legionen verluſtig gingen, vermochte der Sieger nicht ſo leichten Kaufes in Germanien Fuß zu faſſen. Das erſchwerten außer den breiten, reißenden Strömen die unwegſamen Wälder und Sümpfe im Innern des Landes. Öſtlich vom Rhein und nördlich vom Main waren daher die Beſitzungen der Römer nie von Belang, ebenſowenig ihre Siege von dauernder Bedeutung. Die ſchwerſten Schläge und Niederlagen erlitten unſere Altvordern nicht in der Heimat, ſondern wenn ſie losgelöſt von der vaterländiſchen

Erde auf der Suche nach neuen Wohnſitzen in die Fremde zogen und ihrer urſprünglichen Lebensweiſe untreu geworden dem erſchlaffenden Einfluſſe einer verfeinerten Kultur erlagen oder durch Schwanken in ihren Entſchließungen es nicht verſtanden, ihre Siege rechtzeitig auszunutzen, wie die Cimbern und Teutonen. Ebenſo unglücklich endete der Zug des Arioviſt nach Gallien. Erſt zur Zeit der Völkerwanderung gelang es daher deutſchen Stämmen, ſich dauernd im Süden ſeßhaft zu machen, als das zerfallende Reich der Cäſaren keine ebenbürtigen Streiter mehr ihrem Andringen entgegenſtellen konnte.

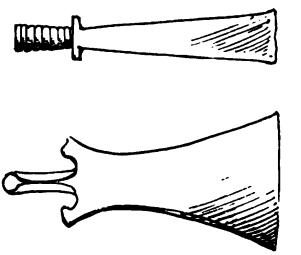


Fig. 106. Germaniſche Frameaklingen.

Das Losbrechen des Unwetters hatten indes klarblickende Römer längſt geahnt. Schon im erſten Jahrhundert n. Chr. ruft Tacitus in ſeiner Germania aus: „Möge bei dieſen Völkern, wenn nicht Liebe zu uns, wenigſtens Haß unter einander herrſchen und fortwähren, da ja bei des Reiches Niedergange das Schickſal uns nichts Höheres gewähren kann als der Feinde Zwietracht!“

Weit wertvoller als dieſe Anerkennung aus dem Munde eines Gegners iſt deſſen Schilderung germaniſchen Lebens in Krieg und Frieden, zugleich die älteſte ausführliche Quelle für die deutſche Kulturgeſchichte.

Unter den Waffen wird in dieſem Werkchen neben Schwert, Schild und den Helmen aus Metall oder Tierhaut als beſonders wirkſam und furchtbar die Framea genannt, eine Lanze mit meißelartigem Eiſen (Fig. 106), die für Wurf, Stoß und Hieb gleich treffliche Dienſte leiſtete. Aus andern Berichten wiſſen wir, daß auch Keule, Bogen und

Pfeile sowie pfeilartige Wurfgeschosse (Fig. 107) mit Bleibeschwerung in Gebrauch waren, namentlich aber eine Harpune, mit welcher der getroffene Schild dem Feinde aus den Händen gerissen wurde.

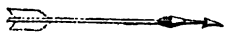


Fig. 107. Germanischer Wurfpfeil.

Frühzeitig übte sich die männliche Jugend im kriegerischen Spiele und der Handhabung der Wehr; der zum Kämpfer als tüchtig erfundene Jüngling bekam, ähnlich wie in Griechenland, bei seiner Mündigwerdung die Rüstung — sogar bei Verlobungen beschenkten sich Braut und Bräutigam mit Waffen als Mahlschätzen — und zog nunmehr als wehrfähiges Mitglied seines Stammes in die Schlacht, zunächst als Gefolgsmann eines Edlen aus demselben Gaue und kämpfte, wenn hier längere Zeit Frieden herrschte, unter ihm auch bei den Nachbarn, um sich in seinem Dienst Ruhm und Ehre zu erwerben. Von ihm erhielt er Streitroß, Rüstung, reichlichen Sold neben guter Verköstigung und leistete ihm dafür treue Gefolgschaft bis in den Tod. „Sobald es zum Kampfe kommt, so ist es Schande für die Mannen, es dem Fürsten an Tapferkeit nicht gleich zu thun. Schmach und Schande bringt es für das ganze Leben, den Anführer zu überleben und ohne ihn aus der Schlacht heimzukehren. Ihn zu verteidigen, ihn zu schützen, die eigenen Heldenthaten ihm zum Ruhme anzurechnen ist höchste Eidespflicht. Die Fürsten kämpfen für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten."

Der zum Feldzug aufgebotene Heerbann eines Stammes, den nicht der Vornehmste und Angesehenste, sondern der tüchtigste Krieger führte, setzte sich aus Familienverbänden zusammen, weil man in der Nähe der Blutsverwandten einen besondern Sporn zur Tapferkeit erblickte. Auch die Anwesenheit der Frauen während der Schlacht übte einen mächtigen Einfluß auf die Kämpfer aus; öfters haben diese Zuschauerinnen die wankenden Reihen der Männer durch

ihre Bitten und Vorſtellungen zu heldenmütigem Widerſtand gegen den ſiegreichen Feind angefeuert oder dieſem bei der Wagenburg einen blutigen und verluſtreichen Empfang bereitet.

Die üblichſte Art des Angriffes war der Vorſtoß in einem feſtgeſchloſſenen Keile von der Form eines Eberkopfes, eine Kampfweiſe, die ſehr wirkſam war, wenn der Einbruch in den Feind gelang, aber im Falle des Mißglückens weitere Bewegungen erſchwerte, ſelbſt wenn die vorderſten Glieder nicht, wie bei den Cimbern, mit Ketten an einander gebunden waren. Leichte, zerſtreut fechtende Fußtruppen waren daher unumgänglich nötig. Es waren dies die hundert Behendeſten aus jedem Gaue, die unter die Reiterei gemiſcht mit ihr gleichzeitig vorgingen, die feindlichen Roſſe durchbohrten, beim Rückzuge aber an die Mähnen der Pferde geklammert mit den Rennern Schritt zu halten vermochten. Daß den Wert dieſer gemiſchten Truppe auch Cäſar zu ſchätzen wußte, bezeugt die Einführung derſelben in ſeinem Heere während der letzten Kriegsjahre in Gallien.

Der Angriff der Berittenen erfolgte gegen die Front oder durch Schwenkungen gegen die Flügel des Feindes; nach Bedarf ſaßen ſie auch ab und hatten ihre unanſehnlichen Pferde ſo vortrefflich abgerichtet, daß ſie, ohne angebunden zu ſein, auf derſelben Stelle ſtehen blieben und ihren Reiter erwarteten, bis derſelbe zu raſcherem Vorgehen oder zum Rückzuge wieder auffaß.

Reſerven gab es bei den Germanen nicht. So lange waffenfähige Männer vorhanden waren, ſuchten ſie in fortgeſetztem Anſturme den Feind zu ermüden und ſparten dabei die eigenen Kräfte nicht. Erſt allmählich wurden ſie durch Schaden klug. Namentlich von den Chatten rühmt Tacitus, daß ſie den Angriff auf gelegene Zeit verſchoben, nicht mehr dem ungewiſſen Glücke, ſondern der

Tapferkeit vertrauten, ſich bei Nacht verſchanzten, vor allem aber gelernt hatten mehr als bisher den Anordnungen der Feldherren ſich zu fügen. Auch der Erfolg des Arminius gegen Varus zeigt, wie gelehrige Schüler die Meiſter der Kriegskunſt im Altertume an den Germanen gefunden hatten.

Ein Volk, das ſo zuverſichtlich auf ſeine Kampfestüchtigkeit baute und bauen konnte und voll Verachtung gegen jede geregelte Berufsthätigkeit auch dem Bauhandwerke geringe Beachtung ſchenkte, konnte in der Befeſtigungskunſt nur Untergeordnetes leiſten. Auf dem Kriegszuge diente die in Form eines oder mehrerer konzentriſchen Kreiſe aufgeſtellte Wagenburg als Schutz gegen unvermutete Überfälle und als letzter Rückhalt der Geſchlagenen; ſtärkere Bollwerke waren die Mauerringe auf den Vorhöhen der Gebirge oder an geeigneten Punkten der Ebenen, Anlagen, die meiſt aus aufgeworfenen Erdwällen und einer kunſtlos geſchichteten ſteinernen Umfaſſung beſtehen, häufig in mehrere Abſchnitte mit trennenden Gräben zerfallen und in ihrer Größe bedeutenden Schwankungen unterliegen. Manche ſind von ſo geringer Innenfläche, daß kaum hundert Mann darin Platz haben konnten; andere boten Raum für tauſend und noch mehr Verteidiger. Ein Außengraben fehlte meiſt; wie es ſcheint deshalb, weil die Angegriffenen ſich gegen die Einſchließung nicht durch künſtliche Verteidigungsmittel, ſondern durch kräftige Ausfälle aus ihrer erhöhten Stellung zu wehren ſuchten und dabei in einer zu durchſchreitenden Vertiefung ein ebenſo unbequemes Hindernis zu bewältigen gehabt hätten als die Stürmenden. Lieber benutzte man als Annäherungshinderniſſe dichte Hage aus Dornhecken, wie ſie als Schutz der Dörfer gegen Reiterei ſchon Cäſar in Gallien bei den Nerviern antraf, die ſich ihrer germaniſchen Abkunft gegen die umwohnenden Kelten rühmten. Solche Befeſtigungen dienten auch im eigent-

lichen Deutſchland neben langen Dämmen zur Sicherung ganzer Landſtriche oder im Kriege als Stützpunkte der Heere, wie der Grenzwall der Angrivarier dem Arminius gegen Germanicus.

In ſpäterer Zeit wurden die Germanen als gefürchtete Gegner im Feſtungskriege beim Sturm auf die einſt unüberwindlichen Städte der Länder am Mittelmeere gerühmt. Selbſt das ſtolze Rom, deſſen Mauern zu brechen einem Hannibal unmöglich erſchienen war, erfuhr die Demütigung, daß es auf der einſtigen Siegesſtraße ſeiner Triumphatoren die nordiſchen Scharen zum Kapitol emporſteigen ſah.

Verzeichnis der Abbildungen.

Fig.		Seite
1.	Kämpfende Krieger. Vaſenbild	6
2.	Kampf um den Leichnam Achills. Aus einem chalkidiſchen Vaſenbild	7
3.	Bronzener Gürtelbeſchlag aus Euboia. Helbig, Homeriſches Epos	8
4.	Krieger im Ausmarſche. Mykeniſche Vaſenſcherbe	9
5 und 6.	Beinſchienen	10
7.	Dolchklinge aus Mykenai	11
8.	Vom Nereidenmonument in Xanthos	12
9.	Schild mit Fahne. Vaſenbild	13
10 und 11.	Lanzenſpitzen. Aus Dodona	13
12.	Schwert aus Mykenai	14
13.	Schwertgriff aus Kerkyra	14
14.	Bogenſpannender Herakles. Boiotiſche Münze	15
15 und 16.	Pfeilſpitzen aus Megalopolis und Dodona	15
17.	Krieger und Wagenlenker auf dem Zweigeſpann. Thonrelief des Louvre	18
18.	Belagerungsſcenen. Relief von Gjölbaſchi	22
19.	Patroklos von Achill verbunden	25
20 und 21.	Krieger ſich rüſtend. Schale des Duris	34 und 35
22.	Abſchiedsſpende. Schale des Duris	36
23.	Grabſtele des Ariſtion	37
24.	Boiotiſcher Schild	38
25.	Macedoniſcher Reiter. Oktodrachme Alexanders I. von Macedonien	42
26.	Muſterung der für den Reiterdienſt angemeldeten jungen Athener. Schale aus Orvieto.	zu 43
27.	Brüſtungsrelief der Säulenhalle auf der Burg zu Pergamon	44
28 und 29.	Griechiſche Sporen. Aus Dodona	45
30.	Spornbefeſtigung. Von der Matteiſchen Amazone des Vatikan	45
31.	Zaum aus Dodona	45
32.	Tropaion. Boiotiſche Münze	47
33.	Peltaſt. Vaſenbild	63
34.	Alexanderſchlacht. Mosaik aus Casa del Fauno, Pompeji	zu 66
35.	Aſiatiſcher Krieger. Relief von Konieh	68
36.	Skythiſche Tracht und Bewaffnung. Von einer Metallvaſe aus der Krim	69
37.	Horizontalgeſchütz (Euthytonon). Aus Müllers Handbuch der klaſſiſchen Altertumswiſſenſchaft	83
38.	Winkelgeſchütz (Palintonon). Aus Müllers Handbuch der klaſſiſchen Altertumswiſſenſchaft	85
39.	Löwenthor von Mykenai	89
40.	Belagerungsſcenen. Friesteile des Heroons zu Gjölbaſchi	zu 90
41.	Erſtürmung der feindlichen Stadt. Vom Nereidendenkmal zu Xanthos.	zu 90

Fig.		Seite
42.	Wachtturm zu Andros . . .	92
43.	Widderſchildkröte. Vom Bogen des Septimius Severus . . .	94
44a	und b. Stadtthor zu Meſſene, reſtauriert . . . . . zu	104
45.	Grundriſs eines Thors zu Meſſene	104
46.	Stadtthor von Nikaia. Nach Texier, l'Asie Mineure . . .	105
47.	Seeräuber im Kampfe gegen ein Handelsſchiff. Vaſe aus Caere zu	109
48.	Stachelſchiff auf einer Dipylonvaſe aus Helbig, Homeriſches Epos	110
49.	Stachelſchiff auf einer Dipylonvaſe aus Helbig, Homeriſches Epos	110
50.	Zweiruderer (Diere) nach Mikali, Ant. mon. tav. 203	110
51.	Attiſche Triere (Gesamtanſicht). Nach Lemaitre	111
52.	Relief mit einer Triere, beim Erechtheion gefunden . . .	112
53.	Anker und Tauwerk. Relief vom Triumphbogen zu Orange . .	114
54.	Bronzenes Bugbild eines antiken Fahrzeuges. Gefunden b. Aktium	115
55.	Bronzemünze des Hadrian . .	115
56.	Etruskiſcher Krieger. Bronze in Florenz	135
57.	Brust- und Rückenharniſch aus einem etruskiſchen Grabe . .	136
58.	Marsch im Viereck (Agmen quadratum). Von der Antoninssäule	136
59.	Römiſches Schwert. Gefunden bei Bonn	137
60.	Römiſches Schwert mit Scheide. Gefunden bei Mainz	137
61.	Grabſtein des Legionars Q. Petilius. Gef. bei Bonn . . .	138
62.	Gürtel. Gef. bei Neapel . .	138
63.	Römiſcher Dolch aus Speier .	139
64.	Soldatenſchuh (caliga). Muſeum zu Mainz	139
65.	Römiſcher Helm. Gefunden zu Niederbiber	139
66	a, b, c, d Römiſches Pilum .	140
67.	Auszug des römiſchen Heeres. Relief der Trajansſäule . . zu	142
68.	Schleuderbleie (glandes) aus Italien	143
69.	Grabſtein des C. Marius, gef. bei Bonn	143
70.	Buccina. Nationalmuſeum zu Neapel	144
71.	Plan eines römiſchen Lagers. Nach Niſſen	147
72.	Soldaten einen Wall errichtend. Trajansſäule	149
73.	Soldaten auf einem Damme ein Geſchütz aufſtellend. Trajansſäule	151
74.	Grabſtein des Signifer Pintaius. Gef. bei Bonn	158
75.	Reſte eines römiſchen Feldzeichens. Gef. bei Niederbiber	159
76.	a, b Cäſars Rheinbrücke . .	167
76.	c Cäſars Rheinbrücke. Nach Dahn	168
77.	a, b, c Streitkolben	171
78.	Germaniſcher Hilfsſoldat. Trajansſäule	172
79.	Armbruſt und Köcher. Von einem Grabrelief	172
80.	Aſiatiſche Hilfstruppen. Trajanssäule	173
81.	Daciſche Hilfstruppen. Antoninsſäule	174
82.	Prätorianer. Rellef des Louvre	175
83.	Grabſtein des Centurionen Q. Sertorius	180
84.	Dekorierter Centurio (Manius Caelius)	184
85.	Relief eines Claudiusbogens .	186
86.	Kyklopiſche Mauer	192
87.	Quaderbau	192
88.	Mauerwerk aus unbehauenen Bruchſtücken und Mörtel . .	193
89.	Netzverband mit Ziegelbau abwechſelnd	193
90.	Grundriſs eines Teiles der Stadtmauer von Pompeji . .	193
91.	Anſicht der Stadtmauer von aufsen	194
92.	Durchſchnitt der Stadtmauer von Pompeji	194
93.	Bruſtwehr der Stadtmauer von Pompeji	195
94.	Durchſchnitt eines Turmes . .	195
95.	Plan des Herculaner Thors zu Pompeji	196
96.	Thor von Volterra	197

*

Fig.		Seite
97.	Porta Nigra zu Trier . . .	198
98.	Porte Saint-André zu Autun .	199
99.	Porta Borſari zu Verona . .	200
100.	Römiſche Wachtpoſten, Alarmhäuſer und Magazine. Trajansſäule . . . . . zu	201
101.	Opfer d. Kaiſers an der Donaubrücke. Trajansſäule . . .	202
102.	Angriff auf eine germaniſche Befeſtigung. Marc Aurelsſäule	204
103.	Erſtürmung d. daciſchen Hauptſtadt. Trajansſäule . . . zu	205
104.	Onager	215
105.	Bronzebeſchlag mit Buckel eines galliſchen Schildes gef. bei Châlons (Marne)	222
106.	Germaniſche Frameaklingen. Muſeum zu Kaſſel	227
107.	Germaniſcher Wurfpfeil aus Mainz	228

Druck von August Pries in Leipzig.